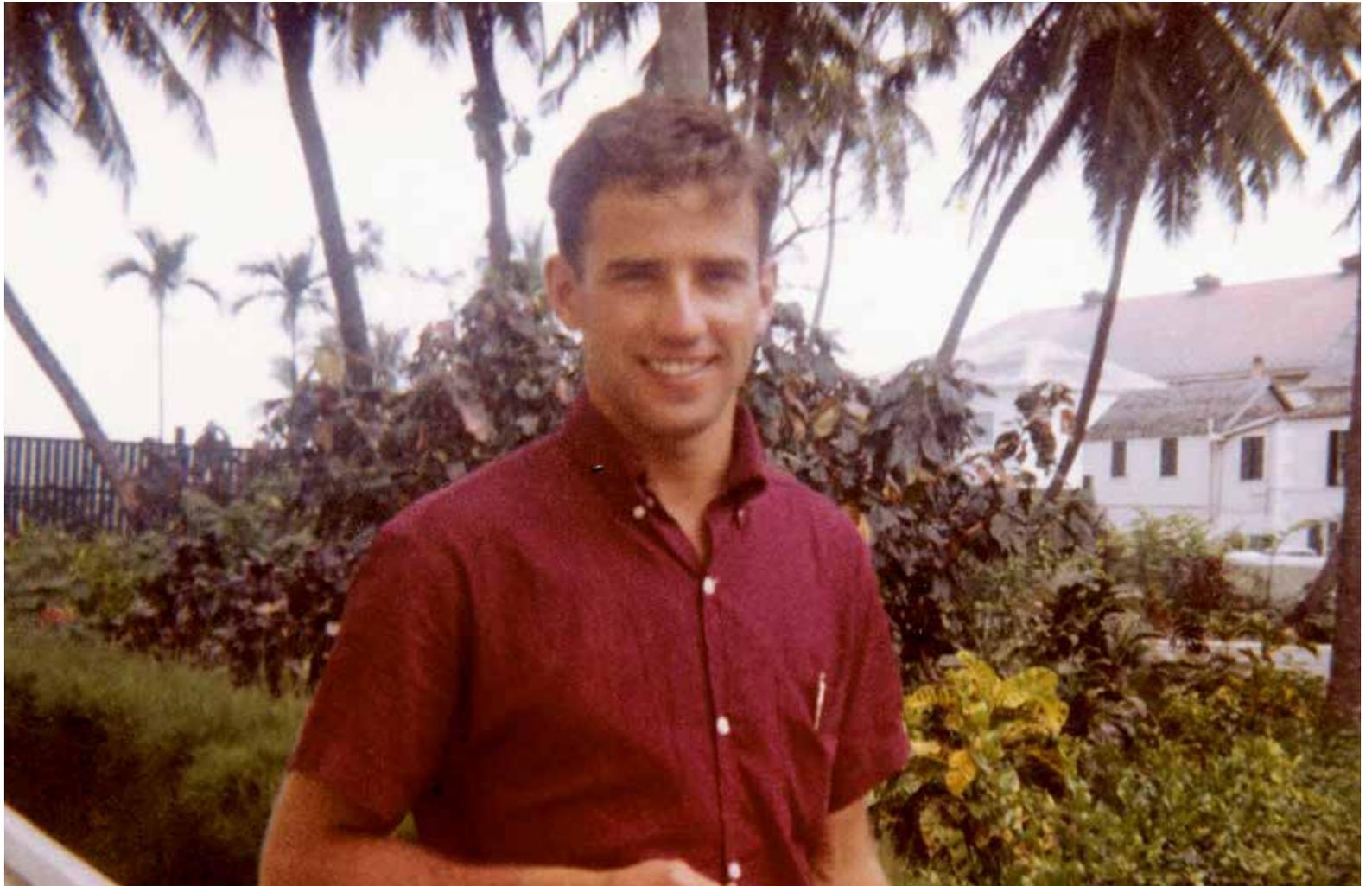


DIE WELTWOCHEN



Joe Biden

Wie er sein Schicksal meisterte.

Peter Rothenbühler

Wollt ihr die Wirtschaft ganz zerstören?

Welpenweicher Widerstand gegen die fatale Konzern-Initiative. *Beat Gygi*



**SCHLAFLOS?
ÜBERMÜDET?
GEREIZT?**

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen | T +41 41 825 48 48 | ameos.ch

ZURICH | GENEVA | LUGANO | LUXEMBOURG | BEIJING | HONG KONG | DENMARK

**Swiss tradition.
European roots.
Eastern expertise.**
To meet both
your personal and
corporate needs.

**Wealth Management &
Corporate Advisory solutions.**

www.bil.com/swisstradition



**BANQUE
INTERNATIONALE
À LUXEMBOURG
| SUISSE**

Was von Trump bleibt

Und schon singen die Engelschöre. Kaum rufen die Medien Joe Biden zum Sieger aus, teilen sich die Wolken, geht die Sonne auf. Noch letzte Woche waren die USA ein unheilbar rassistisches Land mit einem faschistischen Ungeheuer im Weissen Haus. Jetzt wird alles gut. Die Probleme lösen sich auf. CNN-Journalisten weinen vor Glück, und niemand scheint sich sonderlich daran zu stören, dass diese Wahlen gar noch nicht entschieden sind.

Tatsächlich steht der Sieger erst dann fest, wenn alle Stimmen gezählt und die juristischen Anfechtungen geklärt sind. Der Rechtsstaat gilt auch für Donald Trump. Seine Gegner walzen im Triumphrausch darüber hinweg. Skeptiker sollen gefälligst den Mund halten. Dabei könnten die hauchdünnen Resultate in den Schlachtfeldstaaten noch umgestossen werden. Verfrüht sind deshalb auch die Gratulationen von Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga aus Bern.

Bidens Versöhnung

Kommt jetzt die grosse «Heilung»? Der in Führung liegende Joe Biden lässt sich als Versöhner feiern. Dahinter steckt der Vorwurf an den Amtsinhaber, er und nur er habe die Vereinigten Staaten krank gemacht. Diese Diagnose ist falsch. Donald Trump ist nicht der Urheber, er ist das Produkt der Zerklüftung. Seine Überraschungswahl vor vier Jahren war eine Ohrfeige ans Establishment. Zu viele Amerikaner fühlten sich im Stich gelassen und waren unzufrieden mit der Politik. Darum schickten sie einen Nichtpolitiker nach Washington.

Die Medien höhnen und fluchen, Trump sei ein miserabler Verlierer. Auf CNN vergleichen sie ihn mit südamerikanischen Despoten. Prominente Demokraten fordern schwarze Listen von «Trump-Ermöglichern» oder regen an, die republikanische Partei «kollektiv niederzubrennen». Gut möglich, dass die von Biden versprochene Läuterung in eine Säuberung ausartet. Auch Michelle Obama twitterte ungnädig, über 70 Millionen Amerikaner hätten für «Lügen, Hass, Chaos und Spaltung» gestimmt. Das klingt nicht nach Heilung. Das klingt nach Verachtung und Vergeltung.

Ist Trump ein schlechter Verlierer? Erstens hat er noch nicht verloren. Zweitens sind die Demokraten die schlechtesten Verlierer, die man sich vorstellen kann. Ihre Niederlage von 2016 akzeptierten sie nie. Den rechtmässig gewählten Präsidenten Trump verfolgten sie mit fabrizierten Geheimdienst-Dossiers und erfundenen Verschwörungen. Sogar ein Amtsenthebungsverfahren fädelten sie ein, erfolglos. Was die Nichtanerkennung von Wahlresultaten angeht, kennen Fantasie und Energie der Demokraten keine Grenzen.

Gab es Wahlbetrug im grossen Stil? Bis jetzt legte Trump keine Beweise vor. Niemand bestreitet, dass geschummelt wurde. Offen ist das Ausmass. Es war schon gespenstisch, wie in der Wahlnacht die Kurven für Biden auf einmal senkrecht nach oben schossen. Erstaunlich viele Tote sollen für den Senator aus Delaware gestimmt haben. In Pennsylvania öffnete der Gouverneur die Schleusen für spät eingereichte Briefwahlzettel. Wenig vertrauensbildend wirkte, dass sich die Republikaner den Zugang zu einigen Stimmlokalen gerichtlich erstreiten

mussten. Das Thema Wahlbetrug ist nicht so ausserirdisch, wie Trump-allergische Medien behaupten. In Philadelphia musste erst kürzlich ein Offizieller deswegen ins Gefängnis.

Was bleibt von Trump? In den USA gibt es den Ausdruck «Trumpismus». Doch Trump ist Unternehmer, Pragmatiker. Eine fusstaugliche Philosophie hat er kaum, dafür ein Bauchgefühl. Das Normalste an ihm ist vermutlich seine Politik. Und obwohl ihn die Medien zum Monster machten, holte er sieben Millionen Stimmen mehr. In Rekordzahl waren Schwarze, Latinos und Asian Americans für ihn. Bei den älteren weissen Männern hingegen verlor er. Trump, der angebliche Rassist, ist in Wahrheit Multikulti.

John Wayne der Politik

War Trump zu siegessicher, zu arrogant? Hätte er etwas weniger Napalm vertwittert, wäre er womöglich durchgekommen. Er setzte voll aufs Volk und erlaubte sich gegen die Elite jede Grobheit. «Er ist populärer als die Beatles», jubeln seine Fans. Sie lieben ihn, weil er sich nicht unterkriegen lässt. Die Mächtigen verachten das Volk als «Kübel der Beklagenswerten». Trumpismus ist, wenn man sich diese Überheblichkeit nicht bieten lässt. Doch Liebe macht auch übermütig. Und Trump ist der zwanghafte Gewinner. In der Politik aber muss man so gewinnen, dass die Verlierer nicht merken, dass sie verloren haben. Zu viele Verlierer sind des Siegers Tod.

Trump ging nach Washington, um den «Sumpf» auszutrocknen. Er war wie ein Westernheld aus diesen alten Filmen von John Ford, der glorreiche Revolvermann, dem die ängstlichen Dorfbewohner einen Sheriffstern anheften, damit er sie vor der Bande des fetten Rinderbarons rettet. In den Filmen enden die Revolverhelden meistens tragisch. Sobald sie den Job gemacht haben, werden sie von den gleichen Dorfbewohnern davongejagt. Die Barone kehren zurück. So ein John Wayne der Politik ist Trump. Trotzdem holte er über 70 Millionen Stimmen. Diese 70 Millionen Amerikaner sehnen sich weiterhin nach ihrem Hel-den. Sie werden nicht verschwinden. R.K

Qualität ist nicht unser Anspruch, sondern eine Selbstverständlichkeit.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Konzernvertreibungs-Initiative, US-Wahlen, Heilsarmee, Bruno Maçães, Hamed Abdel-Samad, Magie des Geldes

Die Wirtschaft kämpft mit dem Bild eines Hündchens gegen die sogenannte Konzernverantwortungsinitiative. Der welpenweiche Widerstand der Bürgerlichen unterschätzt das brandgefährliche Anliegen der Linken. Beat Gygi zeigt auf, warum diese Konzernverantwortungsinitiative für die Schweiz eine Konzernvertreibungsinitiative wäre. In Zeiten von Corona, Wirtschaftsdepression und hohen Arbeitslosenzahlen ist dieser Vorstoss das Letzte, was die Schweiz jetzt brauchen kann. **Seite 26**

Nicht mehr enden will der US-Wahlkampf. Wir bringen zwei grosse Porträts von Joe Biden und Kamala Harris. Dabei interessiert uns weniger das Politische. Im Zentrum stehen die Menschen, ihre Lebensläufe. Peter Rothenbühler, Spezialist für interessante Biografien, erzählt, wie Biden sein schwieriges Schicksal meisterte. Beatrice Schlag ergründet Kamala Harris. Wie ist die Stimmung in den USA? Urs Gehriger berichtet. Roger Kimball untersucht den fragilen Gesundheitszustand des mutmasslichen Trump-Besiegers Biden. John Fund widmet sich dem Thema Wahlbetrug. **Seiten 14–24**

Die Schweizer Heilsarmee, die sich für die Konzern-Initiative starkmacht, ist selber ein mächtiger Konzern. 2000 Angestellte hat die Freikirche auf ihrer Lohnliste – und eine Bilanz von fast 600 Millionen Franken. Die Unterkünfte für begleitetes Wohnen für Randständige gibt's allerdings nicht für Gottes Lohn: 4593 Franken pro Monat zahlt das Stadtzürcher Sozial-

amt an die Heilsarmee für ein Bett in einem kleinen Doppelzimmer ohne WC und Bad. Ein Immobilienbesitzer bot der dort hausenden Klientin ein schönes Einzimmer-Appartement für 1400 Franken netto an. Doch die Stadt Zürich zahlt lieber mehr als das Dreifache. **Seite 8**

Der gebürtige Portugiese Bruno Maçães ist überzeugt, dass die Geschichte jetzt be-

gonnen habe. Zu dieser provokativen Schlussfolgerung ist er durch Analysen der Rolle der USA und der asiatischen Herausforderung gekommen. Angesichts der bevorstehenden Wachablösung in Washington und den Spannungen zwischen China und den USA bietet das Interview mit dem Ex-Europaminister der portugiesischen Regierung überraschende Erkenntnisse. **Seite 30**

Hamed Abdel-Samad gehört zu den gefährdeten Menschen Deutschlands. Tritt er aus dem Haus, begleiten ihn mehrere Polizisten. Wird er in einem Auto zu einem Termin gefahren, handelt es sich um einen gepanzerten Wagen. Absolviert er einen öffentlichen Auftritt, trägt er eine kugelsichere Weste. Der deutsch-ägyptische Politikwissenschaftler und Bestsellerautor schildert, wie Europa im Umgang mit den Islamisten versagt. **Seite 40**

Krisen und Umbrüche pflügen die Finanzmärkte um. In ihrem Spezial zur «Magie des Geldes» bietet die *Weltwoche* einen Kompass fürs erfolgreiche Navigieren durch die neue Umgebung: Verschärfen die Corona-Schulden die Gefahr einer Geldentwertung? In welche Anlageklassen sollte man jetzt investieren? Was hat es mit dem Ansturm auf Finanzprodukte, die nachhaltige Investitionen versprechen, auf sich? Und: Wo ist in Zukunft der Platz des Schweizer Bankenzentrums im globalen Wettbewerb? **Seiten 49–58**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.
Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.
 Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.
Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

jura[®]

«Frisch
gemahlen,
nicht
gekapselt.»

Roger Federer

Roger Federer
Grösster Tennis-Champion
aller Zeiten



Nur wer sich ständig weiterentwickelt, schafft es, an der Spitze zu bleiben. Das gilt für Tennis-Maestro Roger Federer genauso wie für Innovationsleader JURA. Deshalb wurde die erfolgreiche E8 komplett neu konzipiert und mit Technologien der Premium-Klasse auf ein neues Level gehoben. Dank des Professional Aroma Grinder gelangen 12,2% mehr Aroma in die Tasse. Die One-Touch Lungo-Funktion bereitet bekömmliche, verlängerte Spezialitäten zu. Für einen natürlichen Energiekick sorgt die Extra-Shot-Funktion. Hippe Trendgetränke wie Flat White oder Cappuccino zaubert die E8 in Perfektion in die Tasse und führt die anschliessende Milchsystem-Reinigung im Nu vollautomatisch durch. Lassen Sie sich jetzt von der besten E8 aller Zeiten begeistern. JURA – If you love coffee. jura.com



Heiteres Beruferaten.
Seite 18



Feindbild Wirtschaft:
Seite 26



Wer war Karl Lagerfeld?
Seite 60

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Süsser die Kassen nie klingeln
- 9 Peter Rothenbühler Liebe Tamynique
- 10 Tagebuch Wendy Holdener
- 11 Bern Bundeshaus
Departement für Verkehrsverhinderung
- 12 Blick in die Zeit
- 14 Amerika nach der Wahl
Wie schön singt uns der Engel Schar
- 16 Chaos mit Ansage Tücken des
amerikanischen Wahlverfahrens
- 17 Hansrudolf Kamer
Biden und die Seele Amerikas
- 18 Achterbahn von Glück und Trauer
Peter Rothenbühler über Joe Biden
- 20 Silicon Valleys heiliger Krieg
Der verheerende Einfluss von Big Tech
- 21 Bedauernswert hinfalliger Mann
Präsident Trumps Fifty-fifty-Chance
- 22 Ihr Aufstieg ist steil, aber nicht gradlinig
Wofür steht eigentlich Kamala Harris?
- 24 Personenkontrolle
- 24 News Kleines Zeitfenster
für Trumps Anwälte
- 26 Wollt ihr die Wirtschaft noch ganz
zerstören? Schwacher Widerstand
gegen die Konzerninitiative
- 27 Mörgeli Verbissene Überbeisser
- 28 Wellen des Staunens
Säida Keller-Messahli über Tariq Ramadan
- 29 Peter Bodenmann
Warum lügt uns Keller-Sutter an?

- 30 Die Geschichte hat soeben begonnen
Politologe Bruno Maçães
über die künftige Weltordnung
- 34 Tyrannei der Gebildeten
Rudolf Strahm über akademische Eliten
- 35 Katharina Fontana
Die neue Lust am Moralisieren
- 36 Vincenz verspielte sein Glück im Milieu
Der tiefe Fall des Ex-Raiffeisen-Chefs
- 38 Freiwilliger Maskenzwang
Widersprüchliches Covid-19-Regime
- 38 News Justiz rehabilitiert
Amtsarzt von Wattwil
- 39 Kurt W. Zimmermann
Hurra, heute spalten wir die Demokratie
- 40 Geister, die Europa rief
Hamed Abdel-Samad über Islamismus
- 42 Als Süddeutscher in der Schweiz
Rechtfertigung von Klaus Marhudt
- 43 Die Frauen-Freisinnige
Susanne Vincenz-Stauffacher
- 45 Henryk M. Broder
Der Islamismus gehört zu Deutschland
- 46 Leserbrief
- 47 Nachrufe
Saeb Erekat, Hans-Heinrich Zweifel
- 48 Beat Gygi Wo die Verwaltung
neue Branchen schafft

LEADER: MAGIE DES GELDES

- 49 Magie des Geldes
- 48 Kommt es zur Inflation?
- 50 Weltwoche-Experten-Panel 2020
- 56 Zukunft des Schweizer Finanzplatzes
- 58 Nachhaltig investieren – aber wie?

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Fleiss, Ehrgeiz, Disziplin
Der Mensch hinter Karl Lagerfeld
- 61 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Games «Watch Dogs: Legion»
- 68 Serie «Frieden»
- 69 Film «I Am Greta»
- 70 Pop Die Ärzte
- 71 Klassik Christoph Koncz,
Les Musiciens du Louvre
- 71 Jazz Vera Kappeler

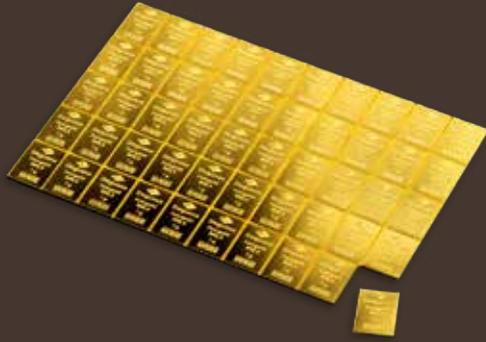
LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Sehnsuchtsorte
- 75 Lebensläufe
- 75 Thiel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dr. M
- 79 Mittagessen mit Urs Lehmann
- 80 Hollywood-Killer
Netflix-Gründer: Reed Hastings
- 82 Tamara Wernli Da bin ich raus

Degussa



GOLD UND SILBER.



DIE MAGIE DES GOLDES. SEIT 6'000 JAHREN EINE GANZ RATIONALE ENTSCHEIDUNG.

Der Goldpreis ist nicht nur dieses Jahr beachtlich angestiegen. Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsätzliches Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster banken-unabhängiger Edelmetallhändler in Europa beraten wir Sie umfassend bei Ihrer Anlage in physische Investmentbarren und -münzen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00



ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Süsser die Kassen nie klingeln

Die Heilsarmee Zürich lässt sich vom Sozialstaat monatlich 4590 Franken für ein Bett in einem Doppelzimmer bezahlen. Überhaupt arbeitet der Kirchenkonzern hocheffizient.

Christoph Mörgeli

Wenn es weihnachtet in den Geschäftsstrassen, sammelt die Heilsarmee für ihre Topfkollekte. Entgegen der Überzeugung des wohlmeinenden Publikums spielt diese finanziell kaum eine Rolle; es handelt sich dabei hauptsächlich um eine öffentlichkeitswirksame Imagekampagne. Denn die Adventskollekte bringt den Schweizer Salutisten gerade mal eine Million Franken ein. Dies ist ein Klacks für einen Konzern mit 2000 Angestellten und einer Bilanz von gegen 600 Millionen Franken. Ein Drittel der Ausgaben trägt die öffentliche Hand für die Erfüllung staatlicher Leistungsaufträge. Wahrscheinlich ist den mitfühlenden Mitmenschen, die ihre Münzen und Noten in den Spendentopf werfen, auch kaum bekannt, dass die Heilsarmee Schweiz 2019 an der Börse 12,5 Millionen Franken verdient hat. Allein ihr Immobilienbesitz hat den Wert einer Viertelmilliarde Franken.

«Absoluter Wucher»

«Suppe, Seife, Seelenheil» verspricht die Tätigkeit der Freikirche. Besonders lukrativ ist das sogenannte «begleitete Wohnen», welches etwa das Korps Zürich-Zentral anbietet. In den Gebäuden Molkenstrasse und Ankerstrasse steht Wohnraum für 90 psychisch und sozial benachteiligte, kinderlose Erwachsene zur Verfügung. Sie sind körperlich nicht behindert, sondern meist Alkoholiker, die mit ihrer Sucht mehr oder weniger gut umgehen können. Da ist ein Zimmer mitten im Kreis 4 besonders begehrt. Zumal manche der Betreuten, die angeblich über kein Einkommen verfügen, nebenbei in der Prostitution arbeiten.

Während die Zimmer im Neubau an der Ankerstrasse erst Anfang dieses Jahres eingeweiht wurden, sind jene an der Molkenstrasse mittlerweile in die Jahre gekommen. Es gibt dort einige kleinere Doppelzimmer, wobei Bad und WC sich auf dem Gang befinden. Die aus Thailand stammende frühere Prostituierte K. R. teilt sich das Zimmer mit einer fremden Mitbewohnerin. Sie verfügt über kein Einkommen und wird von der IV mit einer Ergänzungsleistung unterstützt. Die Stadt Zürich richtet ihr 5603 Franken pro Monat aus

– ein Betrag, den mancher Familienvater und manche alleinerziehende Berufstätige nicht verdient. K. R. erhält für Taschengeld, Unterhalt und Anschaffungen lediglich 533 Franken. Für Krankenkassenprämie, Haftpflichtversicherung, Nichterwerbstätigenbeiträge und Steuern gehen weitere 478 Franken weg. Doch der Löwenanteil von 4593 Franken entfällt auf die Heim- und Pensionskosten, wandert also in die Kasse der Heilsarmee Zürich. Das kleine Doppelzimmer ohne Bad und WC dürfte der Freikirche also 9186 Franken eintragen – pro Monat.

Im Angebot inbegriffen sind ein Frühstück und eine einfache Mahlzeit. Was als «begleitetes Wohnen» angeboten wird, scheint sich vor allem auf die Begleitung der Mitbewohner und den Mangel an Privatsphäre zu beschränken. Laut Aussage von K. R. lebe sie im Wesentlichen selbstständig und benötige keine Hilfestellung. Sie bewohnt das Zimmer an der Molkenstrasse seit April 2007; fast 700 000 Franken hat die Heilsarmee seither von dieser «Klientin» beziehungsweise den Steuerzahlern eingenommen.

Vor einiger Zeit erhielt K. R. die Möglichkeit, in der Stadt Zürich beim privaten Vermieter P. N. ein ruhiges möbliertes Einzimmerappartement mit WC und Bad zu beziehen. Der Mietpreis inklusive Nebenkosten betrug 1400 Franken. Die Mieterin hätte ihren Wohnkomfort gegenüber dem Doppelzimmer bei der Heilsarmee deutlich verbessert und die öffentlichen Kassen entlastet. Doch das Sozial-

amt untersagte K. R. den Umzug, da gesetzlich nur 1200 Franken bezahlt werden. Als der Immobilienbesitzer und potenzielle Vermieter P. N. die Kosten des bisherigen Zimmers bei der Heilsarmee erfuhr, war er sehr aufgebracht: «Eine Monatsmiete von 4593 Franken für ein Bett in einem Doppelzimmer ist auch bei Halbpension absoluter Wucher. Als Steuerzahler und als privater Anbieter fühle ich mich doppelt verschaukelt, zumal mir die Stadt Zürich ein grösseres Projekt mit weitaus günstigerem Angebot für begleitetes Wohnen untersagt hat.»

Preise mit dem Sozialamt vereinbart

Laut der Zeitschrift *Dialog* vom Februar 2019, die sich dem Thema «Wohnen bei der Heilsarmee» widmete, setzt sich die Organisation dafür ein, «dass für jeden und jede bezahlbarer Wohnraum zur Verfügung» steht. Doch gilt das Wort «bezahlbar» auch für die öffentliche Hand, wenn diese für ein Bett den Preis einer Luxuswohnung zahlen muss? Bei privaten Vermietern sind Medien und Gerichte mit dem Wort «Wucher» rasch zur Stelle. So geschehen bei jenem zu zwei Monaten bedingt verurteilten Besitzer von «Gammelhäusern» im Langstrassenquartier, die er zu «horrenden Preisen an Randständige» vermietet habe. Die Rede war von «kleinen, spärlich ausgestatteten Einzimmerwohnungen» für «über tausend Franken Monatsmiete».

Die Heilsarmee Region Ost verteidigt sich: Die Preise und das Betriebskonzept seien mit dem Zürcher Sozialamt vereinbart. Die Kosten erklärten sich mit den Löhnen des Fachpersonals, verdient werde wenig. Auch werde demnächst renoviert.

Anfang Jahr wurde an der Ankerstrasse in Zürich das alte Heilsarmee-Zentrum durch einen Neubau mit Wohnheim à 36 Zimmer ersetzt. Die Kosten betragen etwa 14 Millionen Franken. Dieses «Hope House», so die Eigenwerbung, verbinde soziale Arbeit und kirchliche Arbeit «gewinnbringend für beide Seiten». Dass die Heilsarmee auf der gewinnbringenden Seite steht, ist unbestritten. Etwas weniger sind es wohl die Steuerzahler.



Liebe Tamynique

Ein paar Fragen habe ich noch. Erstens: Wer kriegt jetzt die Hündchen Yumi und Muffin? Und wer kriegt Sie beide? Wer steckt hinter dem «Liebes-Aus»? Ein Mann, eine Frau, beides oder etwas dazwischen? Man weiss ja heute nie. Schade, dass Sie gerade jetzt, da die Idylle gerissen ist, nichts mehr sagen. Wir hätten gerne gewusst, wer die Porzellanteller zu Boden schmeisst. Und wie ernst es den Promoterinnen der «Ehe für alle» je mit der «Ehe für sich» gewesen ist. Sie liessen sich ja 24 Stunden in einem Berner Schaufenster ausstellen, damit wir sehen, wie gemütlich ein möbliertes Lesbenpaar haust. Wäre doch cool gewesen: Die feingliedrige Ex-Miss-Schweiz Dominique Rinderknecht, 31, schreitet am Arm des burschikosen Androgyn-Models Tamara «Tamy» Glauser, 35, zum Standesamt, eine Art Neuauflage von «Beauty and the Beast».

Kein anderes Paar hat auf dem Parkett, das heisst an jeder *Hundsverlochete*, so brilliert. Do-



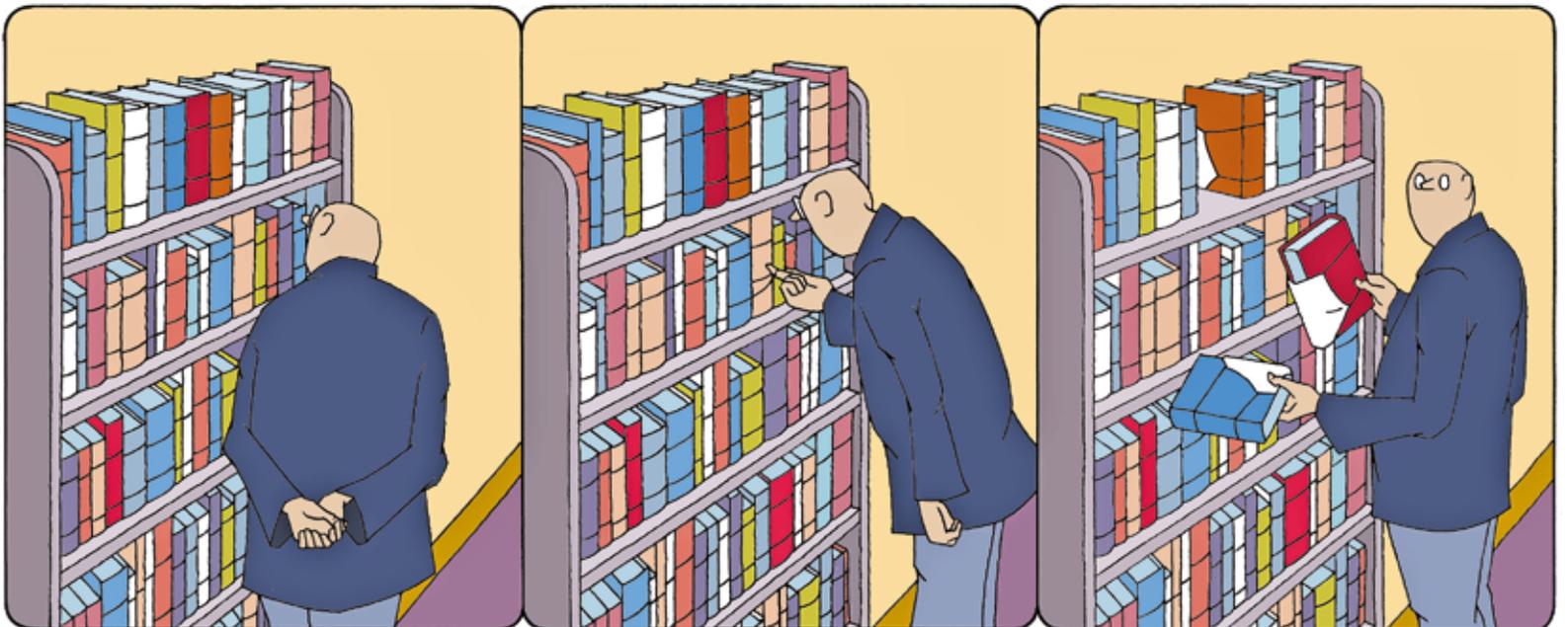
An jeder Hundsverlochete brilliert:
Tamara Glauser (l.), Dominique Rinderknecht.

minique trug sogar das ultimative Kennzeichen echten Startums, nachts eine Sonnenbrille. Und nicht nur die Boulevardpresse hat den Narren gefressen am «berühmtesten Frauenpaar der

Schweizer Geschichte» (*Blick*) und dabei übersehen, dass Annemarie Schwarzenbach und Ella Maillart noch viel glamouröser waren. Und mutiger, damals. Sogar aufs Titelbild des «NZZ am Sonntag»-Magazins haben Sie's geschafft, doch, doch. Geht nun Dominique wieder heterosexuell durchs Leben wie früher? Hat Tamy passendere Schuhe für ihre Füsse gefunden, wie man sagt? Wie immer Sie sich multiplizieren, das Outing hat sie zu A-Promis gemacht, jede neue Liebschaft wird zum Heuler. Dafür sorgt auch die Agentur, die für Sie das Trennungs-*wording* bei den Hollywoodstars abgeguckt hat. Die sagen auch immer: «Wir werden als beste Freundinnen durchs Leben gehen, wir lieben uns immer noch, wir sind immer noch ein Team, nur ein bisschen anders als vorher.» Wir glauben Ihnen jedes Wort.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Wendy Holdener



Die Saison steht vor der Tür. Unter der Woche bin ich im Trainingslager, am Wochenende daheim. Wir waren im Engadin und trainierten auf der Diavolezza. Eigentlich wollte ich nicht über Corona schreiben, aber das Thema beschäftigt mich halt schon. Schön ist, dass auf den Ski alles normal ist. Ich kann dabei ein wenig abschalten von diesem omnipräsenten Thema. In den Bussen, im Hotel, bei jedem Kontakt, den wir Athleten mit anderen Menschen haben, müssen wir Masken tragen. Auch in der Gondel und auf dem Sessellift müssen wir unsere Halstücher hochziehen. Das ist zwar gewöhnungsbedürftig, aber es funktioniert ganz gut.

Wenn ich krank werde, verliere ich zwei wichtige Wochen. Das kann ich mir nicht leisten. Daher passe ich auch daheim auf. Freunde treffe ich nur draussen. Bevor die Saison richtig losgeht, möchte ich noch mein *Grösi* im Altersheim besuchen, mit Maske und Abstand. Ich gehe immer wieder bei ihr vorbei. Wenn ich unterwegs bin, rufe ich sie gerne an.

Im September brach ich mir das Brust- und das Wadenbein. Als ich mich verletzte, wusste ich, mein erstes Saisonrennen ist schon sechs Wochen später. Dass ich dann im Riesenslalom starten konnte, war schön.

Ein Slalom wäre wohl nicht so schnell wieder möglich gewesen, weil ich in dieser Disziplin stürzte. Ich brauchte zwei, drei Tage, bis ich mich für die engen Tore überwinden konnte und mich wohl fühlte. So ein Gefühl hatte ich auf den Ski noch nie. Im Steilhang hatte ich Angst, auf der Fahrt driftete ich ab, die Erinnerungen kamen zurück. Ich musste

anhalten, es ging nicht. Den Steilhang liess ich daher anfänglich aus, startete im Flachen. Ich tastete mich langsam hin, Schritt für Schritt, wie früher, wenn es galt, vom Sprungbrett zu springen: erst vom Dreimeter-, dann vom Fünfmeterbrett. Ich musste mich zwingen, Slalom zu fahren. Mein erster ganzer Lauf war kein gutes Skifahren, aber ein grosser Schritt für mich, weil ich die Blockade löste. Dann ging es schnell, und es funktionierte wieder.

Zwei Wochen ist es her, dass ich einen magischen Nachmittag in der Natur erlebte, mit Leuten, die ich gern habe. Es war wie früher und ich weit weg von meinem Alltag. Ich ging mit meiner besten Kollegin wandern und trug ihr Baby, weil ich ja die Sportlerin bin. Oben, in der Alphütte, nahmen wir ein Kafi, jassten und lagen in der Sonne.

Unsere Verwandtschaft – meine Eltern und fünf, sechs andere Pärchen – mietete diese Hütte jeden Winter, zwanzig Jahre lang. Jetzt wollen sie nicht mehr, und weil wir Jungen mit dem Ort so verbunden sind, führen wir die Tradition weiter. Das ist mein Zufluchtsort. Bis vor einem Jahr war alles ganz einfach, ohne Strom, dafür mit Plumpsklo. Seit diesem Sommer ist die Hütte renoviert und vergrössert. Es hat neu sogar ein WC. Die Massenschläge blieben aber. Das ist etwas, worauf ich mich in diesem Winter freue: dort zu schlafen, abzuschalten.

Komplett ausgeklinkt habe ich mich auch in der Regenerationswoche, die ich kürzlich zwischen die Trainings schob. Ich liess mich von nichts und niemandem nerven, war fast nie am Natel, genoss die Natur und machte nur, was mir guttat: Ich schlief viel, ging bowlen und bereiste den Creux du Van. Diese

Naturarena gefiel mir sehr. Leider war das Wetter nicht so prächtig, sondern bewölkt. Zum Glück regnete es aber nicht. Statt vieler Leute sahen wir einige Steinböcke.

Am Wochenende standen Treffen mit meinem Management an. Als Profisportlerin bin ich nicht nur Skirennfahrerin, sondern auch Unternehmerin. Da wir von Swiss Ski keinen Lohn erhalten, sind wir auf Sponsoreneinnahmen angewiesen. Vor zwei Jahren wandelte ich meine Einzelfirma in eine Aktiengesellschaft um, in der ich als Präsidentin des Verwaltungsrats wirke. Unterstützt werde ich durch meinen Bruder und einen engen Freund der Familie. Sie regeln sämtliche Finanzen und koordinieren meine Termine.

Nun haben wir die ordentliche Generalversammlung 2020 durchgeführt und die Jahresrechnung genehmigt. Über das Geschäft wickle ich alle Preisgelder, das Sponsoring meiner Ausrüster und weiterer Sponsoren ab. Wichtig ist mir, dass die behördlichen Pendenzen – die Steuererklärung und so weiter – vor dem Saisonstart erledigt sind, damit ich einen freien Kopf habe und mich während der Saison voll auf den Sport konzentrieren kann. Es ist aber nicht so, dass mich dieser Teil meines Alltags bedrückt. Im Gegenteil: Statt eine lästige Pflicht für mich zu sein, interessiert mich die Arbeit neben der Piste. Und vor allem kann ich für mich und meine Zukunft viel Neues dazulernen.

Wendy Holdener ist mehrfache Weltmeisterin im Skirennfahren. An den Olympischen Winterspielen 2018 holte sie Gold, Silber und Bronze.

Departement für Verkehrsverhinderung

Staus auf den Strassen, ausfallende Züge, Alarmstimmung bei der Luftfahrt. Doch die Verkehrsministerin hat andere Sorgen.

Der Entscheid gab viel zu reden: Vor einigen Tagen hat der Bundesrat auf Antrag von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) der Geschäftsfliegerei in Dübendorf eine Absage erteilt. Die Landesregierung vollzog damit eine spektakuläre Kehrtwende. Vor sechs Jahren hatte sie noch den Ausbau des Militärflughafens Dübendorf zu einem zivilen Flughafen für Geschäftsreisen beschlossen.

Auch wenn eine Sprecherin des Departements Sommaruga darauf verweist, dass der Gesamtbundesrat das Verfahren zur Umnutzung des Flugplatzes Dübendorf als ziviles Flugfeld eingestellt habe, trägt der Entscheid die Handschrift der Verkehrsministerin. Das zeigt sich auch darin, dass sie die geplante Umnutzung des Flugplatzes Dübendorf zur Chefsache erklärt und dem Bundesamt für Zivilluftfahrt in dieser Angelegenheit einen Maulkorb verpasst hat. Sommaruga habe halt ziemlich klare Vorstellungen von der Verkehrspolitik, sagen Parlamentarier. Ein Flugplatz, speziell einer für Businessjets, passe überhaupt nicht in ihr Konzept.

Die Verkehrsministerin muss aufpassen, dass ihr nicht der Ruf einer Verkehrsverhindererin anhängt. Auffällig ist ihr Abtauchen bei Strasse und Fliegerei: Weniger Flüge, mehr Züge oder am besten gar nicht reisen, lautet ihre Devise. Deshalb hat sie wohl auch kaum Verständnis für die Nöte der Luftfahrt in Zeiten von Corona. Das Passagieraufkommen auf den Schweizer Flughäfen ist in diesem Jahr um 76 Prozent tiefer als im Vorjahr. Sommaruga hat es bisher nicht als nötig erachtet, aktiv zu werden. Obwohl die Flughäfen von existenzieller Bedeutung sind.

Themen der Kollegen

Konsequent blendet sie auch aus, dass über 70 Prozent der Mobilität auf der Strasse abgewickelt werden. Wie wichtig der Privatverkehr ist, zeigt sich in der Corona-Krise, weil die Schweizer noch stärker auf das Auto setzen, wie Zahlen des Bundesamtes für Strassen (Astra) zeigen. Für die Vertreter der Autoverbände hat Sommaruga trotzdem kein Gehör. Ihre Abneigung der Automobilbranche gegenüber ist für den Präsidenten des Automobil-Clubs der



Am besten gar nicht reisen: Sommaruga.

Schweiz, SVP-Nationalrat Thomas Hurter, ein Zeichen geringer Wertschätzung. «Ich bin es langsam leid, dass eine ganze Branche schlechtergedet wird, die innovativ und ein wichtiger Wirtschaftsfaktor ist.»

Anstatt sich um diese Probleme zu kümmern, schnappt sich Sommaruga lieber die Themen ihrer Kollegen: Nach der Sommerpause versuchte sie sich als Krisenmanagerin bei der Bewältigung der Corona-Pandemie, organisierte Gipfeltreffen mit den Kantonen und fiel mit ihrem Aktivismus ihrem Parteikollegen, Gesundheitsminister Alain Berset, in die Parade.

Dabei steht es auch um Sommarugas Hätschelkind, die Bahn, schlecht. Die SBB kämpfen mit Verspätungen, fehlendem Personal, ausfallenden Zugverbindungen. Hier hat sie prompt reagiert und Massnahmen versprochen. Geht es aber um die Strasse, bleibt sie stumm. Bei Strassenverkehrsverbänden und Verkehrspolitikern ist zudem der Eindruck entstanden, Sommaruga stehe beim Strassenbau auf der Bremse. Gemäss FDP-Nationalrat Christian Wasserfallen, Mitglied der Verkehrskommission, habe das Astra unter Sommaruga einen schwierigeren Stand als unter Doris Leuthard. Der Strassenbau habe für die Uvek-Chefin keine Priorität. Andere werfen ihr vor, sie habe in zwei Jahren bloss zwei Projekte in den Bundesrat gebracht, obwohl das Parlament die Ausbauprogramme genehmigt habe.

Droht ein Rückfall ins autofeindliche Zeitalter? Die Sorge ist berechtigt, wenn man den

von ihrem Raumplanungsamt komplett überarbeiteten Sachplan Verkehr anschaut. Es handelt sich um ein für Kantone und Gemeinden verbindliches Planungsinstrument – eine Art Bibel zur künftigen Verkehrsvermeidung. Darin finden sich auch Richtlinien zur weiteren Verknappung von Parkplätzen in den Städten, zu einer klimaverträglichen Mobilität oder für ein verstärktes Anwenden des Verursacherprinzips. Grundtenor des Papiers: Bahn, Bus, Velo und Fussverkehr sollen gefördert, der motorisierte Privatverkehr weiter zurückgedrängt werden.

Parallel dazu laufen im Hintergrund Gespräche zur Einführung von Mobility-Pricing. Es geht hier um die Beseitigung von Engpässen auf der Strasse und auf der Schiene zu Spitzenzeiten – über eine entsprechende Tarifpolitik. Das Projekt wurde noch von Vorgängerin Leuthard aufgegleist. Verkehrspolitiker wie Philipp Matthias Bregy (CVP) sorgen sich, dass unter Sommaruga daraus ein Road-Pricing werden könnte, also dass vor allem die Strassenbenutzer zur Kasse gebeten würden. Dann wäre verkehrspolitisch definitiv Feuer unter dem Dach.



ARVI, dein Wein.

The swiss vault of fine & rare wines

ARVINO ZÜRICH - LUGANO - MELANO

ARVI, Via Pedemonte di Sopra 1, 6818 Melano, Schweiz

Tel. +41 91 649 68 88, info@arvi.com, ARVI.CH

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Ein interessantes Gerücht macht in Bern die Runde: Ueli Maurer könnte als Bundesrat zurücktreten, um den Widerstand der SVP gegen das Rahmenabkommen anzuführen. Sogar SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi hält das Szenario für plausibel. Im *Blick* warnt er: «Es wird sicher wieder Spielchen geben, um uns den Sitz streitig zu machen.» Gleichzeitig betont er: «Unser Anspruch auf zwei Sitze ist von allen Parteien am deutlichsten.»

Wie wäre es stattdessen, wenn sich die SVP freiwillig aus dem Bundesrat verabschieden würde? Das klingt nach machtpolitischem Harakiri, ist aber eine Überlegung wert. Ueli Maurer und Guy Parmelin werden im Gremium regelmässig überstimmt, in dieser Corona-Zeit noch häufiger als sonst. Die Regierungspartei SVP muss milliarden-teure Rettungspakete und weitreichende Grundrechtseinschränkungen mittragen, obwohl sie die Massnahmen kritisch sieht. Mitgegangen, mitgefangen.

Nun sagt man, die Konkordanz sei das ideale Regierungssystem für eine direkte Demokratie. Das stimmt sicher. Referenden sind eine mächtige Waffe in der Hand einer schlagkräftigen Opposition. Es ist sinnvoll, eine solche Kraft einzubinden, weil sie sonst das Land lahmlegen kann. In Ausnahmезeiten ist eine starke Opposition für eine direkte Demokratie allerdings ein Segen. Sie hält den Wettbewerb der Ideen am Leben.

Zum staatspolitischen Argument kommt ein parteipolitisches. Die SVP ist in einer Sinnkrise und könnte sich ausserhalb der Regierung neu sammeln. Wo man endet, wenn Mitregieren zum Selbstzweck wird, zeigt das Beispiel der CVP. Sie hat ihren

Markenkern immer mehr preisgegeben, bis jetzt sogar das C fiel. Als Trophäe bleibt ihr das unattraktivste Departement der Verwaltung.

Man mag einwenden, der Jungbrunnen der Opposition habe in der Schweiz nie recht gesprudelt. So seien die Sozialdemokraten in den fünfziger Jahren rasch und reumütig wieder in den Bundesrat zurückgekehrt. Das ist richtig, erzählt aber nur die halbe Geschichte: Die Par-

Wie wäre es, wenn sich die SVP aus dem Bundesrat verabschieden würde?

tei hatte sich in der Zwischenzeit sortiert und war bei ihrer Rückkehr stärker als zuvor. Seither gilt auch für Politstrategen in der Schweiz: Opposition ist eine prüfenswerte Variante.

Marc Rosset ist fünfzig. Er war ein Tennis-Champion gegen jede Wahrscheinlichkeit, mit schlechter Körperhaltung, flatternden Nerven und mitleiderregender Rückhand. Umso druckvoller spielte er Vorhand. Oft stand Rosset in der linken Ecke seiner Platzhälfte und peitschte die Bälle mit rechts über das Netz. In guten Momenten dominierte er so die Gegner.

Seine besten Momente hatte er 1992 an den Olympischen Spielen. Unvergessen der Fünfsätzer im Final gegen Jordi Arrese in der Gluthitze von Barcelona. Rosset gewann den Abnützungskampf, obwohl sein 200-Stundenkilometer-Service auf Sand weniger wirkungsvoll war als auf anderen Belägen.

Im selben Jahr stürmte Rosset mit Jakob Hlasek in den Davis-Cup-Final. In Fort Worth, Texas, unterlagen die Schweizer einem amerikanischen Jahrhundertteam mit Andre Agassi,

Jim Courier, John McEnroe und Pete Sampras. Rosset wiederholte dabei, was ihm schon in Barcelona gelungen war: Er besiegte Courier, die Weltnummer eins.

Mit seinen Erfolgen inspirierte Rosset die nachrückende Generation. Er steht am Anfang des Schweizer Tenniswunders. Seit 1997 sind nur wenige Jahre vergangen, ohne dass Martina Hingis, Roger Federer oder Stanislas Wawrinka bei einem Grand-Slam-Turnier triumphierten.

Trotzdem taten sich die Schweizer mit Rosset schwer. Im Hopman-Cup-Final verletzte er sich, als er aus Ärger über einen vergebenen Matchball mit der Faust gegen die Bande hämmerte. Viele Fans verziehen es ihm nie. Auch die Experten kritisierten ihn gern. Ihm fehlte Hingis' Präzision, Federers Eleganz, Wawrinkas Rückhand. Doch rückblickend lässt sich sagen: Seine Verdienste für den Schweizer Sport sind gross.

Relativ früh kam Fox News zum Schluss, Herausforderer Joe Biden habe in der amerikanischen Präsidentschaftswahl den Bundesstaat Arizona gewonnen. Das überraschte viele Beobachter, denn Fox News gilt als Haussender von Amtsinhaber Donald Trump. «Da wird er böse sein», titelte die *Süddeutsche Zeitung*.

Der spöttische Ton ist die Regel, wenn über das rechte Fox News berichtet wird. Warum eigentlich? Schliesslich ist der TV-Sender gemacht wie eine gute, klassische Zeitung: Ein Nachrichtenteam präsentiert nüchtern die Fakten, und ein Kommentatorenteam beurteilt wortstark die Politik. Am Urteil über den Wahlausgang in Arizona hält Fox News übrigens fest.

Gutes tun tut gut.

Jetzt
tatkräftig
mithelfen



UBS Helpetica

Das Freiwilligen-Netzwerk für mehr Nachhaltigkeit.
ubs-helpetica.ch

Umwelt – Bildung – Soziales – Unternehmertum



Wie schön singt uns der Engel Schar

Joe Biden gefällt sich in der Rolle als Heiler der Nation. Freunde und Gegner giessen Öl ins Feuer. Die Demokraten rüsten zum Kampf um die totale Macht in Washington.

Urs Gehriger

Zuerst war es eine einsame Hupe, die durch die Pennsylvania Avenue hallte. Innert Sekunden wurden es mehr. Schliesslich ertrank die Hauptstadt in einer «Klaxofonie», die am Samstag kurz vor zwölf Uhr mittags den Anfang einer neuen Ära für das ganze Land einläutete. Es war ein Jubelfest mit Grossstadtfamilien, Hipstern und Staatsbeamten unter einem Transgender-woke-«Black Lives Matter»-Regenbogen, begleitet von Jazztrompeten, Trillerpfeifen und Befreiungstanz. «Du bist gefeuert!», schrie einer vom Fahrrad. «Pack deinen Sch... und verschwinde!», skandierte ein anderer in Richtung Weisses Haus. «Jetzt bringen wir ihn hinter Gitter.»

Hätte Trump und nicht Biden die Wahl gewonnen, wäre hier jetzt die Hölle auf Erden. Deswegen hatten Laden- und Häuserbesitzer ihre Schaufenster und Vitrienen mit Holzplatten verbarrikadiert. Stattdessen herrscht bis in die Nacht hinein ausgelassene, aber zivilisierte Jahrmarktstimmung. Die Medien weiden sich schwärmerisch am Bad «schöner Menschen», die sich Körper an Körper drängen wie an der Street Parade.

Erstaunlicherweise immun

Vergessen ist Bidens beissende Kritik an Trumps «komplett verantwortungslosen» Wahlkampf-Rallys. Vergessen ist Barack Obamas Tirade, in der er Trump als «Super-spreader» abkanzelte, dem nichts wichtiger sei, als Menschen in rauen Mengen zu versammeln, «damit er sich wohlfühlt». Offenbar kann man sich nur an Trump-Versammlungen mit Covid infizieren – bei der Jubelfeier der Demokraten ist man erstaunlicherweise immun.

Es ist nicht die einzige wundersame Fügung dieser ausserordentlichen Tage. So haben die Medien nach über dreitägigem Auszählungskrimi kurzerhand Biden zum Sieger erklärt. Das ist zwar juristisch komplett unerheblich (siehe Seite 24), zumal die Republikaner diverse Klagen wegen Wahlbetrug einreichen, löste aber eine Dynamik aus, die innert Kürze dazu führte, dass praktisch die ganze Welt Biden zur Wahl als 46. US-Präsidenten gratulierte.



Zupft dieser Mann jetzt die Harfe? Biden mit Familie.

Samstagabend. In Wilmington, Delaware, öffnen sich die Himmelsporten. In lockerem Schritt tragt der «President-elect» auf die Bühne. Wie schön singt uns der Medien Schar! Vier Jahre lang hatten sie keine Gelegenheit ausgelassen, Trump in den Dreck zu ziehen, jetzt flöten sie Biden geradewegs in den Himmel.

Vergessen seine korrupten Familien-Deals, die Klagen von Frauen wegen sexueller Belästigung, die peinlichen Tätscheleien und Grapschereien, über die sie ohnehin kaum je berichteten. Biden gibt jetzt den Heiler und gelobt in seiner Siegesrede, «die Seele Amerikas wieder aufzubauen». Die Umarmung musste sich für Trump-Wähler anfühlen wie ein kaltes Leichentuch. Jener Mann, der Trump vor laufender Kamera als «Rassisten» und «Clown» bezeichnete, der einen schwarzen TV-Star belehrte: «Wenn du nicht weisst, wem du die Stimme gibst, bist du nicht schwarz» – dieser Mann zupft jetzt die Engelsharfe?

Im demokratischen Milieu indessen gibt man sich gar nicht erst Mühe, Schalmeien zu blasen. Michelle Obama erinnerte das Land daran, welch ungeheure Arbeit jetzt auf ihren Freund Joe warte, und stellte kurzerhand 71 Millionen Trump-Wähler an den Pranger: «Erinnern wir uns daran, dass Dutzende Millionen Menschen für den Status quo gestimmt haben, auch wenn dies hiess, Lügen, Hass, Chaos und Spaltung zu unterstützen.»

Sprachrohr und Mittelfinger

Es ist mit Händen zu greifen, wie die Stimmung jetzt kippt. Mit Schelte allein soll es für die Trump-Wähler nicht getan sein. «Wir haben eine Liste», droht Jennifer Rubin, Kolumnistin der *Washington Post*, unverhohlen auf Twitter. Jeder, der die Wahlergebnisse von 2020 anfechte, solle nicht nur von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen, sondern auch von der Gesellschaft geächtet werden.

Was kommt als Nächstes? Kampfsitzungen in Maos Stil, wo Trump-Sympathisanten öffentlich gedemütigt werden, bis sie ihre Schuld bekennen und sich mit Selbstkritik kasteien? Auch rechts aussen wird kräftig Öl ins Feuer gegossen. In Rage über Trumps Niederlage, schwärmt Steve Bannon von einer Renaissance der Tudor-Zeiten, als man Verrätern kurzerhand den Kopf abschlug: «Ich würde die Köpfe auf Spiesse stecken. Ich würde sie an den beiden Ecken des Weissen Hauses aufstellen, als Warnung ...»

Das Thema der Stunde heisst Versöhnung. Aber hinter den Kulissen liegen die Nerven blank, sowohl bei den Republikanern, die am 3. November in Schockstarre verfielen, als auch bei den Demokraten, die deprimiert sind über ihre Verluste im Repräsentantenhaus und sich bereits in neue Flügelkämpfe verstricken. Die Verhöhnung des Gegners reisst nicht ab. Die Lunten sind gelegt. Was geschieht mit den 71 Millionen Trump-Wählern? Wie reagiert «der vergessene kleine Mann» im Hinterland, für den Trump letzte Hoffnung, Sprachrohr und Mittelfinger wider die korrupte Politikerkaste war? Verharrt er jetzt Gewehr bei Fuss?

Horror zwischen Waffenröcken

Reflexion bei einer Zeitreise. Eine Autostunde südwestlich von Washington, D.C., entfernt, liegt Manassas. Hier, in den sanften Hügeln von Virginia, fand die erste Schlacht des Bürgerkriegs statt. Gut 4000 kaum ausgebildete Amerikaner starben innert weniger Stunden auf diesen Wiesen. Surreal, wenn man jetzt in der Herbstgrüne über das Schlachtfeld spaziert.

Im kleinen Museum bekommt der Horror zwischen Waffenröcken, Flinten und Arztkoffern mit Amputationswerkzeug ein menschliches Antlitz. In einer Tagebuchaufzeichnung notiert William H. Morgan, Ordonnanzfeldwebel auf Seiten der abtrünnigen Südstaaten, wie der erste tote Yankee «starr und kalt» in der Dämmerung lag. «Das blasse Gesicht wandte sich uns zu, auf das wir mit Schrecken blickten ... später im Krieg entlockte uns der Anblick der Erschlagenen auf dem Schlachtfeld kaum mehr Gefühl als der Kadaver eines Tieres.»

Ist so etwas wieder möglich in Amerika? «Wir sind heute stärker gespalten als 1861», sagt Ron Maxwell im Ohrensessel sitzend, in seinem Waldhaus hoch auf dem Fogg Mountain, Virginia, zu seinen Füßen Bandit und Sousoule, zwei King-Charles-Spaniels. Maxwell schrieb und produzierte den Spielfilm «Gettysburg» und drehte zwei weitere Streifen über den Bürgerkrieg.

«Wir befinden uns in einem vorrevolutionären Moment», sagt er. Das Ausmass an Provokationen und Übergriffen gegen die Polizei in den von Demokraten regierten amerikanischen Innenstädten sei beispiellos. Die Tatsache, dass sich kaum eine Polizeilobby hinter Bidens

Kandidatur stellte, zeige, wie wenig Vertrauen die Gesetzeshüter in die Demokraten haben. Dass der linke Mob unter Präsident Biden die Friedenspfeife rauchen werde, glaubt er nicht. «Linke Bürgermeister reichten dem Mob die Hand, und der Mob riss ihnen den Arm ab.»

Mit heiserer Stimme

Eine neue Woche hat begonnen, und Biden will keine Sekunde verschwenden. Er nimmt das Volk bei der Hand. Er gelobt, seine Schutzbefohlenen durch einen «schwarzen Winter» zu führen, gestützt auf das Urteil der «besten» Pandemie-Experten und mit strikten Covid-Massnahmen. Wie durch ein Wunder

Wie reagiert «der vergessene kleine Mann» im Hinterland, für den Trump die letzte Hoffnung war?

verkündet die Pharmaindustrie just in dem Moment, als Biden den Hirtenstock ergreift, einen Durchbruch: «Corona-Impfstoff von Biontech und Pfizer zu 90 Prozent wirksam.» Eine Impfstoffzulassung soll bereits kommende Woche beantragt werden. Honni soit qui mal y pense.

Derweil rüsten die Demokraten zum Endkampf. Die zwei Senatssitze im Bundesstaat Georgia sind noch zu holen. Im Januar findet die Nachwahl statt. Dutzende Millionen Dollar werden in das Rennen geworfen. In Georgia geht es um den grossen Preis. Erobern die Demokraten die beiden Sitze der Republikaner, kontrollieren sie das Weisse Haus und den Kongress und können das Land umpflügen. Und zwar so, dass den Republikanern die Macht auf lange Zeit verwehrt bleibt. Chuck Schumer, der

als Fraktionschef der Demokraten im US-Senat vier Jahre lang versuchte, Trump in den Hades zu spedieren, rief mit heiserer Stimme zur tosenden Menge: «Jetzt holen wir uns Georgia, dann verändern wir Amerika!»

Eine Woche ist es her, dass die Amerikaner gewählt haben. Justizminister Barr macht den Weg frei für Untersuchungen zu möglichem Wahlbetrug. Bleierne Ruhe liegt über der Hauptstadt. Im Reflecting Pool vor dem Lincoln Memorial spiegelt sich die Sonne, die seit Tagen mit unglaublicher Kraft vom Himmel strahlt. Hinter mir, im Schatten der Säulenhalle, sitzt der gute alte Abe, der Amerika nach bitterem Krieg wieder vereinte. Reisst das Land von neuem auseinander? Das Orakel schweigt.

«Was bliebe ihnen dann noch übrig?»

Von der Westküste, aus Kalifornien, ist der Altertumsforscher und luzide Zeitzeuge Victor Davis Hanson telefonisch zugeschaltet und gibt eine Prognose ab: «Die Trump-Anhänger protestieren nicht, indem sie Dinge niederreissen oder verbrennen. Sie sind wütend. Sie spüren, dass die Medien, Big Tech, das grosse Geld sich verschworen haben, um ihre Stimmen zum Schweigen zu bringen. Aber sie sind gesetzestreue Menschen, die nicht zur Gewalt greifen.»

Und wenn sie bald auch den Senat an die Demokraten verlieren? «Wenn die Demokraten den Senat erobern, dann sind sie imstande, das Oberste Gericht mit ihnen genehmen Richtern aufzustocken, das Wahlgesetz zu ihren eigenen Gunsten zu ändern und die Freiheit, Waffen zu tragen, zu beschneiden.» Wäre dies das Fanal für einen Bürgerkrieg? Kriegshistoriker Hanson will nicht daran denken. Nach kurzer Pause meint er knapp: «Was bliebe ihnen dann noch übrig?»



«Neugier auf das Leben ist das Wichtigste.»

Matthias Aellig
Group CFO
zum selbstbestimmten Leben



Chaos mit Ansage

Ja, es gab Unregelmässigkeiten. Ob das für Trump reicht, um das Ergebnis zu kippen? Unwahrscheinlich. Trotzdem braucht es eine Reform des Wahlverfahrens.

John Fund

Die Debatte, ob die Präsidentenwahl mit dem Makel des Betrugs behaftet ist, wie Präsident Trump behauptet, oder ob wir es gar mit einer «gestohlenen» Wahl zu tun haben, geht auf das Frühjahr zurück. Unter dem Eindruck der Corona-Krise wurde damals beschlossen, den Wählern die briefliche Stimmabgabe zu erleichtern.

«Das Coronavirus bietet eine gute Gelegenheit, unser Wahlsystem aufzupolieren», sagte Eric Holder, Justizminister unter Präsident Obama, im April zu *Time*. «Wir sollten diese Änderungen fest verankern, weil es unsere Demokratie stärken wird.» Viele Einsprüche, die von Trumps Anwälten angestrengt werden, gehen auf Beschwerden über diese Änderungen zurück. Oft in Eile und unter Druck wurden erprobte Sicherheitsstandards aufgegeben.

Missbrauch von älteren Wählern

Trump's Anwälte werden vermutlich einige Belege für Unregelmässigkeiten und Betrug präsentieren können. In Staaten mit sehr knapper Frist (weniger als ein Monat) dürfte dies jedoch schwer zu beweisen sein. Richter müssten überzeugt sein, dass die Wahlergebnisse in ihren Staaten aufgrund hinreichend vieler Unregelmässigkeiten anzuzweifeln wären und dass Trump in den meisten dieser Staaten zum Wahlsieger erklärt werden müsste.

Das heisst nicht, dass die Probleme nicht real sind. Selbst Demokraten erkennen, dass es gefährlich ist, allzu sehr auf Briefwahl zu vertrauen. Texas etwa hat eine lange Geschichte von Einschüchterung und Nötigung bei der Briefwahl. Der Missbrauch von älteren Wählern ist so verbreitet, dass Omar Escobar, Staatsanwalt von Starr County in Texas, ein Demokrat, sagt: «Es ist an der Zeit, sich eine Alternative zur Briefwahl zu überlegen.»

Diese Probleme verschärfen sich noch, wenn juristisch fragwürdige Entscheidungen getroffen werden. In Pennsylvania verfügte der dortige Oberste Gerichtshof, dass Wählerstimmen gezählt werden müssen, die noch drei Tage nach dem Wahltag eingehen, solange nicht

bewiesen werden kann, dass die Stimmzettel nach dem Wahltag abgeschickt wurden – sowie, dass Stimmen nicht wegen divergierender Unterschriften abgelehnt werden dürfen. Der Supreme Court der USA könnte sich in den nächsten Tagen mit dieser Frage beschäftigen, und seine Entscheidung könnte Auswirkungen darauf haben, wer in Pennsylvania zum Wahlsieger erklärt wird. Allerdings liegt Trump in mehreren Staaten zurück. Er müsste Biden in den meisten überholen.

In Arizona klagt die Public Interest Legal Foundation (PILF) im Namen von Wählern, die erklären, sie hätten wegen Fehlern von Wahlhelfern ihre Stimme nicht abgeben können. Man habe ihnen zum Ausfüllen der Stimmzettel Filzstifte ausgehändigt, obwohl die Computer solche Wahlzettel nicht lesen können.

In Nevada sollen laut Trump-Team etliche nicht wahlberechtigte Personen (einige tot, andere nicht in Nevada wohnhaft) ihre Stimme abgegeben haben. Das Team hat mehr als 3000 Namen vorgelegt und stellt weitere in Aussicht. PILF präsentierte kürzlich ein Video, das Wähler zeigt, die sich illegal in Casinos und Pfandleihen registrieren liessen oder unter der angegebenen Adresse nicht wohnhaft waren.

Die Flut von Briefwahlstimmen könnte auch dazu geführt haben, dass beim Zählen auf korrekte Sicherheitsanforderungen verzichtet wurde. In Las Vegas waren die Zählmaschinen

punkto Verifizierung der Unterschriften so nachlässig ausgelegt, dass 99 Prozent der Stimmzettel als korrekt durchgingen. Ein Wahlhelfer hat erklärt, er sei angewiesen worden, trotzdem mit dem Zählen fortzufahren.

Zeit arbeitet gegen Trump

Für Trump wird es jedoch nicht leicht, selbst wenn er Belege für Betrug oder massive Unregelmässigkeiten vorlegen kann. Gerichte sind in der Regel nicht so schnell bereit, Wahlergebnisse zu verwerfen, selbst wenn mögliche Probleme konkret bewiesen werden können.

Auch die Zeit arbeitet gegen Trump. Die Staaten haben bis zum 8. Dezember Zeit, das Ergebnis zu bestätigen, bevor das Wahlmännerkollegium am 14. Dezember den Präsidenten bestimmt. 2000 fiel die Entscheidung zwischen George W. Bush und Al Gore erst kurz vor dem Zusammentreffen des Kollegiums. Bush, der von Anfang an vorne lag, gewann. Der Zeitdruck, der sich 2000 zum Nachteil des Demokraten Gore auswirkte, dürfte sich 2020 zum Nachteil des Republikaners Trump auswirken.

Wir müssen aus den Fehlern der Präsidentenwahl 2020 lernen. Die Briefwahl muss reformiert werden, und kein Staat sollte automatisch Wahlzettel an registrierte Wähler senden, einschliesslich der «inaktiven». Das sogenannte *ballot harvesting*, bei dem politische Aktivisten von Haus zu Haus gehen, um Stimmen einzusammeln, die sie dann an Wahlleiter übergeben, sollte beendet werden.

Ausserdem müssen die Staaten ihre Wählerverzeichnisse auf den neuesten Stand bringen. Das Pew Research Center stellte 2012 fest, dass jede achte Wählerregistrierung inkorrekt oder ungültig war. Aber in den meisten Staaten sind inaktive oder nicht wahlberechtigte Wähler seit Jahren nicht aus dem Verzeichnis gestrichen worden, obwohl der Oberste Gerichtshof im vergangenen Jahr darauf hinwies, dass dies gesetzlich vorgeschrieben sei.

John Fund ist Kolumnist der *National Review* und Autor von «Who's Counting? How Fraudsters and Bureaucrats Put Your Vote at Risk».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Biden und die Seele Amerikas

Neugewählte Präsidenten rufen die Nation zur Einheit auf. So auch Joe Biden, mit etwas Mühe.



Lasst diese erbitterte Ära der Dämonisierung in Amerika zu Ende gehen.» Der Sieger lieferte auch das obligate Versprechen, ein Präsident aller Amerikaner zu sein, danach zu streben, nicht zu spalten, sondern zu einen. Seine Regierung werde die Seele Amerikas und den Respekt für die USA auf der Welt wiederherstellen.

Für die Anhänger seines Widersachers äussert er Verständnis. Er verstehe deren Enttäuschung, bitte aber darum, ihm eine Chance zu geben, um gemeinsam für ein besseres Amerika zu arbeiten. Er sei als Demokrat gewählt worden, aber er werde der Präsident des ganzen Landes sein und «genauso hart für alle arbeiten, die mich nicht gewählt haben».

Obamas Pathos

Dem Ritual hatte sich auch der 44. Präsident, der Demokrat Barack Obama, zwölf Jahre zuvor unterzogen. In Chicago hatte er ausgerufen, die Amerikaner hätten der Welt klargemacht, dass sie nicht nur eine Ansammlung von Individuen oder von roten und blauen Staaten seien. «Wir sind – und werden es immer sein – die Vereinigten Staaten von Amerika.»

Das damalige Pathos war der Tatsache geschuldet, dass Obama der erste nichtweisse Präsident war. Es herrschte auch Finanzkrise, und sein Gegner, John McCain, hatte sich nicht als sachkundiger Ökonom erwiesen. Inzwischen ist viel Wasser den Mississippi hinuntergeflossen, und die rhetorisch schwungvoll beschworene Nation hat ziemlich bewegte Jahre hinter sich. Frohgemute Einigkeit in politischen und gesellschaftlichen Fragen ist nicht das Erste, was einem dazu einfällt.

Es gibt sie nun einmal, die roten (republikanischen) und blauen (demokratischen) Staaten. Biden, der wohl 46. Präsident, ist tatsächlich, rechtlich und politisch, sofern die Klagen in verschiedenen Staaten über Unregelmässigkeiten bei den Wahlen nicht noch etwas Unschönes aufdecken, der Präsident aller Amerikaner.

Doch ist er kein Obama, sondern das letzte Aufgebot des demokratischen Parteiestabliments, mit dem es knapp gelungen ist, den Sozialisten Bernie Sanders abzuwehren und die tiefe Spaltung der Partei zu überkleistern. Auch hatte Biden keine «Coattails» wie Obama.

Dass Biden schliesslich zum grossen Heiler der Nation mutiert, verlangt viel Fantasie.

Die Kongresswahlen brachten den Demokraten unerwartete Verluste, und auf Ebene der Gliedstaaten verloren sie weiter an Boden.

Misstöne gibt es in der patriotischen Verbundenheit. Michelle Obama, die Populäre, liess verlauten, dass Millionen von Trump-Wählern Lügen, Hass, Chaos und Spaltung unterstützt hätten. Ehemalige Obama-Beamte starteten das «Trump Accountability Project», eine schwarze Liste von Trump-Supportern, die zur Rechenschaft gezogen werden sollen. Die in den Küstenmedien omniprésente Abgeordnete Alexandria Ocasio-Cortez indes greift die eigene Parteileitung an und macht sie verantwortlich für die Verluste der Linken bei den Kongresswahlen.

Dass Biden zum grossen Heiler der Nation mutiert und als legitimer CEO angesehen wird, ver-

langt viel Fantasie. Wie war das mit dem neugewählten Präsidenten 2016, dem gewissen Donald Trump? Da wurde unter dem Schlagwort «Resistance» eine Welle des Widerstands losgetreten, die zum Zweck hatte, den Ungeliebten zu verdächtigen, zu verteufeln und so bald wie möglich aus dem Amt zu werfen, mit allen möglichen Mitteln. Dämonisierung war eines davon.

Saubere Endabrechnung

«What goes around comes around.» Der Chef der republikanischen Mehrheit im Senat, Mitch McConnell, stellte fest, man solle doch keine Strafpredigten von jenen anhören, die sich die letzten vier Jahre geweigert hätten, die Gültigkeit der Präsidentenwahl zu akzeptieren. Trump sei sehr wohl berechtigt, die Vorwürfe von Unregelmässigkeiten zu untersuchen und seine gesetzlichen Optionen zu prüfen.

McConnell stellte sich gegen die *anti-Trumpers* bei den Republikanern wie den ehemaligen Präsidenten George W. Bush und den Senator Mitt Romney, die den Präsidenten aufforderten, seine Niederlage endlich einzugestehen. Das wird Trump früher oder später auch tun, denn dass ein Wahlbetrug von einer Dimension aufgedeckt wird, die Biden den Sieg kosten könnte, ist unwahrscheinlich.

Die Republikaner tun gut daran, auf einer sauberen Endabrechnung zu bestehen. Die «Unregelmässigkeiten» kommen nicht von ungefähr; schon bei den Primärwahlen der Demokraten sind verschiedene dokumentiert worden. Für die so sehnsüchtig gewünschte Heilung der Nation ist das die richtige Medizin. «Heile, heile, Säge . . .» ist eben nur ein Zauberspruch.

Achterbahn von Glück und Trauer

Joe Biden erlebte alle Höhen und Tiefen des politischen Geschäfts.
In seinem Privatleben meisterte er schwere Schicksalsschläge.

Peter Rothenbühler

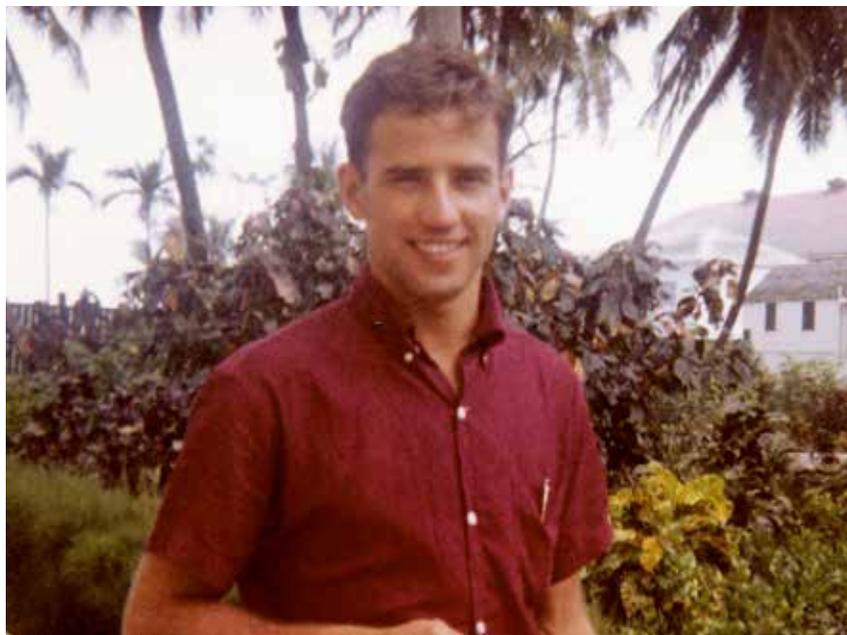
Würden Sie diesem Mann einen Occasionswagen abkaufen?» Die Killerfrage diskreditierte im US-Wahlkampf 1960 den Republikaner Richard Nixon. John F. Kennedy wurde Präsident. Joe Biden erinnert mich an meinen Garagisten: vertrauenswürdig, aufgestellt, anständig und hilfsbereit. Seine Schicksalsschläge und warum er hinkt, hat er mir hinlänglich erzählt. Ich weiss gar nicht, mit welcher Marke er einen Vertrag hat. Ist auch egal, ich hatte ein gutes Gefühl. Der VW mit 100 000 Kilometern, den er mir verkauft hat, läuft mit 200 000 Kilometern immer noch pannenlos. Wenn ich Joe Biden, den Sohn eines Autoverkäufers, am TV sehe, denke ich an meinen Garagisten und verfalle unvermittelt in den empathischen Modus: Hoffentlich stolpert er nicht, hoffentlich stottert er nicht. Ich spüre eine Connection. Das ist das Geheimnis von Joe Biden.

Seele der Amerikaner

Beim heiteren Beruferaten würden viele Leute auch auf Hotel-Concierge tippen: Da steht der hagere Joe, reibt sich die Hände wie der alterslose Mann, der schon dastand, als wir noch Kinder waren, und sagt: «Ich mache das.» Auto, Gepäck, Kinder, Hund. Er kümmert sich.

Nicht ein politisches Programm hat Biden zum Sieger gemacht. Sondern seine Kunst, Empathie zu zeigen und Empathie auszulösen. Den besseren Erlöser für das leidende Amerika darzustellen. Mit einem vollmundigen Spruch, der eigentlich das spiegelbildliche Pendant zu «Make America great again» ist: «Ich will die Seele Amerikas heilen.» Grossspuriger und messianischer geht's nicht. Bei Trump wie bei Biden.

Genau wie Trump kennt Biden die Seele der Amerikaner, vor allem der einfacheren Leute, ihre religiös inspirierten Bauchgefühle. Trump ist Altes Testament, mit einem zürnenden Gott, der mit Blitz und Donner einfährt. Er wird von den evangelisch-fundamentalen Grosskirchen als eine Art König verehrt, der die sieben Berge des Erfolgs erklommen hat und die Christen nach Jerusalem zurückführen wird. Wie der persische König Cyrus, der bei der Eroberung von Babylon die Juden aus der Gefangenschaft befreit hat.



«Wählt den guten Mann»: Charmeur Biden, 1968.

Joe Biden, der sensible, tiefgläubige Katholik irischer Abstammung, ist eher Neues Testament, ein Heiland, der auf dem Eselein in die Stadt reitet, das Kreuz trägt, nach mehreren tragischen Schicksalsschlägen immer wieder erstanden ist, an Gott und sich selbst glaubt und die frohe Botschaft verkündet: Alles wird wieder gut. Ich bin der gute Hirte.

Seine Berater/-innen haben gecheckt, dass die Amerikaner gerade heute, in der Corona-Krise, eher einen Seelenklempner brauchen als einen Grosskotz. Einen Umarmer wie Joe. «Charakter steht zur Wahl», hat er schon bei der Nomination in seiner Heimatstadt Wilmington in die Runde gerufen, «Mitgefühl steht zur Wahl.» Und unter Tränen verkündete er noch im Januar: «Eigentlich sollte mein Sohn Beau zur Wahl antreten.» Aber der brillante Sohn, der in die Fusstapfen des Vaters hätte treten sollen, ist 2015 an einem heimtückischen Hirntumor verstorben.

Ein Schock, den Joe kurzfristig dazu bewog, nicht ein drittes Mal zur Präsidentschaftswahl anzutreten. Bis ihn seine zweite Frau Jill und

Freunde umstimmen konnten. Seine Anhänger sagten bald: «Wählt den guten Mann gegen den schlechten Mann.» – «Er ist ein Mensch, ein richtiger», stellten sogar alte Juden fest, die den Katholiken ins Herz schlossen. Das genügte. Seine Kampagnenmanagerin Jen O'Malley Dillon riet ihm zum *low profile*, nur immer diesen Menschen zu mimen, diese Verletzlichkeit, diese Gestalt des Erlösers. Versöhnlich, friedlich, optimistisch.

Opportunist und Heisssporn

Vergessen war, dass dieser gütige Menschenfreund, der ein Leben lang ein privates Jo-Jo von Glück und grösster Trauer durchmachen musste, als Senator noch den Irakkrieg befürwortete und als Vorsitzender der Justizkommission neue, viel härtere Strafnormen vertreten hat, die zur Überfüllung der Gefängnisse führten. Vergessen war, dass Joe Biden in seinem langen Politikerleben, wie seine Biografen einstimmig festhalten, eigentlich nie durch ein markantes politisches Programm aufgefallen ist, eher als politischer Opportunist und egoistischer Heisssporn, der

sich mit spitzen Ellbogen nach vorne drängelte, harte Arbeit seinen Freunden überliess, aber stets seinen Vorteil ausspielte: die bessere Nase für politische Stimmungen im Volk. Für die Sorgen der einfachen Leute, vielleicht gerade weil er selbst in bescheidener Umgebung aufgewachsen ist, nie an den Privathochschulen der Ivy League studiert hat wie so viele Demokraten. Er ist der erste Präsident seit 36 Jahren, der nicht ein Ivy-League-Diplom hat!

In Scranton, Pennsylvania, und später in Delaware wuchs der Sohn eines Autoverkäufers und einer starken Mutter auf, die ihm sein Stottern damit erklärte, dass er so intelligent sei, dass die grossen Gedanken nicht so schnell rauskommen könnten. Die Familie war so arm, dass sie zuweilen zur Grossmutter ziehen musste. An der Uni Delaware war Joe besser als Athlet bekannt als für die Leistungen als Jus-Student. Er war ein Schönredner, ein «olympischer Schmuser», erinnert sich ein Kommilitone. Nie wurde er bei Demos für Zivilrechte der Schwarzen gesehen, auch wenn er später behauptete, der Kampf für die Gleichberechtigung habe ihn als Politiker motiviert. Eine grosse Übertreibung, wie seine Kameraden verraten; Joe sei nie mitmarschiert.

Sein Glücksmoment kam bei einem Ferientrip auf den Bahamas 1964, wo er seine künftige Frau Neilia Hunter traf, die er zwei Jahre später heiratete. Der ambitionierte Jungjurist trug sportliche Anzüge und wollte in die Politik, erklärte viel später, er habe einfach keine Zeit für Anti-Kriegs-Demos gehabt. Dafür investierte er viel Zeit für seinen ersten, eigentlich aussichtslosen Wahlkampf gegen den republikanischen Gegner James Caleb Boggs, eine grosse politische Figur Delawares, der als sicherer Wahlsieger galt.

Biden war erst 29 und Vater von drei Kindern. Jung, gutaussehend, intelligent, selbstbewusst. Preschte vor wie ein ungezügelter Hengst, hielt fünfzehnminütige Reden ohne Manuskript und ohne Stottern und drückte mehr Hände als der Gegner. Was am meisten beeindruckte, schon damals: Der Jungspund sprach von seinem 63-jährigen Widersacher so respektvoll, freundlich, als sei er sein Opa. Zwischen den Zeilen hörte man heraus, dass der alte Mann es nicht schaffen würde. Dank diesem Schmus zog er in den Senat und sah sich schon als Präsidenten der USA.

Dann kam der Crash: Er stellte kurz vor Weihnachten 1972 in Washington gerade seine Crew zusammen, als Ehefrau Neilia mit den drei Kindern zum Markt fuhr, um einen Weihnachtsbaum zu kaufen. Da krachte ein Laster in die Limousine, Neilia und die erst dreizehn Monate alte Naomi, genannt Amy, waren sofort tot, die beiden Söhne, der dreijährige Beau und der zweijährige Hunter schwer verletzt.

Joe wollte alles aufgeben; seine Kollegen im Senat überzeugten ihn, durchzuhalten, das wäre auch der Wunsch seiner Frau gewesen, sagten sie. Er durfte den Amtseid am 3. Januar im Spitalzimmer seiner Söhne ablegen und kümmerte

sich fortan als alleinerziehender Mann wunderbar um die beiden. Schwor, nie mehr ans Steuer eines Autos zu sitzen, und fuhr täglich von Washington mit dem Vorortszug nach Wilmington, Delaware, um dort mit den Kindern zu essen und ihnen am Bett eine Geschichte vorzulesen.

Seine zweite Frau, die Lehrerin Jill Jacobs, hat ihm ein paar Jahre später (1975) geholfen, den schweren Schicksalsschlag zu verarbeiten. «Sie hat uns das Leben zurückgebracht», sagte Biden vor seinen Wählern, «sie hat uns wieder zu einer Familie gemacht.» Er hatte die Frau bei einem Blind Date kennengelernt, das sein Bruder arrangiert hatte. Sie wurde zu seiner besten Beraterin und profilierte sich sogar als Bodyguard. Zweimal stellte sie sich vor ihren Mann, als Krakeeler versuchten, den Kandidaten zu belästigen. Die durchtrainierte Marathonläuferin war schneller

Er baute ganz auf seine gewinnende Persönlichkeit mit dem warmen Händedruck.

als die Security-Leute. Sie hat ihrem Mann auch zu Kamala Harris als Vizepräsidentin geraten. Und nach der Wahl erklärt, auch als First Lady ihren Beruf als Lehrerin nicht aufzugeben – eine Premiere in Amerika.

Längste hugs von Washington

Sein Ruf als integrierender Senator war 1987 bei seiner ersten Kandidatur für die Primaries der Demokraten exzellent. Er baute ganz auf seine gewinnende Persönlichkeit mit dem warmen Händedruck. *New York Times*-Autor Richard Ben Cramer schrieb 1992 in seinem Buch «What It Takes» über die Qualitäten des Kandidaten Biden: «Seine jugendlich wirkende Energie kam nie aus seinen Ideen oder aus einer besonders revolutionären Philosophie. Seine Wirkung kam von seinem Umgang mit den Leuten, aus seiner taktilen Geselligkeit, von wunderbar ausgeschmückten Geschichten über eine Nonne in Scranton oder aus der Schulklasse von Jill.» Er war der Mann mit den längsten hugs von Washington.

Anerkannt als Schwergewicht der aussenpolitischen Kommission, deren Präsident er 2001 wurde, hatte Biden beste Connections nach links wie rechts, oben und unten, im In- und Ausland. Er war ein Einiger, ein pragmatischer Kompromisseschmied. Stolperte dann jedoch über die Passage einer Rede, die seine Redenschreiber vom englischen Ex-Labour-Leader Neil Kinnock abgekupfert hatten, ohne klarzumachen, dass Kinnock der Sohn armer Minenarbeiter war und nicht Biden. Er wurde als Plagiator denunziert, die Wahl konnte er vergessen.

Später hat er den «dummen Fehler» freimütig zugegeben. Aber: Er hat ihm vielleicht das Leben gerettet. Wäre er im Rennen geblieben, wäre er vielleicht auf offener Bühne gestorben: Fünf Monate nach dem Out beim Wahlkampf musste er

mit einem Hirnaneurysma (Aussackung einer Hirnarterie, die platzen kann) als Notfall ins Spital eingeliefert werden, wo er schon die Letzte Ölung bekam und der herbeigeeilten Familie seinen letzten Wunsch bekanntgab: «Weitermachen!»

Als Vizepräsident hat er später Neil Kinnock empfangen und ihn vorgestellt als «den Mann, der meine besten Reden geschrieben hat». Kinnock gratulierte Biden zu seiner Wahl 2020 und erklärte, «das ist ein echt Harter, der es nie nötig hatte, sich als Harter zu rühmen wie der andere, wie hiess er schon wieder?»

Bei seinem zweiten gescheiterten Anlauf als Kandidat und der Nomination als Vizepräsident von Barack Obama 2012 hat Sohn Beau Biden die demokratische Convention wieder zu Tränen gerührt mit der Story vom lieben Vater, der trotz grösstem Malheur immer für ihn und seinen Bruder da gewesen war.

Ob all der «Jöh»-Geschichten haben viele vergessen, dass Joe Biden seinen Instinkt für die Wählerschaft nochmals geschärft und nach der Analyse der Kongresswahlen von 2018 eingesehen hat, dass es sinnlos ist, beim linken Flügel um Bernie Sanders zu fischen. Die Demokraten hatten schon 2016 Zulauf aus liberalen und moderaten Kreisen. Er plädierte für liberalere Lösungen bei den von Obama geerbten Politthemen, paktierte etwas heuchlerisch mit dem linken Sanders, wollte aber Kandidat der arbeitenden Mittelklasse sein, die um ihren Status fürchtet, ohne ihnen revolutionäre Ideen zu verkaufen. Er hielt demonstrativ Distanz zum Establishment von New York, pflegte, fast wie Trump, bewusst sein Misstrauen gegenüber der politischen Klasse, gab den vernünftigen Politiker mit Erde an den Schuhen, den Erfahrenen, der regieren kann, ein bisschen besser, ein bisschen korrekter, viel anständiger. Als Seelenmasser der Nation, als Einziger, der sogar Präsident Barack Obama im Oval Office die Schultern massieren durfte. Alle Angriffe des Gegners auf seinen Sohn Hunter und dessen Drogenprobleme oder die Geschäfte mit der Ukraine perlten am guten Mann von Wilmington ab wie Regentropfen.

Er konzentrierte seinen Wahlkampf voll auf die «Blaue Wand» der drei entscheidenden Staaten Michigan, Pennsylvania und Wisconsin, die vier Jahre zuvor Trump zugefallen waren. Er fuhr dreizehn Mal nach Pennsylvania. Mit Erfolg.

Die rührendste Szene eines Dok-Films über den Kandidaten Biden ereignete sich im Lift, der von einer Konferenz mit der Redaktion der *New York Times* zum Ausgang führte: Eine schwarze Security-Angestellte namens Jacquelyn Brittany gestand ihm: «I love you, ich werde für Sie stimmen.» Joe war gerührt, fragte sie, ob sie eine Kamera habe, und posierte für ein Selfie. Er schuf sofort eine warme menschliche Connection mit Jacqueline. So wie mit seinen Wählern. Irgend einmal wird er zu Kamala Harris sagen müssen: Weitermachen.

Silicon Valleys heiliger Krieg

Im Kampf ums Oval Office mischte die mächtigste und sich jeder Verantwortung entziehenden Industrie der Welt mit: Big Tech. Sie hilft den Linken. Massiv.

James Delingpole

Mr Dorsey, wer zum Teufel hat Sie gewählt und damit beauftragt, zu entscheiden, worüber die Medien berichten dürfen und was das amerikanische Volk hören darf? Die Frage, die Senator Ted Cruz in einer Anhörung vor dem Senat dem milliarden-schweren CEO von Twitter stellte, ist berechtigt. Wie kommt es, dass Sultane des Silicon Valley so arrogant, schamlos und linkslastig geworden sind, dass sie sich die Macht anmassen, zu entscheiden, dass der nächste US-Präsident der Demokratischen Partei angehören müsse?

Das zumindest war ihre heimtückische Absicht. Ob sie gelungen ist, weiss ich nicht, da ich dies schreibe, bevor das Wahlergebnis bekannt geworden ist, wobei ich die Daumen dafür drücke, dass der Donald es wieder schafft, denn ich habe nicht nur 200 Pfund auf ihn gesetzt, sondern auch meine ganzen Hoffnungen für die Zukunft der westlichen Zivilisation.

Sollte aber Joe Biden ins Oval Office gelangt sein, dann kann ich Ihnen eines sagen: Das war nicht, weil eine Mehrheit der Amerikaner überzeugt ist, ein seniler Kasper mit einer linksradikalen Genossin sei der Schlüssel zur strahlenden Zukunft der USA. Sondern das war, weil die Wahl gestohlen wurde von der mächtigsten, gefährlichsten und sich jeder Verantwortung entziehenden Industrie der Welt: Big Tech.

Artikel der *New York Post* gelöscht

Sollte das für Sie übertrieben klingen, bedenken Sie den Anlass für Cruz' berechtigten Zorn: Die *New York Post* brachte einen Artikel über einen möglichen Fall von Korruption, in dem es um Joe Biden, dessen Crack rauchenden Sohn Hunter und Schmuse-Deals mit Unternehmen in der Ukraine und China ging. Twitter löschte den Artikel und zensierte jeden User, der die Geschichte zu verbreiten versuchte. Mit anderen Worten: Auf dem Höhepunkt eines erbitterten Wahlkampfes versuchte Twitter, erdrückende Beweise zu unterdrücken, die gegen den von Twitter bevorzugten linken Kandidaten sprachen.

Der Twitter-CEO Jack Dorsey, der mit seinem struppigen Bart und abwesenden Blick wie ein abgedrehter Rasputin wirkte, murmelte zur Ent-



Heimtückische Absicht:
Twitter-Chef Dorsey.

schuldigung etwas von «gehackten» Daten und einem «Verstoss gegen Bedingungen». Genau diese windige Unehrllichkeit bringt Kritiker von Twitter und dessen linken Genossen Facebook, Google, Youtube, Wikipedia et cetera in Rage. Das Gesetz behandelt diese Giganten nach wie vor, als seien sie nichts anderes als neutrale, gesetzlich geschützte Kanäle der öffentlichen Meinung (gemäss Gesetzesartikel «Section 230»). Dabei sind sie ein Kartell linker Verleger, die ihre Dominanz des öffentlichen Diskurses ausnutzen, um die rechte Opposition zum Schweigen zu bringen.

Was Details dazu betrifft, so kann ich #Deleted von *senior technology correspondent* Allum Bokhari von *Breitbart* empfehlen. Im Gegensatz zu vielen Journalisten ist Bokhari nicht von Big Tech gekauft worden, weshalb konservative Insider (eine seltene und verdeckt agierende Spezies im Silicon Valley) sich an ihn wenden, wenn sie etwas durchsickern lassen wollen.

Wir Rechten sind uns alle bewusst, dass Big Tech uns diskriminiert: Noch der harmloseste Kommentar von uns wird auf Facebook oder Twitter blockiert oder gelöscht, während die Linke sogar für Bösartigeres einen Freipass hat; dann gibt es die «Shadowbans», die heimlich unsere Reichweite verringern, und die negativen Darstellungen von uns auf Wikipedia. Aber erst wenn man Bokhari gelesen hat, begreift man, wie koordiniert und gnadenlos dieser Linksdrall ist. Im Wesentlichen ist, wie

verschiedene an die Öffentlichkeit gedrungene Reden und interne Dokumente zeigen, der Kollektivkopf des Silicon Valley 2016 explodiert, als Trump bei der Präsidentschaftswahl Hillary Clinton schlug. Nie und nimmer hätte Big Tech erwartet, dass etwas so Schreckliches und Falsches geschehen könnte, und so schwor man sich, dass so etwas nie mehr passieren dürfe.

Suchmaschinen-Manipulationseffekt

In den letzten vier Jahren hat Big Tech fast ebenso viel Energie dafür aufgewendet, Trump und dessen Anhänger zu vernichten, wie für seine eigentliche Arbeit. Glauben Sie, das werde nicht gelingen? Dann bedenken Sie die Forschungsergebnisse des Psychologen Robert Epstein, der gezeigt hat, dass eine Suchmaschine einfach dadurch, dass sie Suchergebnisse zugunsten eines politischen Kandidaten verschiebt, dessen Akzeptanz um bis zu 48 Prozent erhöhen kann. Der sogenannte Suchmaschinen-Manipulationseffekt ist eine Realität. Erschreckenderweise sind Menschen, die dadurch manipuliert werden, sich dessen keineswegs bewusst. Stellen Sie sich vor, was für eine ungeheure Macht Google hat, das den amerikanischen Markt zu 90 Prozent dominiert, täglich 3,5 Milliarden und jährlich 1,2 Billionen Suchen ausführt.

Nie würden konservative Politiker zulassen, dass sich ein so voreingenommenes System entwickelt, nicht wahr? Doch. Manche haben einfach nicht begriffen, worum es geht, anderen ist von den Big-Tech-Lobbyisten der Kopf verdreht worden. Glücklicherweise haben ein paar helllichtige Seelen, darunter Ted Cruz und Josh Hawley aus Missouri, die Gefahr erkannt und sind entschlossen, sie zu bekämpfen. Auch Trump ist der Sache auf die Schliche gekommen und hat bei der für Kommunikationswege zuständigen Behörde Federal Communications Commission Leute dazu bestimmt, Big Tech zur Rechenschaft zu ziehen.

«Beherrschen wir die Technik, oder beherrscht die Technik uns?», fragt Bokhari. Die Antwort auf diese Frage hängt vom Ausgang der Wahlen ab.

Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Bodmer

Bedauerenswert hinfälliger Mann

Präsident Trump hat eine Fifty-fifty-Chance, die Wahl noch zu gewinnen. Eine Regierung Biden würde rasch zu einer Regierung Harris mutieren.

Roger Kimball

Es ist verfrüht, von einer Regierung Biden zu sprechen. Während ich dies schreibe, ist das Rennen in Nevada, Arizona, Georgia, North Carolina und Pennsylvania weiterhin offen. Trumps Anwälte haben dort sowie in Michigan und Wisconsin Klagen eingereicht. In all den genannten Staaten wurden signifikante Wahlunregelmässigkeiten beobachtet. Die Sache ist also noch lange nicht entschieden.

Dennoch haben mehrere Medien in den USA Joe Biden zum Wahlsieger erklärt. Das Problem ist nur, dass weder die *New York Times* noch CNN oder irgendein anderer Sender entscheidet, wer

New York City

wieder angesagt. Den Bundesbehörden wurde kürzlich verboten, Anti-Rassismus-Schulungen abzuhalten, in deren Mittelpunkt die These steht, dass alle Weissen Rassisten sind. Biden würde dieses Verbot zurücknehmen.

Obwohl Biden in einer späten Phase des Wahlkampfes von Fracking schwafelte, ist er als Anhänger des «Green New Deal» bekannt. Vermutlich würde er schon bald Fracking auf staatlichem Grund verbieten (das beträfe etwa 90 Prozent aller Fracking-Anlagen) und irrwitzige Steuern auf Kohle einführen. Unter Trump wurde Amerika zum ersten Mal seit Jahrzehnten energieunabhängig. Biden würde damit Schluss machen.

Der bald 78-jährige Biden, seit 47 Jahren in der Politik, ist ein Geschöpf des «Sumpfs», des administrativen Staatsapparats, der mit Karrierebeamten besetzt ist. Sollten die Demokraten auch den Senat erobern, könnten sie den Obersten Gerichtshof erweitern und damit die Gewaltenteilung abschaffen, auf der unser Staatsverständnis beruht, und den Gerichtshof in eine Art Superlegislative verwandeln.

Bösartige Energie

Kurzum, Biden würde die «fundamentale Transformation der Vereinigten Staaten von Amerika» vollenden, die Barack Obama begann,

 **Naef** Rohrinnensanierungen | Das Original
GROUP | Schweizweit führend seit 1985



Präsident der Vereinigten Staaten wird. Das ist die Aufgabe der Wahlmänner, und die kommen erst am 14. Dezember zusammen. Erst wenn sie ihre Entscheidung am 23. Dezember bestätigen, steht die neue Regierung offiziell fest.

Nanny-Staat wäre wieder im Geschäft

Mit Blick auf die Klagen würde ich die Ansicht vertreten, dass Präsident Trump eine Fifty-fifty-Chance hat, zu gewinnen. Entscheidend ist jedoch, dass das Wahlergebnis nach wie vor offen ist – ganz gleich, was man alles hört.

Aber es ist nicht zu früh, darüber zu spekulieren, wie eine Regierung Biden agieren würde. Innenpolitisch würde Donald Trumps Angriff auf lästige und kontraproduktive Regulierungen zurückgenommen. Der Nanny-Staat wäre wieder im Geschäft. Biden würde, getrieben von Identitätspolitik und politischer Korrektheit, den Bildungssektor und die Unternehmenswelt wieder einer strengen staatlichen Aufsicht unterwerfen. Quoten nach Hautfarbe und Geschlecht bei Einstellung und Beförderung wären

Er hat auch versprochen, die Steuersenkungen zurückzunehmen, dank denen die Unternehmenssteuer nun bei 21 Prozent liegt, was 85 Prozent der Steuerzahler zugutekommt. Er würde die globalistische Handelspolitik erneuern, die unter Bush und Obama praktiziert wurde, die Zölle auf chinesische Waren abschaffen und von der wehrhaften Haltung gegenüber den imperialen Ansprüchen der Chinesen im Südchinesischen Meer und anderswo abrücken. Donald Trump hat historische Friedensabkommen im Nahen Osten vermittelt. Biden würde sich von Israel abwenden und die Beziehungen zum Iran wieder aufnehmen.

Eines der Kernthemen von Trump ist die Einwanderung. Er hat die Flut der illegalen Migration um mehr als 90 Prozent reduziert. Biden würde die Schleusen wieder öffnen.

Und punkto Europa würde Biden mit der Europäischen Union sympathisieren, nicht mit dem Brexit, der die Bedeutung von nationaler Souveränität und politischer Verantwortlichkeit unterstreicht.

aber zu vollenden nicht die Zeit hatte. Es würde noch immer ein Land namens Amerika geben, aber es wäre nicht die konstitutionelle Republik, die sich einem eingeschränkten Staat und der Freiheit des Einzelnen verschrieben hat.

Ich sage, dass Joe Biden all das tun würde, doch es ist kein Geheimnis, dass es in seinem Namen geschähe, in Wahrheit aber nicht unter seiner Führung. Joe Biden ist ein bedauerenswert hinfälliger Mann, der die Schwelle zur Demenz überschritten hat, und eine Regierung Biden würde rasch zu einer Regierung Kamala Harris mutieren. Harris, die vielleicht unbeliebteste Kandidatin der Demokraten bei den Vorwahlen, musste schon früh aus dem Rennen aussteigen. Aber in ihrer Partei ist sie weit links beheimatet. Binnen weniger Monate würde sie am Ruder stehen und all die oben beschriebenen Massnahmen durchsetzen – auf Steroiden und mit einer ebenso kompromisslosen wie bösartigen Energie.

Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork

Kandidatin, massgeschneidert

Im Januar tritt Kamala Harris voraussichtlich das höchste Amt an, das in den USA je an eine Frau vergeben wurde. Wofür sie politisch steht, bleibt ein Rätsel.

Beatrice Schlag



«Ich liebe Hip-Hop. Was wollen Sie sonst noch wissen?»: Vize Harris.

An der Frau, die am Samstag in Wilmington auf die Bühne trat, um den nach langem Warten zum Wahlsieger erklärten Joe Biden einzuführen, war alles einnehmend: ihr schönes Gesicht, die tiefe Stimme, das vergnügte Lächeln, die wenig pompös klingenden Worte und das durchaus stolze, aber über ihren eigenen Erfolg hinausweisende Schlusswort: «Ich mag die erste Frau in diesem Amt sein, aber ich werde nicht die letzte sein.»

Vizepräsidenten bleiben selten im Gedächtnis haften. Sie sind meist Fussnoten in Geschichtsbüchern. In den USA gibt es Ausnahmen wie Dick Cheney, der George W. Bushs Politik bestimmte oder mitbestimmte, je nach Quelle. Joe Bidens Wichtigkeit für den aussenpolitisch unerfahrenen Barack Obama wurde

von Amerikas erstem schwarzen Präsidenten immer wieder unterstrichen.

Bidens Defizite

Kamala Harris ist ein anderer Fall. Joe Biden, der bereits 36 Jahre lang im Senat gesessen hatte, als ihn Obama 2009 zum Vizepräsidenten ernannte, braucht keine weltpolitische Beratung. Er benötigte einen Vize, der in den aufgebrauchten Zeiten von «Black Lives Matter» jüngere Wähler mobilisieren konnte. Und er brauchte die Stimmen der Frauen, der schwarzen vor allem, aber auch die der weissen Vorstadtbewohnerinnen, die mit Trumps Lügen und seiner Banalisierung von Covid-19 haderten.

Ausserdem würde er bei einem Sieg mit 78 Jahren als ältester Präsident der US-Geschichte ins Weisse Haus einziehen. Die 56-jährige Ka-

mala Harris, in Oakland geborene Tochter eines jamaikanischen Wirtschaftsprofessors und einer aus dem indischen Madras nach Kalifornien emigrierten Endokrinologin und Bürgerrechts-Aktivistin, schien wie massgeschneidert, Bidens Defizite als Kandidat aufzuwiegen.

Die Frau mit dem selbstbewussten und furchtlos scheinenden Auftreten hatte zu diesem Zeitpunkt bereits eine fulminante Karriere hinter sich. Obwohl ihre Eltern sich scheiden liessen, als sie sieben war, und sie danach mit ihrer jüngeren Schwester Maya bei der Mutter lebte, hatte sie nie Zweifel an ihrer Identität: Die Kinder waren schwarz und lebten mit der Mutter in einer schwarzen Community im kalifornischen Berkeley.

Wenn sie den schwarzen Vater in der feineren Wissenschaftler-Hochburg Palo Alto be-

suchten, wurden sie von den weissen Nachbarskindern gemieden. Über ihr heutiges Verhältnis zu ihrem Vater spricht sie nicht. Ihre 2009 verstorbene Mutter wird bei fast jedem ihrer öffentlichen Auftritte als die Frau gepriesen, die ihren Töchtern alles zutraute.

«Das kleine Mädchen war ich»

In den siebziger Jahren wurden die Harris-Schwestern Teil eines Integrationsmodells der Regierung für farbige Kinder. Sie wurden mit Bussen von ihren schwarzen Wohnvierteln in weisse Horte und Schulen gefahren, um das Ende rassengetrennter Erziehung zu beschleunigen.

Über 45 Jahre später erinnerte Kamala Harris – wie Joe Biden inzwischen demokratische Mitbewerberin um die Präsidentschaftskandidatur – den Konkurrenten in einer TV-Debatte mit einem gezielten Tiefschlag daran: «Ich glaube nicht, dass Sie ein Rassist sind, aber Sie waren gegen diese Busfahrten. Es gab da ein kleines Mädchen in Kalifornien, das jeden Tag in eine weisse Schule gefahren wurde, um es zu integrieren. Das kleine Mädchen war ich.»

Ein völlig überrumpelter Joe Biden protestierte, die Geschichte sei anders gewesen. Die Fact-Checker der *New York Times* gaben Harris recht. Ihre Parteispenden nahmen zu, seine Beliebtheitswerte sanken.

Einige Jahre nach dem «Busing»-Programm folgten Kamala und Maya Harris ihrer Mutter, die im kanadischen Montreal eine Lehrstelle erhielt, und besuchten dort fünf Jahre lang

«Ausweichend», stand in vielen ihr durchaus gut gesinnten Artikeln zu ihren Antworten.

die Highschool. Danach studierte Kamala Harris an der Howard University in Washington, D. C., der historischen Elite-Schmiede für schwarze Studenten, Wirtschaftswissenschaft und Politikwissenschaft, bevor sie, zurück in Kalifornien, 1989 ihr Jura-Studium abschloss. Ein Jahr später erhielt sie ihre Zulassung als Anwältin.

Gegner beschimpfen sie als Windfahne

Ab dann ging es mit der Karriere der hochbegabten Juristin steil aufwärts: erste schwarze Bezirksstaatsanwältin in San Francisco, erste schwarze Generalstaatsanwältin und Justizministerin in Kalifornien, 2017 überraschend erste schwarze Senatorin Kaliforniens. Zwar war sie landesweit noch immer wenig bekannt, aber Kaliforniens Medien begleiteten längst schon den Durchmarsch der gutaussehenden schwarzen Frau mit dem scheinbar grenzenlosen Erfolg. Sie wurde mit Fragen belagert, denn ihr Weg durch die Institutionen war nicht gradlinig.

«Ausweichend», stand in vielen ihr durchaus gut gesinnten Artikeln zu ihren Antworten, wenn Harris gefragt wurde, wo sie sich denn innerhalb der Demokraten positioniere. Oder warum sie als Generalstaatsanwältin milde Drogenvergehen so viel härter bestrafte als ihr Vorgänger, obwohl sie die Straffreiheit für Marihuana schon Jahre früher propagiert hatte, als diese in Kalifornien durchgesetzt wurde.

«Sie ist keine Ideologin», sagten ihre Anhänger. Ihre Gegner beschimpften sie als Windfahne. Sie wurde von progressiven Demokraten bejubelt, als sie den Kandidaten für den Obersten Gerichtshof, Brett Kavanaugh, dem eine ehemalige Kommilitonin sexuellen Missbrauch vorwarf, so hart befragte, dass er kaum mehr einen geraden Satz zustande brachte. Aber als sie 2019 selber in den Ring stieg, um demokratische Präsidentschaftskandidatin zu werden, waren selbst Sympathisanten enttäuscht, dass ausser der Attacke gegen Biden nichts von ihr an Ideen zu hören war.

Natürlich war sie für das Empowerment der Farbigen, Frauen, Unterprivilegierten und Hilfsbedürftigen. Aber das war kein politisches Projekt, sondern Sozialkitsch. Kamala Harris beendete ihre Kandidatur für die demokratische Nomination zur Präsidentschaft im Dezember 2019. Angeblich wegen zu niedriger Umfragewerte.

Drei Monate später machte sie ihre Unterstützung für Joe Biden öffentlich. Am 11. August 2020 wurde dessen Entscheidung bekannt, ihr das Amt der Vizepräsidentin zu übertragen. Dass ihn die Frau wenige Monate zuvor sehr berechnend angegriffen hatte, kümmerte ihn nicht. Kamala Harris war nicht nur smart. Sie war auch eine Freundin seines 2015 an einem Gehirntumor gestorbenen Sohns Beau gewesen.

Beau war in den Jahren vor seinem Tod Generalstaatsanwalt von Delaware, Kamala Generalstaatsanwältin in Kalifornien. Die Saga vom Familienmann Biden ist vermutlich keine. Was sprach dagegen, Beaus hochrangige Kollegin aus Kalifornien in die Familie aufzunehmen?

Am 26. Oktober, zweieinhalb Monate nachdem Joe Biden ihr das Amt der Vizepräsidentin angeboten hatte, sass Kamala Harris zur besten Sendezeit im Fernsehstudio von CBS, dem politisch sehr gemässigten US-Staatssender. Die Moderatorin Norah O'Donnell fragte gelassen: «Sie sind sehr anders, als Sie politisch früher waren. Haben Sie heute eine sozialistische oder progressive Perspektive?»

Kamala Harris prustete los, als habe man ihr eine Scherzfrage gestellt: «Nein. Es ist die Perspektive einer Frau, die als schwarzes Kind in Amerika aufwuchs, einer Staatsanwältin, die eine Mutter hatte, die mit neunzehn hierherkam. Ich liebe Hip-Hop. Was wollen Sie sonst noch wissen?»



INSIDE WASHINGTON

Trump entfesselt

Präsident Donald Trump nimmt das Wahlresultat nicht gut auf: Letzte Woche stimmten mehr als 76 Millionen Amerikaner dafür, den ehemaligen Vizepräsidenten Joe Biden zum 46. Präsidenten der Vereinigten Staaten zu machen.

Zuvor hatte Trump den 77-jährigen Kellerbewohner schonungslos als den «schlechtesten Kandidaten der amerikanischen Geschichte» verspottet und rhetorisch gefragt: «Kannst du dir vorstellen, gegen so jemanden zu verlieren?»

Nun ist die Fantasie zur fast sicheren Realität geworden. Aber falls Sie, liebe Lesern und lieber Leser, in den letzten vier Jahren nicht in einem Keller gelebt haben, wird es Sie nicht überraschen, dass der Raufbold aus der Grosstadt entschlossen ist, diese Realität zurechtzubiegen.

Man kann es in seinem 1987 erschienenen *New York Times*-Bestseller, der Business-Bibel «The Art of the Deal», nachlesen: «Mein ganzes Leben lang war meine grundsätzliche Haltung, sehr hart zurückzuschlagen.» Lohnt das Risiko? «Das Risiko ist, eine schlechte Lage zu verschlimmern ... Aber meine Erfahrung ist: Wenn man für etwas kämpft, woran man glaubt, geht die Sache letzten Endes meist gut aus – auch wenn man auf dem Weg dorthin einige Leute vor den Kopf stösst.»

Die Medien mögen entschlossen sein, die Ära Trump zu beenden, aber die amerikanische Verfassung gibt den einzelnen Bundesstaaten und nicht dem Medien-Mob die Macht, Wahlergebnisse zu bestätigen – vom Hundefänger in der Kleinstadt bis zum *top dog* in Washington.

Politische Führer aus der ganzen Welt mögen Biden anrufen und ihm gratulieren, um sich bei ihm anzubiedern. Aber Trump setzt auf 71 Millionen Gründe, den Kampf fortzusetzen.

Amy Holmes

PERSONENKONTROLLE

Sommaruga, Biden, Schwander, Gmür, Gmür-Schönenberger, Mattig, Tedros, Trump, Heino



Strafpredigt: Bischof Gmür.

Simonetta Sommaruga, Vexier-Künstlerin, gratulierte Demokrat **Joe Biden** auf Twitter etwas übereifrig zum Wahlsieg. Die Bundespräsidentin sprach dabei auch von einem «starken Signal». Ein starkes Signal wofür? Für das Comeback alter weisser Männer? Wir warten auf eine Erklärung. (hmo)

Pirmin Schwander, Rebell, sorgt für Furore. Der Schwyzer SVP-Nationalrat verlangt laut dem *Boten der Urschweiz* vom kantonalen Verwaltungsgericht die Aufhebung der Massnahmen zur Bekämpfung der Covid-19-Pandemie. Schwander stört sich insbesondere an der Maskenpflicht, weil diese die persönlichen Freiheiten einschränke und das Maskentragen bei älteren Menschen zu einer Schwächung des Immunsystems führen könne. (hmo)

Felix Gmür, Prediger, setzt seine kirchliche Autorität zugunsten der Konzernverantwortungsinitiative ein. Landauf, landab geisselt der Basler Bischof die seines Erachtens unverantwortlichen Firmen. Nun muss Gmür eine Strafpredigt über sich selber ergehen lassen: In einem offenen Brief protestieren an die vierzig «christliche Frauen aus der ganzen Schweiz» gegen die «einseitige Parteinahme» der Kirchen. Unerfreulich für Bischof Gmür ist, dass auch seine Schwägerin, CVP-Nationalrätin **Andrea Gmür-Schönenberger**, das Schreiben unterzeichnet hat. Der Bischof gibt scharf zurück: Das Schreiben ufere «in ein allgemeines Kirchen-Bashing» aus. Man kann nur hoffen, dass der Familienkrach bis Weihnachten abklingt. (fsc)

Thomas Mattig, Staatsausbauer, geht die Arbeit so schnell nicht aus. Der Direktor der Stiftung Gesundheitsförderung Schweiz, die von der Bevölkerung zwangsfinanziert wird,



Paprikaleben: Schlagersänger Heino.

erklärt in einem NZZ-Gastbeitrag, dass nicht alle Menschen gleich gesund sind und dringender staatlicher Handlungsbedarf besteht, um diese Ungerechtigkeit zu beheben. Damit dies gelingt, braucht es laut Mattig eine Vielzahl an Bestrebungen in allen Politbereichen sowie übergeordnete Strategien und koordinierende Stellen – die Stiftung Gesundheitsförderung Schweiz dürfte sich für diese Aufgabe da geradezu aufdrängen. Für die üblichen Skeptiker, die auf staatliche Präventionsprogramme gerne verzichten würden und auf ihre individuelle Freiheit pochen, hat Mattig die Antwort schon parat, und sie ist bemerkenswert: «Die persönliche Verantwortung ist zentral, sie muss deshalb staatlich gestärkt werden.» (fon)

Tedros Adhanom Ghebreyesus, Glückspilz, freut sich darauf, «sehr eng mit der Administration Biden zusammenzuarbeiten». Der Generaldirektor der Weltgesundheitsorganisation (WHO) in Genf ist nicht der einzige hohe politische Exponent, der erleichtert ist angesichts der Aussichten auf einen Präsidenten Joe Biden in den USA. Seine Freude dürfte aber besonders tief empfunden sein, hatte doch **Donald Trump** den Austritt der USA aus der WHO erklärt. Das Land war bis dahin der grösste Beitragszahler in der Weltgesundheitsorganisation. (fsc)

Heino, Schnulzenveteran, versteht die Welt nicht mehr. Zu denken gibt ihm die Umbenennung einer populären Zigeunersauce im Supermarkt: «Als hätten wir in Deutschland keine anderen Probleme.» Er jedenfalls werde weiter seinen Hit «Lustig ist das Zigeunerleben» singen. «Oder soll ich jetzt «Lustig ist das Paprikaleben ungarischer Art» singen?», wunderte sich der 81-Jährige. (ky)

Wer kürt den US-Präsidenten?

Seit den 1960er Jahren ist es Tradition, dass die grossen TV-Sender und die Nachrichtenagentur AP Wahlexperten damit beauftragen, festzustellen, welcher Präsidentschaftskandidat die Wahl in einem Bundesstaat gewonnen hat. Im Laufe von sechs Jahrzehnten hat sich nur eine Handvoll dieser «Urteile» als falsch erwiesen.

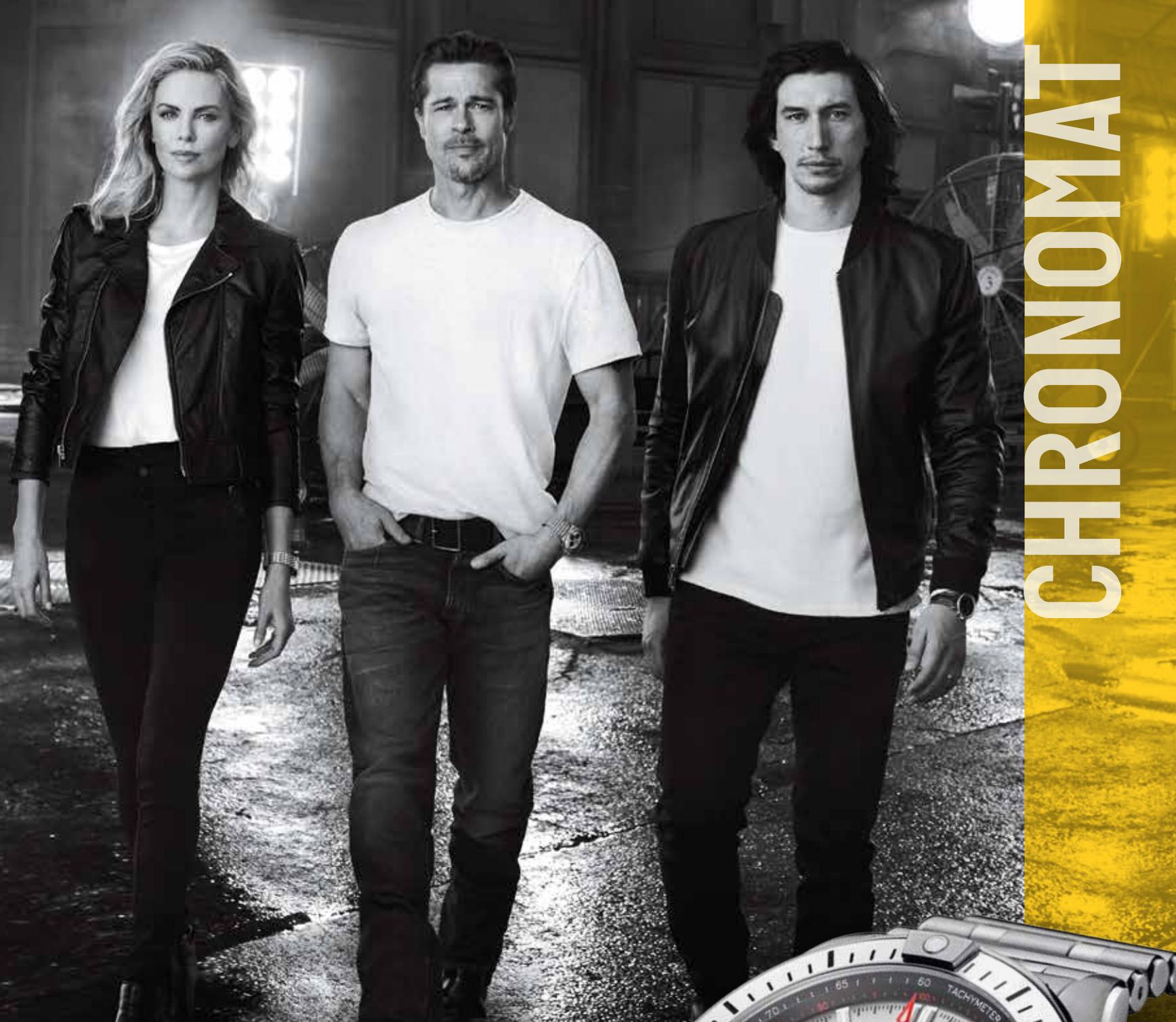
Juristisch sind diese Erklärungen der Medien jedoch nicht bindend. In diesem Jahr werden die Wahlleiter vor dem 8. Dezember in jedem Bundesstaat einen Kandidaten zum Sieger erklären. Am 14. Dezember kommen die Mitglieder des Wahlmännerkollegiums, berufen vom Wahlkampfteam des siegreichen Kandidaten, in den Hauptstädten der Bundesstaaten zusammen, um ihre Stimme abzugeben. Dieser gesetzlich vorgeschriebene Zeitplan lässt wenig Zeit für eine erneute Auszählung der Stimmen, für Klagen und juristische Auseinandersetzungen. Aus diesem Grund hat der Oberste Gerichtshof im Jahr 2000 die Stimmenneuauszählung Bush vs. Gore beendet.

Diese gesetzlichen Anforderungen erklären, warum Präsident Trump Joe Biden – der den Übergangsprozess formal einleiten muss – noch nicht offiziell als gewählten Präsidenten anerkannt hat.

Die Leiterin der General Services Administration (GSA) muss feststellen, dass es einen Wahlsieger gibt, bevor staatliche Gelder freigegeben werden können, die Biden bei der Bildung einer neuen Regierung behilflich sein sollen. Beauftragte von Biden dürfen sich auch erst dann mit Vertretern der alten Regierung zur Organisation des Übergangs treffen, wenn die GSA festgestellt hat, dass es einen Wahlsieger gibt.

Das Biden-Übergangsteam erwägt juristische Schritte, um den Übergangsprozess zu beschleunigen. Ein Vertreter sagte gegenüber CBS News: «Juristische Schritte sind natürlich möglich, aber wir ziehen auch andere Optionen in Betracht.»

Präsident Trump hat das Recht, auf die formale Feststellung der Wahlergebnisse zu warten, bevor er bei der Übergabe der Regierungsgeschäfte an Biden mitwirkt. In den nächsten Tagen wird sich zeigen, ob seine Anwälte genug Beweise haben, um die Wahlergebnisse in mehreren Staaten anzufechten. Dann müssten sie die Richter in diesen Staaten überzeugen, dass die Wahlergebnisse ungültig sind, und zwar innert kürzester Zeit. Für Trumps Anwälte ist das eine gewaltige Herausforderung. *John Fund*



CHRONOMAT



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



Wollt ihr die Wirtschaft ganz zerstören?

Die Unternehmensverantwortungsinitiative ist ein trojanisches Pferd.

Die Schweizer Firmen sollen dem Angriff der Klage-Industrie ausgesetzt werden.

Beat Gygi

Am 29. November stimmt das Volk über die Frage ab, ob man es Interessengruppen aus aller Welt erlauben will, nach Belieben in Schweizer Firmen einzudringen und sich dort breitzumachen. Im Grunde genommen handelt es sich bei diesem Paket um eine Art trojanisches Pferd, das die Koalition von NGOs, Hilfswerken und politischen Gruppierungen in die Unternehmenswelt einschleusen will. Offiziell wird es allerdings anders formuliert, von den Initianten und auch von den Behörden. Die Initiative «Für verantwortungsvolle Unternehmen – zum Schutz von Mensch und Umwelt» soll die Schweizer Unternehmen dazu verpflichten, die international anerkannten Menschenrechte und Umweltstandards auch im Ausland einzuhalten. Zu diesem Zweck sollen sie regelmässig eine Sorgfaltsprüfung vornehmen, die bestimmte Pflichten umfasst. Mit dieser Wendung wird im Abstimmungsbüchlein des Bundes zusammengefasst, was im Initiativtext formuliert ist.

Tarnung der NGO

Moment, heisst die Vorlage nicht Konzernverantwortungsinitiative? Offiziell nicht, aber dass sie vor allem unter diesem Schlagwort diskutiert wird, gehört bereits zur List, wie sie zur Tarnung eines trojanischen Pferdes üblich ist: Auf Konzerne zu schimpfen, findet je nach Publikum grossen Anklang. In ihrer Propaganda kritisieren die Initianten vor allem das Verhalten internationaler Grosskonzerne wie Glencore, Lafarge-Holcim oder Syngenta und geben zu verstehen, dass die neuen Regeln vielleicht Dutzende von international ausgerichteten Firmen besonders treffen könnten. Im Wortlaut der Initiative steht es aber anders: «Das Gesetz regelt die Pflichten der Unternehmen mit satzungsmässigem Sitz, Hauptverwaltung oder Hauptniederlassung in der Schweiz.» Das kann gut 60 000 bis 80 000 Schweizer Firmen treffen, also auch viele kleinere und mittlere mit Auslandsgeschäften. Und

es wird der Wortlaut der Initiative sein, der bei einer späteren Gesetzgebungsdebatte die Grundlage bilden muss.

Zur Tarnung zählt auch, dass Greenpeace, Public Eye und Konsorten sagen, dass es später in der Gesetzesberatung dann schon nicht so strikt beschlossen werde, wie es jetzt aussehe. Und zur schönen Verzierung dient auch der erste Artikel der Initiative: «Der Bund trifft Massnahmen zur Stärkung und Respektierung der Menschenrechte und der Umwelt durch die Wirtschaft.» Es ist auffällig, wie oft von den angegriffenen Wirtschaftsvertretern betont wird, dass man ja nicht gegen die Ziele sei, nicht gegen die Verbesserung von Umwelt- und Menschenrechtsstandards, aber gegen die Mittel und Wege, mit denen die Initianten das anstreben. Man verschliesse keineswegs die Augen vor der Umweltverschmutzung, schwarze Schafe gebe es. Das wirkt immer schon wie ein halbes Zugeständnis. Einige Gewerbetreibende liebäugeln mit einem Ja. Und die Abstimmungskampagne der Wirtschaftsverbände läuft über ein Plakat, auf dem sich ein Hund in den Schwanz beisst, statt, wenn schon, auf Angriff zu gehen.



Welpenweicher Widerstand: Gegenkampagne.

Aber wenn die Vorlage angenommen wird und die Aktivisten dann durchs Törchen aus dem Pferd schlüpfen, werden sie in die Schweizer Unternehmen marschieren und die Axt an alle Balken legen können, die bisher zu einem stabilen Rahmen gehörten. Erstens wird der bisherige Rechtsrahmen der Firmen an der Grenze fallen, das Ausland wird für sie sozusagen zur Schweiz gemacht. Die Initiative verlangt, dass die hiesigen Unternehmen auch im Ausland die international anerkannten Menschenrechte und die internationalen Umweltstandards respektieren. Egal, welche gesetzlichen Bedingungen, Sitten und Gebräuche im Ausland herrschen und wie die Konkurrenten dort arbeiten – für Schweizer Firmen soll die Welt flach sein wie eine Scheibe, mit uniformen Regeln. Und egal,

wo diese verletzt werden – die fehlbare Firma soll in der Schweiz von jedwedem dafür eingeklagt werden können.

Brutales Haftungsregime

Und nicht nur für ein Fehlverhalten der Firma selber. Zweitens soll eine Sippenhaft eingeführt werden. Unternehmen werden zu einer «angemessenen Sorgfaltsprüfung» verpflichtet, um «die tatsächlichen und potenziellen Auswirkungen auf die international anerkannten Menschenrechte und die Umwelt» zu ermitteln. Brisant: nicht nur die tatsächlichen, sondern auch die potenziellen Auswirkungen, da lauern tausend Fallen. Und es seien geeignete Massnahmen zur Verhütung von Verletzungen zu ergreifen, bestehende Verletzungen zu beenden und Rechenschaft über ergriffene Massnahmen abzulegen. Das erstreckt sich auf sämtliche von der Firma kontrollierten Unternehmen und Geschäftsbeziehungen, es sind also die ganzen Lieferketten, alle Knäuel von Geschäftsbeziehungen unter Überwachung zu behalten.

Und für Verfehlungen wird ein brutales Haftungsregime in Aussicht gestellt. Die Schweizer Unternehmen haften gemäss Abstimmungsvorlage für alles, was in diesem ganzen Verbund, der irgendwie mit der Firma zusammenhängt, an Verstössen auftauchen kann. Sie haften nur dann nicht, wenn sie beweisen können, dass «sie alle gebotene Sorgfalt» angewendet haben, um den Schaden zu verhüten, oder dass der Schaden auch sonst eingetreten wäre. Das bedeutet: maximalen Aufwand betreiben, um das letzte Prozent Fehlerwahrscheinlichkeit auszumerzen, Verzicht auf Geschäftsgelegenheiten, allenfalls Rückzug aus dem Land, wo man bisher tätig war. Damit hätten die Initianten wenig erreicht für die Leute in Entwicklungsländern, für die sie sich doch derart einzusetzen vorgeben.

Das ist für viele wohl auch gar nicht so wichtig, denn das Geschäftsmodell von NGOs und wohlthätigen Organisationen ist anders gelagert. NGOs sind auf die Finanzierung durch Spenden und andere Zuwendungen



Publizität, Lautstärke, Einschaltquote.

ausgerichtet, und um auf dem Spendenmarkt Erfolg zu haben, muss man auffallen. Publizität, Lautstärke, Einschaltquote, das ist die Währung, mit der man zu Einnahmen kommt. Wichtig ist die Show.

Beweislast-Umkehr

Schliesslich könnte es bei der Umsetzung der Initiative ins Gesetz je nach Mehrheitsverhältnissen im Parlament zu einer schleichenden Übernahme internationalen Rechts kommen. Was ist unter den Begriffen «international anerkannte Menschenrechte» und «internationale Umweltstandards» zu verstehen? Regeln der Uno, der OECD oder spezielle Arrangements wie der Global Compact, bei dem Schweizer Unternehmen ebenfalls mitmachen?

Wird die Unternehmensverantwortungsinitiative angenommen, wird die Schweiz zu einem Standort, an dem mit besonders grosser Öffentlichkeitswirkung geklagt werden kann, ohne dass für die Kläger ein allzu grosser Aufwand damit verbunden ist. Die Anschuldigungen müssen ja nicht belegt werden, da die Beweislast bei den angeschuldigten Firmen liegen wird. Die Kosten der Initiative gingen für die Schweizer Wirtschaft somit weit über das hinaus, was die Unternehmen heute an administrativem Aufwand zur Kontrolle ihrer Netzwerke erwarten. Die Schweiz wäre auch das Land, das die eigenen Unternehmen den Interessengruppen aus aller Welt auf eine Art und Weise öffnet, wie sonst keine Demokratie. Da wird in vielen Firmenzentralen irgendwann die Idee reifen: die Schweiz verlassen.

MÖRGELI

Verbissene Überbeisser

Dieser Tage befindet sich ziemlich jedes Medienprodukt im geistigen Ausnahmezustand. «So einer darf nicht länger Präsident sein», lautet die berufene Aburteilung des Chefredaktors von Tamedia: «Bald dürfte Amerika wieder einen Präsidenten haben, der auch die Mehrheit der Bevölkerung vertritt.» Ach ja? Hatten die USA mit Donald Trump vier Jahre lang einen Präsidenten, der nicht demokratisch durch die Bevölkerung gewählt wurde? Haben wir anno 2016 in Washington einen Militärputsch verpasst?

Die europäischen Journalistenreaktionen erinnern an den Film «Life of Brian» der britischen Komikergruppe Monty Python. Da fordern die Bewohner des biblischen Landes energisch den sofortigen Abzug der Römer. Bis ihnen in den Sinn kommt, welche Vorteile, welchen Fortschritt, welche Errungenschaften sie ihnen gebracht haben. Irgendwann wird sich auch die Schweiz erinnern, was sie an der jetzt so lautstark ausgepiffenen Ära Trump genossen hat. Nämlich Wohlstand und Frieden. Und zwar für alle. Die Unterschiede zwischen Arm und Reich sind hierzulande geringer als überall sonst.

Yves Kugelmann schreibt im *Tachles* wörtlich von einer «beispiellosen Welle von Antisemitismus unter der Regentschaft Donald Trumps». Ach ja? Ist Trump nicht äusserst entschieden der Atombewaffnung Irans entgegengetreten? Hat er nicht die amerikanische Botschaft nach Jerusalem verlegt? Hat er nicht mit seinem jüdischen Schwiegersohn für Frieden und Aussöhnung im Interesse Israels gesorgt. Ist seine ihm nahe Tochter nicht aus Überzeugung zum Judentum übergetreten?

Der *Blick* freut sich derweil, dass die Nach-Trump-Ära jetzt all das verwirklichen werde, wovon das Blatt immer geträumt hat: «Masken auf, Steuern rauf, Mauer weg!» Und spekuliert bössartig: «Will Melania die Scheidung?» Hat das Haus Ringier bei der Niederlage von Hillary Clinton etwa getitelt: «Zieht Bill jetzt aus?» Nie im Leben. Dafür zitiert der *Blick* Joe Biden: «Jetzt ist Zeit für Amerika, zu heilen.» Offenbar sorgt er sich um den Gesundheitszustand seiner Nation. Doch diese Nation sorgt sich um den Gesundheitszustand ihres Präsidenten.

Christoph Mörgeli

Wellen des Staunens

Der Schweizer Islamwissenschaftler Tariq Ramadan gründet in Paris ein Institut, an dem er Humanismus und Feminismus unterrichten lassen will.

Saïda Keller-Messahli

Ende August überraschte der ägyptisch-schweizerische Prediger und Islamwissenschaftler Tariq Ramadan mit der Ankündigung, in einem Pariser Vorort ein Forschungs- und Ausbildungszentrum zu eröffnen. Es heisst Chifa (ausgesprochen «Schifa»), was auf Arabisch «Heilung» bedeutet. Die erste Welle des Staunens galt dem Inhalt der Kurse: Humanismus, Ethik und – Feminismus! Zur Erinnerung: Allein in Frankreich haben fünf Frauen den Prediger wegen Vergewaltigung und Körperverletzung angezeigt.

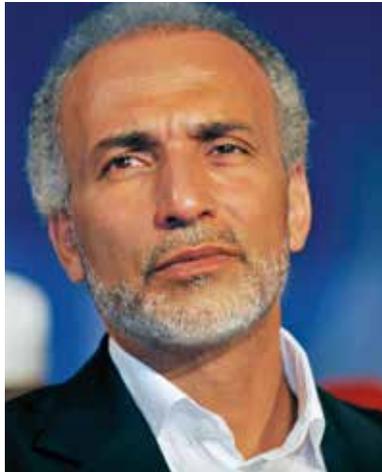
Mittlerweile wurden die Inhalte der Ausbildung und Forschung auf der Website von Chifa leicht geändert und lauten: Kosmogonie/Kosmologie – also nichts weniger als Erklärungsmodelle zur Entstehung und Entwicklung der Welt –, ferner Humanismus, Islam, Vorbestimmung und Anthropologie. Das Programm wirkt grössenwahnsinnig. Ob es dafür genug Interessenten gibt, muss sich zeigen. Eines ist sicher: Der Name Tariq Ramadan als Magnet genügt nicht mehr. Viele seiner früheren, ihm ergebenen Gefolgsleute haben sich abgewandt. Einige seiner Unterstützer wurden nach dem Mord am Geschichtslehrer Samuel Paty von der Polizei verhaftet.

Hetze gegen geköpften Lehrer

Die zweite Welle des Staunens kam mit der Verpflichtung von Yacob Mahi als Lehrer für Chifa. Mahi unterrichtete zuvor islamische Religionskunde an einer Nachhilfeschule in Anderlecht, die sich mit Fussball und psychosozialer Betreuung besonders an Kinder aus ärmeren Schichten wendet. Vor einem Jahr wurde Mahi vom Brüsseler Strafgerichtshof zu drei Jahren Gefängnis mit fünfjähriger Bewährung verurteilt – wegen moralischer Verstösse gegen Minderjährige und Körperverletzung an einem Schüler. Dazu kommt ein zehnjähriges Lehrverbot in Belgien. Trotz Verurteilung beteuert Mahi seine Unschuld.

Einem weiteren Chifa-Lehrer, dem salafistischen Imam Abdelfattah Rahhaoui, wird nicht nur vorsätzliche Gewalt gegen Minderjährige vorgeworfen, sondern auch das Betreiben einer

illegalen Schule. 2013 hatte Rahhaoui eine Koranschule in einem Arbeiterbezirk von Toulouse gegründet. Behördliche Überprüfungen ergaben, dass diese Schule keine den rechtlichen Anforderungen entsprechende Ausbildung anbietet. Offiziell wurde die Lehranstalt 2016 geschlossen, nach vielen rechtlichen Verfahren effektiv erst 2019. Dennoch bietet Rahhaoui auf Facebook heute noch unter dem Namen der



Hehre Werte:
Prediger Ramadan.

zwangsgeschlossenen Schule «Erziehung und Ausbildung» für muslimische Kinder ab vier Jahren an. Wie Ramadan und Mahi bestreitet auch er alle Vorwürfe.

Abzuwarten bleibt, ob die französische Regierung im Zug ihrer Massnahmen gegen islamistische Umtriebe nun auch Chifa genauer prüft. Innenminister Gérald Darmanin will Organisationen schliessen, die der Muslimbruderschaft nahestehen, darunter das Kollektiv gegen die Islamophobie in Frankreich (CCIF). Auffällig ist, dass CCIF-Anwalt William Bourdon die Verteidigung von Ramadan im laufenden Gerichtsverfahren übernehmen sollte, diese aber wegen einer Interessenskollision niederlegen musste.

Bemerkenswert ist auch, dass der militante Imam Abdelfattah Sefrioui ebenfalls im CCIF

aktiv war. Sefrioui hat eine Hetzkampagne gegen den enthaupteten Lehrer Samuel Paty losgetreten und diesen als «Gauner» und «Islamophoben» verschrien. Er hatte sogar Kontakt mit dessen Mörder und ist inzwischen verhaftet worden.

In Genf gut vernetzt

Vor zwei Jahren, nach fast zehn Monaten Untersuchungshaft, wurde Tariq Ramadan unter strengen Auflagen gegen eine Kaution von 340 000 Franken aus dem Gefängnis entlassen. Er durfte Frankreich allerdings nicht verlassen, da die Behörden befürchteten, er würde fliehen, um einer strafrechtlichen Verfolgung zu entgehen. Eine Konfrontation mit dem Schweizer Vergewaltigungsoffer, das ihn bereits im April 2018 angeklagt hatte, musste in Paris abgehalten werden, in Anwesenheit des Schweizer Staatsanwalts und unter Vorsitz der französischen Ermittlungsrichter.

Am 16. Oktober erliess Frankreich auf Ersuchen der Schweiz eine Anordnung, die es Ramadan ermöglicht, an seinen gerichtlichen Anhörungen in der Schweiz teilzunehmen. Das Schweizer Verfahren wird in Genf stattfinden. Auch dort ist Ramadan gut vernetzt. Vor allem linke Kreise hofierten ihn lange, und das Westschweizer Fernsehen machte ihn über die Jahre regelrecht zum Star. Er kann zudem auf Unterstützung von Islamverbänden im ganzen Land zählen, ebenso auf seinen Bruder Hani Ramadan. Dieser leitet das vom Vater gegründete, sehr umstrittene Islamische Zentrum in Genf. Im April 2017 wurde er in Colmar verhaftet und ausgewiesen, weil seine Predigten eine schwere Bedrohung der öffentlichen Ordnung in Frankreich darstellten.

Die Frage ist: Wie vertragen sich all diese Verwicklungen mit den hehren Werten des «Humanismus», der an Tariq Ramadans Schule gelehrt werden soll?

Saïda Keller-Messahli ist Islamismus-Expertin und Autorin des Buchs «Islamistische Drehscheibe Schweiz» (NZZ Libro, 152 S., Fr. 24.–).

Warum lügt uns Keller-Sutter an?

Weil Gegner wie Befürworter von Initiativen diesen leichten Schauer brauchen und durchschauen.



Initiativen werden nie so umgesetzt, wie es sich im Abstimmungskampf für Befürworter und Gegner anfühlt. Das Parlament macht, wenn eine Initiative angenommen wird, aus dieser im Nachgang leicht bekömmlichen Gurkensalat.

Und anstatt das Referendum gegen die in Bern erarbeiteten Gesetze zu ergreifen, schimpfen die Initianten noch etwas über den angeblich missachteten Volkswillen. Ende der Vorstellung.

Theater Alpeninitiative: Die Alpeninitiative wurde entgegen dem Wortlaut ihres Textes EU-kompatibel umgesetzt. Nicht gegen den Willen der Initianten, sondern entlang ihren Vorschlägen. Die flächendeckende LSWA entspricht einem Dieselpreis von fünf Franken. Ursprünglich eine Forderung der deutschen Grünen, die diese aber selber sofort fallenliessen. Nicht so Couchepin, Steinegger und Co.

Theater Initiative Weber: Hier liess sich die Initiantin leider von der SVP um den Finger wickeln. Die Bergkantone hatten – Jean-Michel Cina sei Undank – keine eigenen, umweltfreundlichen Umsetzungskonzepte entwickelt. Jetzt umgehen Anwälte, Notare und Treuhänder die Ziele der Initiative Weber.

Theater Abzockerinitiative: Viele glaubten, ein Ja zur Initiative Minder würde die Abzocker in den Schweizer Chefetagen stoppen. Die Emotionen gingen durch die Decke. Der Mundwasserproduzent lief zur Höchstform auf. Für einen kurzen Moment roch es etwas nach Klassenkampf in Helvetien. Geändert hat sich in der Folge rein gar nichts. Im Gegenteil, nirgends in Europa kassieren die Bankiers höhere Gehälter und Boni als in der Schweiz. Sergio Ermotti lässt uns alle grüssen.

Theater Masseneinwanderungsinitiative: Die Initiative kam nur durch, weil sie – typisch SVP – unklar formuliert war. Bei der Umsetzung knallte das Parlament noch einen drauf. Weil alle wussten, die SVP-Höseler würden kein Referendum ergreifen.

Alle Beteiligten kennen inzwischen die Regeln des Spiels. Und malen trotzdem oder genau deswegen immer wieder den Teufel oder das Paradies an die Wand. So soll die in zwei Wochen zur Abstimmung kommende Konzernverantwortungsinitiative – wenn wir unserer

Es geht um Symbolpolitik. Aber Symbole sind im digitalen Zeitalter der Shitstorms verdammt wichtig.

Bundesrätin Karin Keller-Sutter auch nur eine Sekunde Glauben schenken – 80 000 KMU potenziell ins Prozesselend stürzen.

Denn im Parlament haben nach wie vor die Rechten und die rechte Mitte die Mehrheit. Und diese Damen und Herren werden im Gesetzgebungsverfahren nichts machen, was ihrer Klientel auch nur im Ansatz wirklich wehtun würde.

Es geht somit regulatorisch vorerst um reine Symbolpolitik. Aber Symbole sind im digitalen Zeitalter der Shitstorms verdammt wichtig. Weil Reputationen schneller zerstört als aufgebaut werden können. Der Chefeinkäufer von BMW formulierte es letzte Woche am deutschen Autogipfel so: «Um das Risiko von Kinderarbeit in nichtindustriellen Kobalt-

minen auszuschliessen, kaufen wir vorerst kein Kobalt aus der Demokratischen Republik Kongo ein.»

Wenn das Volk mehrheitlich ja zur Konzernverantwortungsinitiative sagt, werden die Glencore-Manager vorsichtiger werden. Denn Kapitalismus kann weltweit auch ohne Sklaverei, ohne Kinderarbeit und ohne tödliches Quecksilber in den Flüssen funktionieren.

Unter dem Strich stimmen Schweizerinnen und Schweizer in der Regel nur Initiativen mit eingebauten Notbremsen zu. Oder Pipifax-Initiativen wie gestern dem Minarett- und morgen dem Vermummungsverbot. Man kann politisch relevante Initiativen auch knallhart formulieren. Mit klaren Fristen und mit dem Auftrag an den Bundesrat, die Anliegen direkt umzusetzen. So wie dies die Kündigungsinitiative der SVP vorsah und deshalb kläglich scheiterte.

Ob die Nationalbank in Amazon und Google investiert oder in die Produktion von Kriegsmaterial, spielt ertragsseitig keine negative Rolle. Im Gegenteil. Deshalb macht diese Pontius-Pilatus-Initiative der GSoA ein gutes Resultat.

Warum das? In der alles entscheidenden politischen Mitte sitzen die Vorsichtigen. Ab und zu haben sie die Nase voll und stimmen einer Initiative zu. Wohlwissend, dass das Parlament viel Druck rausnimmt. Und das ist vielen Ja-Stimmenden irgendwie auch recht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

«Die Geschichte hat soeben begonnen»

Bruno Maçães gehört zu den meistgefragten Polit-Intellektuellen Europas. Der Portugiese deutet den Niedergang Trumps, den Aufstieg Chinas und die Chancen der Europäischen Union.

Pierre Heumann

Wie sieht die Zukunft der USA angesichts der aggressiven Konkurrenz Chinas aus? Der portugiesische Politologe Bruno Maçães ist bestens qualifiziert, die Frage dieser konfliktträchtigen Entwicklung auszuleuchten. Im vergangenen Jahr hat er ein Buch über die chinesische Weltordnung veröffentlicht, jetzt widmet er sich den Veränderungen, die die USA durchmachen.

Im Gespräch mit der *Weltwoche* erläutert Maçães, wie Amerika mit dem unberechenbaren China umgehen soll. Bis vor fünf Jahren war der 46-jährige Europaminister in Portugal. Heute forscht und lehrt er am Hudson Institute in Washington und am Martens Centre in Brüssel. Zudem berät er weltweit führende Firmen in Geopolitik und bei technologischen Entwicklungen.

Weltwoche: Herr Maçães, Donald Trump war in Europa, gelinde gesagt, unbeliebt. Werden die USA unter dem designierten Präsidenten Joe Biden näher an Europa heranrücken?

Maçães: Davon gehe ich aus. Denn Leute, die Biden nahestehen, meinten mir gegenüber zum Beispiel, dass er die Importzölle auf Stahl gegen Europa schnell abschaffen werde. Auch wird er möglicherweise den Kontinent kurz nach seinem Einzug im Weissen Haus besuchen. Es wäre interessant, wenn Biden Europa als erste Station seiner Auslandsreisen berücksichtigen würde. Wobei er allerdings die Frage beantworten müsste, welche Hauptstadt er als Erste besuchen soll? Wird es Brüssel sein?

Weltwoche: Biden wird sich auch mit der Frage auseinandersetzen müssen, ob die USA unter seiner Führung eine globale Weltordnung durchsetzen sollen?

Maçães: Biden mag das Bild einer globalen Ordnung, weil es weniger chaotisch erscheint. Aber ist Amerika noch in der Lage, eine globale Ordnung durchzusetzen? Meine Antwort ist: «Nein.»

Weltwoche: Welche aussenpolitischen Instrumente wird Biden einsetzen wollen?

Maçães: Ein Instrument, das er anwenden kann, ist die Global Magnitsky Act...

Weltwoche: ...die zuletzt im Juni von Trump gegen den libanesischen Politiker Gebran Bassil angewandt wurde.

Maçães: Mit dem umfassenden Sanktionsgesetz können Menschenrechtsverletzungen bestraft werden. Benannt ist es nach dem russischen Steueranwalt Sergei Leonidowitsch Magnitsky, der in einem russischen Gefängnis starb. Von Biden erwarten Diplomaten ein direktes Vorgehen gegenüber China, und zwar wegen des neuen Gesetzes zur nationalen Sicherheit in Hongkong und Chinas Umgang mit den Uiguren, der muslimischen Minderheit in der Region Xinjiang.

Weltwoche: Es sei in den vergangenen vier Jahren praktisch verboten gewesen, Donald Trump zu verstehen, schrieben Sie neulich in einem Tweet. Wer sich als Trump-Versteher zu

«Wir müssen vorsichtig sein. China ist sehr aggressiv, und es ist in Europa ziemlich mächtig geworden.»

erkennen gab, habe sich moralische Verwerflichkeit vorwerfen lassen müssen. Wie erklären Sie sich dieses Anti-Trump-Klima?

Maçães: Trump spielte die Rolle eines starken Mannes. Aber er ist es nicht wirklich. Das heisst: Für seine Anhänger war er ein Held und für seine Gegner ein Faschist.

Weltwoche: Nach den US-Wahlen meinten Sie, dass die Geschichte nun wirklich beginnen könne. Haben Sie denn tatsächlich das Gefühl, dass der Entscheid für Biden eine Wende in der Geschichte einleiten wird?

Maçães: Der Science-Fiction-Autor James Ballard bezeichnete amerikanische Präsidentschaftswahlen einmal als ein Zusammenprallen zweier Fiktionen. In der Tat ist das amerikanische Leben um Fiktionen herum organisiert. Wir werden jetzt mit Sicherheit eine völlige Veränderung der Sprache sehen.

Weltwoche: Schon Ihr jüngstes Buch über die «Geburt eines neuen Amerika» hat den herausfordernden Titel «History Has Begun». Was meinen Sie damit?

Maçães: Viele sind der Überzeugung, dass der Untergang Amerikas bereits begonnen habe. Richtig ist, dass die USA während vielen Jahren im Schatten Europas standen. Die amerikanische Geschichte war lange einfach eine Verlängerung der europäischen Geschichte. Doch jetzt beginnt Amerika, seinen eigenen Weg einzuschlagen. Es hat sich von Europa gelöst. Deshalb sage ich: Die Geschichte hat begonnen.

Weltwoche: Wann hat der Bruch zwischen den USA und Europa stattgefunden?

Maçães: Mit Auschwitz. Das hat alles in der europäischen Geschichte verändert – und das ist die provokanteste Idee des Buchs. Die Europäer sehen ihre Politik immer noch in Relation zu den Erfahrungen der Nazis und des Völkermords. Daraus leiten sie die Forderungen nach einer Art Kosmopolitismus und nach Respekt vor Minderheiten ab. Die Europäische Union ist zwar so konzipiert, dass sich der Totalitarismus nicht wiederholen kann. Aber Europa ist es nicht gelungen, den Geist des Nazismus zu vertreiben.

Weltwoche: Deshalb sei es nötig, schreiben Sie, das Zeitalter der Nationenbildung zu überwinden.

Maçães: Ich stehe der Idee der Nationenbildung sehr kritisch gegenüber. Sie ist für mich eine Form des Universalismus, bei dem überall dasselbe Modell angewandt und eine homogene Welt geschaffen wird, in der jeder Staat der Demokratie nach amerikanischem Vorbild ähneln soll. Die USA sollten offener für andere Erfahrungen und Kulturen sein. Die Rolle der USA wird zwar nach wie vor wichtig sein. Ich behaupte also nicht, dass die Vereinigten Staaten als Ordnungsmacht verschwinden werden. Aber es gibt zwei verschiedene Ordnungskonzepte. Das eine Konzept ist der Neokonservatismus, der verlangt, dass die ganze Welt so wird wie Amerika. Und gemäss dem anderen Konzept wird Amerika für ein Gleichgewicht zwischen vielen verschiedenen Möglichkeiten sorgen müssen.

Weltwoche: Können Sie am Beispiel Asiens erklären, was man sich darunter vorzustellen hat?

Maçães: Es gibt in Amerika immer noch Menschen, die glauben, dass sich China in



«Amerika schlägt seinen eigenen Weg ein»: Politologe Maçães.

eine Demokratie nach amerikanischem Vorbild verwandeln lasse. So ein Projekt kann nicht gelingen.

Weltwoche: Welche Rolle soll denn Amerika in Asien übernehmen?

Maçães: Die USA sollten eine Rolle bei der Begrenzung der chinesischen Macht spielen, dort, wo dies notwendig ist. China ist sehr schnell aufgestiegen und hat an seinen Grenzen manchmal Situationen der Unordnung und des Chaos geschaffen. Die Rolle der USA sollte meines Erachtens darin bestehen, zu versuchen, ein Gleichgewicht zu schaffen.

Weltwoche: Um China zurückzubinden?

Maçães: Ja, vor allem in Südostasien und im Südchinesischen Meer, wo viele Länder wirklich besorgt über die chinesische Expansion sind, zum Beispiel auf den Philippinen oder in Vietnam. Diese Länder sind der Meinung, dass die USA die Macht Chinas eindämmen und in Teilen Asiens eine ausgewogenere und harmonischere Welt schaffen könnten. Aber ohne den utopischen Wunsch, China zu transformieren.

Weltwoche: China ist wirtschaftlich stark und hat in einigen Bereichen die USA überholt.

Maçães: Das ist richtig, aber das Ziel, von dem ich spreche, ist viel bescheidener als das alte Modell, China zu transformieren. Ich betrachte nur die Bereiche, in denen die chinesische Macht zu disruptiv geworden ist.

Weltwoche: Wie soll das ohne Gewaltanwendung korrigiert werden?

Maçães: Es geht nicht darum, gegen China in den Krieg zu ziehen. Die USA haben ja bereits enge Sicherheitsbeziehungen zu Vietnam oder zu den Philippinen. Diese Beziehungen können dafür sorgen, dass China nicht übermächtig wird. In Ländern wie Vietnam oder den Philippinen müssten die USA allerdings mehr Geld investieren und ihre Wirtschaftsbeziehungen intensivieren, um die Dominanz chinesischer Unternehmen zurückzubinden. Wenn die USA in Zukunft mehr Glück mit ihren Entscheidungsträgern haben und eine klügere Politik entwerfen können, sollte es den Vereinigten Staaten möglich sein, ein Gegengewicht zu China zu schaffen.

Weltwoche: Würde diesen Ländern eine Zunahme amerikanischer Investitionen keine Angst machen?

Maçães: Ich reise viel in dieser Region und stelle fest, wie stark asiatische Länder heute von China abhängig sind. Das ist wirklich etwas, was ihnen Angst macht. Sie wären glücklich, wenn die USA sie wirtschaftlich stärken würden, indem sie bei ihnen investierten, um dem starken Einfluss Chinas etwas entgegenzusetzen. Aber leider denken die amerikanischen multinationalen Unternehmen nicht strategisch, wenn es um die Weltwirtschaft geht. Auch ist es schade, dass Präsident Trump die Transpazifische Partnerschaft nicht umgesetzt hat.

Weltwoche: China ist in vielen Bereichen die «Fabrik der Welt». Könnte es eine führende Rolle in der Welt übernehmen, obwohl es eine Diktatur ist?

Maçães: Wenn wir von Wirtschaft und Technologie sprechen, auf jeden Fall. Die Vorstellung, dass nur liberale Demokratien technologisch fortgeschritten sein können, ist sehr naiv, wie die Geschichte zeigt. Das Florenz der Renaissance war ein Ort der wissenschaftlichen und kulturellen Kreativität – und es war nicht sehr demokratisch. Oder nehmen Sie England zur Zeit von Newton. England war damals keine liberale Demokratie, aber es war ein Land mit einer starken und blühenden Wissenschaft. Wir sollten also nicht davon ausgehen, dass nur Länder mit einem westlichen demokratischen Modell über eine starke Technologie verfügen

«In Europa hat sich ein Geist der Anti-Technologie ausgebreitet.»

können. China, wo ich im letzten Jahr gelebt habe, beweist dies jetzt mit seiner schnellen technologischen Entwicklung.

Weltwoche: Sind die Bedenken übertrieben, dass die westliche Gesellschaft mit chinesischem Handel und chinesischer Software unterwandert wird?

Maçães: Wir müssen vorsichtig sein. China ist sehr aggressiv, und es ist in Europa ziemlich mächtig geworden. Es ist in Ordnung, mit China Geschäfte zu machen; ich verteidige den Isolationismus nicht, den wir aus dem Kalten Krieg kennen. Aber der Westen muss aufpassen, dass er nicht in eine Position der Abhängigkeit von China gerät. China ist ein mächtiges Land, und es gefällt sich darin, seine Macht zu nutzen. Das ist die Logik hinter der Entscheidung, eine Firma wie Huawei aus den meisten europäischen Netzwerken auszusperrern, weil Europa zu verwundbar wäre.



Weltwoche: Sind die Chinesen daran, die Wirtschaftskraft des Westens definitiv zu überflügeln?

Maçães: Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg waren die USA für etwa die Hälfte des weltweiten Sozialprodukts verantwortlich. Dies ist jetzt nicht mehr der Fall. China wird wahrscheinlich bis zum Ende des Jahrzehnts ein höheres Sozialprodukt haben als Amerika. Weil China jetzt von Covid-19 profitiert, sagen einige Forschungen aber voraus, dass China bereits vor dem Jahr 2030 ein grösseres Sozialprodukt haben könnte als die USA.

Weltwoche: Wie hat China von der Epidemie profitiert?

Maçães: China hat Covid-19 unter Kontrolle. Wenn ich mit meinen Freunden in China spreche, sagen sie mir, dass sich das Leben wieder normalisiert hat. Und so kann sich die Wirtschaft schneller erholen. Bis Ende des Jahres wird sie wahrscheinlich um 2 Prozent wachsen, während der Westen mit einem Rückgang des Sozialprodukts um 8 Prozent konfrontiert ist.

Weltwoche: Womit sich das asiatisch-westliche Gleichgewicht schneller als erwartet verändert.

Maçães: In der Tat. Die fünf grössten Volkswirtschaften der Welt werden in einigen Jahren China, die USA, Indien, Japan und Indonesien sein. Das ist eine ganz andere Welt. Von den fünf grössten Volkswirtschaften befinden sich dann nämlich vier in Asien und keine einzige in Europa. Deutschland wird nicht mehr unter den ersten fünf sein.

Weltwoche: Was können diese Länder besser als der Westen?

Maçães: In den Vereinigten Staaten und mehr noch in Europa hat sich ein Geist der Anti-Technologie ausgebreitet, was sehr negativ ist. Im Gegensatz zu China wird Technologie da immer als eine schlechte Sache angesehen.

Weltwoche: Haben die Chinesen denn keine Angst vor dem Überwachungsstaat?

Maçães: Doch, diese Angst existiert. Natürlich kann sie nicht frei geäußert werden. Aber manchmal sieht man in den chinesischen sozialen Medien Beiträge, die zeigen, dass die Menschen besorgt sind, wie ihre Daten verwendet werden. Tatsächlich hat China erst kürzlich ein Datenschutzgesetz verabschiedet. Aber das oberste Ziel in China ist die nationale Grösse; wenn die Technologie dazu beiträgt, wird sie akzeptiert und gefördert.

Bruno Maçães: Belt and Road.

A Chinese World Order.

Hurst Publishers. 288 S., Fr. 37.90

Bruno Maçães: History Has Begun.

The Birth of a New America.

Oxford University Press. 248 S., Fr. 45.90

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'111'000.-, Bezug ab Frühling 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'953'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'521'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unteringstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 673'400.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.⁺



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

Tyrannie der Gebildeten

Amerikanische Forscher kritisieren, dass ihre Hochschulen zu viele Akademiker produzieren. Das Thema kann uns auch in der Schweiz nicht kaltlassen.

Rudolf Strahm

Es ist eine schwierige Debatte. Sie passt nicht allen. Viele aus dem *juste milieu* reagieren darauf allergisch oder verdrängen das Thema. Andere nutzen es zur Polarisierung. Die Rede ist von der kulturellen Abgrenzung der akademischen Elite, von ihrem Dünkel, von der Auseinanderentwicklung der gesellschaftlichen Identitäten. Die Entwicklung im Vorfeld der amerikanischen Wahlen hat diese Debatte intensiviert.

Der Historiker Peter Turchin von der Universität Connecticut wirft ein Licht auf die tiefgreifende Spaltung der US-Gesellschaft mit seiner These der «Überproduktion von Eliten». Er meint damit die massive «Inzucht» der akademischen Community, die ihrem Nachwuchs durch Zugang zu den Privatuniversitäten die Privilegien sichert und nach aussen durch Abschottung und Undurchlässigkeit die soziale Instabilität befördert. Es entsteht eine Art meritokratische «Erb-Aristokratie», sagt Turchin. Dies verstärkt die kulturelle und politische Abgrenzung gegenüber Unterschichten. Und diese überschüssigen, «unzufriedenen Eliten» führen nach ihm zu Radikalisierungen, kurz: zu politischer Instabilität.

Selbstrechtfertigungs-Mainstream

Noch deutlicher und mit weltweit grösserer Beachtung analysiert der Harvard-Philosoph Michael Sandel die gesellschaftliche Spaltung. In seinem Buch «Vom Ende des Gemeinwohls – Wie die Leistungsgesellschaft unsere Demokratien zerreisst» zeigt er auf, wie die globalisierte Klasse der akademisch Gebildeten die Arbeiterschaft gedemütigt und verraten hat. Gerade die jüngsten US-Wahlen haben diese Zerrissenheit manifest werden lassen. Die «Tyrannie der Gebildeten» führt, so Sandel, zur Demütigung und Ausgrenzung eines beachtlichen Teils der Gesellschaft.

Donald Trump hat zwar – zum Glück für die Welt – die Präsidentenwahlen verloren, aber immerhin hat er mit seinem Lockruf «Ich liebe die Ungebildeten» siebzig Millionen amerikanische Wähler trotz seines widerlichen Stils binden können. Seine Leistung besteht darin,

dass er die Sprache der Zukurzgekommenen und Verprellten spricht und sie ernst nimmt.

In Deutschland haben Cornelia Koppetsch, Andreas Reckwitz, Sahra Wagenknecht, in Frankreich Didier Eribon eine ähnliche Debatte wider die Eliten angezettelt. Wagenknecht hat vielleicht am klarsten aufgezeigt, wie die linke akademische Elite die Arbeiter-Wählerschaft und die berufspraktischen Facharbeiter im Stich gelassen und aus den Linksparteien vertrieben hat. Ich kenne in der Schweiz niemanden, der sich mit seiner Analyse gleichermaßen vom akademischen Selbstrechtfertigungs-Mainstream zu entfernen wagt – obschon auch bei uns Symptome dieser gesellschaftlichen Auseinanderentwicklung unverkennbar sind!

Jeder mittelmässige Schriftsteller und Publizist hat schon versucht, sich an Christoph Blocher, Marine Le Pen, Alice Weidel, Alexander Gauland zu reiben. Aber man möchte ihnen nahelegen: Fragt doch mal nach den tieferen Motiven der Anhängerschaft dieser verfeimten «Populisten»! Was sind deren existenzielle Erfahrungen, die Veränderungsängste, die Demütigungen? Warum glauben sie den «Verführern»? Wenn dann diese «Verführten» mal einen plebiszitären Aufstand inszenieren, ist man konsterniert und am Ende seines Lateins.

In der Schweiz ist das von Turchin beschriebene Problem der Akademisierung und



„Ich stehe immer hinter Ihnen...“

der Verdrängungseffekte gegenüber Mittelschichten weniger sichtbar. Es wird mit dem Verweis auf den Fachkräftemangel kleingeredet. Tatsache ist: Wir haben zu wenig Ärzte – dies wegen des Numerus clausus. Tatsache ist: Wir haben zu wenige Informatiker, Ingenieure, Naturwissenschaftler – dies wegen der Sprachlastigkeit der Gymnasien. Junge Männer mit einseitigen, aber guten mathematisch-technischen Kompetenzen werden benachteiligt.

Persönliche Tragödien

Gleichzeitig gibt es auch bei uns eine «Überproduktion» aus den sozial- und geisteswissenschaftlichen Fakultäten. Im akademischen Jahr 2018/19 studierten an Schweizer Universitäten 10 006 Studierende im Hauptfach Psychologie, 4556 Politologie, 3872 Geschichte und Kunstgeschichte, 2307 Kommunikation und Medienwissenschaft, 1158 Ethnologie. Zusätzlich gab es 6785 Studierende an Kunsthochschulen. Das sind alles attraktive Studiengänge, aber nur ein Bruchteil der Absolventen wird einen der Ausbildung adäquaten Beruf ausüben können. Besser würde man diese Studien als Pflichtwahlfächer für Juristen, Mediziner, Ingenieure, Naturwissenschaftler ausgestalten.

Die «Überschussakademiker» bevölkerten bislang die wachsenden Stäbe von Staat und Konzernen und erweiterten die Zwischenhierarchien. Dieser Trend wird jetzt gebrochen. Vermehrt hangeln sich junge Leute nach dem Studium von Praktikum zu Praktikum. Nach der jüngsten Längsschnittbefragung haben ein Jahr nach dem Studium 49 Prozent der Uni-Absolventen keine Festanstellung; fünf Jahre danach sind es immer noch 28 Prozent (bei Fachhochschulabsolventen nur 6 Prozent). Hinter diesen Zahlen stehen persönliche Tragödien.

Die USA, Frankreich, Grossbritannien stecken längst in einer Akademisierungsfalle. Unser Bildungssystem in der Schweiz zeigt leider keine Anzeichen, diese gleichgerichteten Fehlentwicklungen zu vermeiden.

Rudolf Strahm war von 1991 bis 2004 SP-Nationalrat und von 2004 bis 2008 Preisüberwacher.

Neue Lust am Moralisieren

Die Schweizer wollen nicht mehr erfolgreich sein, sondern sich als gute Menschen fühlen.



Die Schweiz zeigt Fahne. Orange ist sie, und sie hängt nicht nur an Balkonen von Genossenschaftswohnungen, sondern auch in Einfamilienhausquartieren, die früher als bürgerlich galten. Wenn ich durch ein solches Quartier gehe und überall die Fahnen sehe, die für die Konzernverantwortungsinitiative werben, frage ich mich, wer sie rausgehängt hat: die antikapitalistischen Teenager, die in den Häusern wohnen, oder ihre grün-korrekten Eltern. Und ich würde gerne wissen, wie locker und lustig es sich wohl in einem Haushalt lebt, in dem die gute Gesinnung derart ins Schaufenster gestellt wird.

Die Initianten – vornehmlich links-grüne Kreise und ein paar altersradikale Bürgerliche – können mit sich mehr als zufrieden sein. Sie haben in den letzten Jahren kräftig mitgeholfen, dass in der Schweiz ansässige Konzerne heute weitherum als skrupellose juristische Gesellen wahrgenommen werden, die für Geld zu allem bereit sind. An der Urne dürfte die Initiative viel Zuspruch erhalten, darauf weisen neben den orangen Fahnen auch Umfragen hin.

An Gründen, warum man die Konzernverantwortungsinitiative ablehnen soll, fehlt es nicht. Der wichtigste Grund ist: Sie liegt nicht im Interesse der Schweiz. Dem Land bringt es nichts, wenn hiesige Unternehmen künftig für Schäden haften müssen, die ihre Tochterfirmen oder wichtige Lieferanten im Ausland anrichten. Wenn Gesetze verletzt werden und Schäden entstehen, sollen diese dort eingeklagt werden, wo der Rechtsbruch passiert ist, und nicht in der Schweiz. Das Argument, dass der Justiz in den armen Ländern nicht zu trauen

sei und Fragen von Menschenrechten und Umwelt deshalb von einem hiesigen Gericht beurteilt werden müssten, ist fast schon amüsant, stammt es doch von Kreisen, die westlichen Hochmut gegenüber Entwicklungsländern sonst auf Schärfste verurteilen.

Sicher, nicht alle Länder reichen beim Justizwesen an das Niveau der Schweiz heran. Doch warum soll das ein Grund sein, Streitfälle aus aller Welt zu importieren? Warum sollen

Wie lebt es sich in einem Haushalt, in dem die gute Gesinnung derart ins Schaufenster gestellt wird?

sich politisch ambitionierte Hilfswerke beispielsweise einen sambischen Minenarbeiter schnappen und vor einem Schweizer Gericht einen Musterprozess wegen dessen Arbeitsbedingungen in Afrika anstrengen können? Das ist schlicht nicht die Sache der Schweiz.

Die Initiativgegner, angeführt von der Economiesuisse, haben in den letzten Wochen die Tonalität verschärft – endlich, möchte man sagen. Insgesamt aber tun sich Wirtschaftskreise und Bürgerliche eher schwer im Abstimmungskampf, klare Worte werden gescheut, man verstrickt sich in Widersprüche. Wenn etwa versichert wird, dass nur eine winzige Minderheit aller Schweizer Firmen sich im Ausland punkto Umwelt und Menschenrechte nicht korrekt verhalte, fragen sich die Bürger schnell einmal, warum das Parlament dann überhaupt einen indirekten Gegenent-

wurf zur Initiative erarbeitet hat. Die verklemmte Haltung der Wirtschaftsvertreter hat viel mit dem gewandelten Verständnis der Unternehmen selber zu tun. Firmen wollen heute nicht mehr einfach nur Firmen sein, die legal Geschäfte machen und Profite erzielen, sondern gesellschaftliche Vorbilder, die zum Gemeinwohl beitragen. Dazu überbieten sie sich gegenseitig mit Programmen zu Klima, Genderfragen, Diversität und anderem. Wenn man sich derart als Tugendbold inszeniert und sich mit guten Taten brüstet, ist es natürlich schwierig, plötzlich Widerstand zu leisten und zu sagen, dass einen ein Problem irgendwo auf der Welt für einmal nichts angehe.

Eine andere Frage ist, warum die Schweizer Bevölkerung so offenkundig Mühe hat, zu den wirtschaftlichen Interessen des eigenen Landes zu stehen. Ist es eine Art Realitätsverweigerung? Die Schweiz lebt nicht allein vom sympathischen Schreinereibetrieb und vom hippen Start-up, sondern ganz wesentlich von Grosskonzernen, die Abertausende gutbezahlter Jobs anbieten. Doch heute gefällt man sich darin, die Wirtschaft in erster Linie als Problem anzusehen; diese Haltung wird schon in der Schule vermittelt, wo man ausdauernd über fairen Handel, Nachhaltigkeit und Nord-Süd-Gefälle redet, aber kaum je über die persönliche Entfaltung und die Freiheit, welche die Wirtschaft hier und andernorts ermöglicht. Viele Schweizer, und das ist wirklich beunruhigend, scheinen nicht mehr zu sehen, woher der Wohlstand kommt. Sie sind lieber Moralapostel als wirtschaftlich erfolgreich.

Vincenz verspielte sein Glück im Milieu

Der frühere Raiffeisen-Chef trumpfte als moralisches Vorbild auf, als letzter Gutbanker. Sein Absturz war nur möglich, weil alle Vorgesetzten wegschauten.

Lukas Hässig

Als ihn die Behörden in die Enge trieben, wählte Pierin Vincenz die Nummer des Autors dieses Textes – dies, nachdem sich der Ex-Raiffeisen-Chef zuvor nie zu den versteckten Deals hatte äussern wollen. «Könnten Sie nicht den Artikel über meinen Vater löschen?», bat Vincenz. Wirklich? Ausgerechnet jene Story, die auf zwei uralten NZZ-Artikeln basierte und nichts mit seinem Fall zu tun hatte? «Ja, bitte», meinte Vincenz. «Meine Familie soll nicht auch noch in diese Geschichte hineingezogen werden.» Die Episode stammt von Ende 2017. Vincenz gab damals eine Seite von sich preis, die man zuvor nicht gekannt hatte: die eines Menschen, dem die Familie heilig ist. Mit drei Schwestern, darunter eine Anwältin und eine Architektin, wuchs der spätere grosse CEO der Raiffeisen als Hahn im Korb auf. Über ihm ein Vater, streng, mit Einfluss in Politik und Wirtschaft, ein Machtmensch: Gion Clau Vincenz, der Strippenzieher, der Jahre zuvor selber eine Niederlage zu verschmerzen gehabt hatte. Als Grösse aus dem Bergkanton präsidierte Vincenz senior die Raiffeisen bis 1992, sieben Jahre später sollte Filius Pierin als operativer Chef die Familientradition fortsetzen. In Bern hatte es Vater Vincenz bis in den Ständerat gebracht, wo er zusammen mit Leon Schlumpf von der SVP seine Heimat vertrat – um dann über einen Steuerskandal zu stolpern.

Unkonventionell, aber kein Verbrecher

Am Ende blieb Vater Vincenz nur der schmachvolle Rücktritt. Ein vergleichbares Schicksal drohte nun Sohn Pierin. Auch er sollte verstossen werden; nicht aus der nationalen Politik, sondern aus der lukrativen Finanzbranche, jener Industrie, in der sein Stern hell aufgegangen war, bis zum Image als letzter Gutbanker Helvetiens. Jetzt aber forderten die Kontrolleure der Finanzmarktaufsicht seinen schnellen Abgang. Den gab ihnen Vincenz – nicht weil er das für nötig befand, sondern einfach dem Frieden zuliebe, wie er meinte. Vielleicht sei er manchmal etwas gar forsch gewesen, insgesamt aber sei er mit sich im Reinen.

Im *Sonntagsblick*, der Zeitung, die ihm stets wohlgesonnen war, liess er die Leser wissen, dass von ihm schon bald wieder zu hören sei. Zwei



Gefährliche Spuren: Draufgänger Vincenz.

Monate später, Ende Februar 2018, trat die Verheissung ein – nur anders als gedacht. Es klickten bei Vincenz die Schlösser, U-Haft wegen Verdachts auf schweren Betrug in mehreren Fällen.

Die Aufregung war riesig, die Meinungen geteilt. Weiterhin hielten viele Beobachter Vincenz die Stange. Klar sei der Bergler ein Draufgänger gewesen, aber ohne ihn wäre die Raiffeisen immer noch ein verschlafener Verein. Der Spitzenbanker sei unkonventionell, aber bestimmt kein Verbrecher. Im Verlauf der Strafuntersuchung verfestigte sich mancherorts die Meinung, dass Vincenz ungeschoren davonkommen dürfte. Seine Häscher hätten keine Belege für ihre Vorwürfe.

Das änderte sich letzte Woche schlagartig. Nicht weil Vincenz im Geschäftlichen mehr auf dem Kerbholz hat, als schon bekannt war, sondern weil ein neuer Charakterzug zutage trat. Der gefiel nicht. Vincenz soll in seiner Zeit als uneingeschränkter Raiffeisen-König Unsummen verschleudert haben mit Eskapaden im Milieu; seine Touren durch die helvetische Cabaret-Szene, von Zürich bis Lugano, von Romanshorn bis Genf, schlugen mit einer Viertelmillion zu Buche – für Champagner und weibliche Unterhaltung. Vincenz, noch vor wenigen Jahren ein Topshot der Wirtschaft, eine Lichtgestalt der Bankenwelt: Er hatte die Kontrolle über seine Triebe verloren.

Ungewohnt, aber durchaus menschlich. Nicht das *redlight* per se war Vincenz' Problem, sondern dass er die Ausgaben für seine privaten Neigungen nicht selber berappte. Vielmehr stellte er sie seiner Arbeitgeberin in Rechnung. Unter Vincenz wurde ein Verbuchungssystem via Vertrauensanwalt eingeführt, dort wurden die persönlichen Freuden des Bankers als «Spesen» verbucht, wie die Untersuchungsbehörden in ihrer Anklageschrift ausführen. Die erotischen Trips füllen mehrere Seiten: «Red Lips», «King's Club», «Pussy Cat», «Chikito», «Laguna Bar», «Cecil Dance», «Paradiso» lauten die Namen von Nightclubs, in denen Vincenz die Korken knallen liess.

Wie war das möglich? Bei der Raiffeisen sass zuoberst im Verwaltungsrat (VR) bekannte Leute: Rita Fuhrer, die langjährige Zürcher Regierungsrätin und einstige SVP-Bundesratskandidatin, Franz Marty, legendärer Schwyzer Finanzminister von der CVP und bis 2011 VR-Präsident der Raiffeisen, Franco Taisch, Professor in Luzern, Johannes Rüegg-Stürm, Professor an der Universität St. Gallen (HSG) und dort Experte für Corporate Governance, sowie Urs Schneider, Vizechef des Bauernverbands. Sie und weitere waren zuständig dafür, dass sich der Raiffeisen-CEO korrekt verhielt, gute Arbeit leistete, nicht über die Stränge schlug.

Nichts von dem war zu sehen, Vincenz hatte freie Hand. Statt dass die mit 170 000 Franken im Jahr entschädigten VR-Mitglieder pflichtgemäss ihren CEO überwachten, war es Vincenz, der die Professoren, Politiker und Verbandsbeamten am Gängelband führte. Eines der wichtigsten Vorhaben in der Ära Vincenz, der Kauf des Avaloq-Computersystems für die Hunderte von Raiffeisenbanken im Land, wurde als «Tischvorlage» 2014 abgesegnet. Vincenz zauberte das Traktandum während der Sitzung aus dem Hut. 500 Millionen Franken, abgesegnet kurz vor Schluss – um danach freudig zur Tafel zu schreiten. Der Avaloq-Vorfall war kein Sonderfall. Als Anfang 2012 die Bank Wegelin in amerikanischer Geiselhaft landete, griff Vincenz zu, ohne lange zu fackeln. 577 Millionen Franken für eine Nischenbank, nur rudimentäre Prüfung der Bücher durch die Rechtschefin der Raiffeisen, Nadja

Ceregato – die Frau des CEO. Keiner opponierte, stellte Fragen, weder bei Wegelin noch bei Avaloq oder anderen Vorhaben im Umfang von Dutzenden bis Hunderten von Millionen Franken. Vincenz agierte, so der Anschein, als gehöre die Bank ihm. Mit der Grösse der Deals wuchs die Macht des Chefs, niemand stellte sich ihm in den Weg. Einzig er selbst konnte sich ein Bein stellen. Was dann auch passierte. Auf einer seiner Cabaret-Touren lernte Vincenz eine Osteuropäerin kennen. Was als amouröse Nacht begann, wurde zur Beziehung. Mitte Juni 2014 lud Vincenz die Frau zum Schäferstündchen ins Zürcher Businesshotel «Park Hyatt», wo der Banker in Suite 507 logierte, dauergemietet von der Raiffeisen. Laut *Blick* hatte Vincenz an jenem Tag seinen Kalender nicht im Griff: Dem Bankenchef war schon eine andere Dame zu Diensten. Die «Hintergangene» zeigte wenig Verständnis, es kam zum Handgemenge, die Suite nahm Schaden.

Beinahe ungeschoren davongekommen

Halb so wild, sagte sich Vincenz wohl, und signierte die knapp 4000 Franken Reparaturrechnung, die dann wie alles andere in der Buchhaltung der Raiffeisen landete. Nur: Die Dame, die Kratzer und blaue Flecken abbekommen hatte, nahm sich einen Anwalt der Zürcher Kanzlei von Valentin Landmann, erste Adres-

se für Milieufälle. Vincenz' Verteidiger Lorenz Erni und Landmann einigten sich auf mehrere hunderttausend Franken Schmerzensgeld, die Staatsanwaltschaft spricht gar von über einer Million. So viel hatte Vincenz damals nicht flüssig. So kam es, dass der mitangeklagte Beat Stocker gemäss heutigem Wissensstand ein Guthaben von Vincenz aus einem der gemeinsamen Vorab-Deals verrechnete und seinem Partner 1,5 Millionen Franken von einem Konto bei der LGT im Ländle an die Zürcher Bank Bär überwies; weitere gut 500 000 Franken folgten später in bar.

Der Fall mit der Prostituierten zeigt, wie stark Vincenz im Jahr 2015 in der Klemme steckte. Er hatte zu wenig Flüssiges, war auf finanzielle Unterstützung seines Insider-Partners angewiesen, liess immer höhere Summen für Privates über die Raiffeisen laufen. Gefährliche Spuren, die der Topmanager überall hinterliess: bei den Spesen mit seinem Compagnon Stocker und dessen über Treuhandstrukturen gehaltene Investments – mit betrügerischen Absichten, wie die Staatsanwaltschaft ihm inzwischen vorwirft. Vincenz, der seinen Rücktritt als Chef der Raiffeisen per Herbst 2015 eingereicht hatte, war längst ein Getriebener, als ihn Politiker wie Pirmin Bischof und Johann Schneider-Ammann zum Abschied in einer Biografie hochleben liessen.

Ob er damals ahnte, dass das Eis unter ihm einbrechen könnte? Ausgerechnet er, der mit Eveline Widmer-Schlumpf zuvor das Ende des Bankgeheimnisses auch für Schweizer gefordert hatte, vertraute darauf, dass seine verdächtigen Geldüberweisungen dank gesetzlichem Schutz nie ans Licht kämen. Als dann ab Frühling 2016 seine Geheimbeteiligungen Stück für Stück publik wurden, fehlte ihm die Kraft, sich zu verteidigen.

Das Spiel war aus. Und doch wäre Vincenz beinahe ungeschoren davongekommen. Mit einem schon Jahre zuvor bestellten Gutachten aus der Feder von Niederer-Kraft-Frey-Anwalt Peter Forstmoser – auf Rechnung der Raiffeisen – stellte der Bündner die verunsicherten Verwaltungsräte der Aduno ruhig, an der die Raiffeisen beteiligt war und bei der Vincenz den VR lenkte. Erst als die Finma Ende 2017 ein Verfahren gegen die Bank und ihren Ex-Chef eröffnete, passierte das, was bis dahin ausgeblieben war: Der VR der Aduno schaute nicht mehr weg, sondern reichte Anzeige gegen Vincenz ein. Für die Beteiligten gilt die Unschuldsvermutung.

Lukas Hässig ist Betreiber des Internet-Finanzportals *Inside Paradeplatz*. 2018 wählten ihn seine Branchenkollegen zum Schweizer Journalisten des Jahres. Seine Recherchen über den Fall Vincenz hat er als E-Book aufbereitet: Don Pierin. Wahre Geschichte. PDF, Fr. 10.–
Zu beziehen über insideparadeplatz.ch



Bindella
la vita è bella

Einer der
ganz grossen
Italiener.
Eine Referenz
in Sachen
Bordeaux-Blend.

Jetzt bestellen: bindella.ch



Freiwilliger Maskenzwang

Das Covid-19-Regime steckt voller Widersprüche.
Behördliche Willkür ist programmiert.

Alex Baur

Die Oltener Rechtsanwältin Therese Hintermann musste leer schlucken, als sie die über fünf Seiten aufgelisteten Auflagen des Stadtzürcher Sicherheitsdepartements für die bewilligte «Covid-19-Parade» vom 31. Oktober in die Hände bekam. Unter Punkt 1.2 wird den Demonstranten eine generelle Maskenpflicht auferlegt – unter Punkt 1.8 aber auch ein Vermummungsverbot. Was gilt nun? Und das war nur der Anfang des kafkaesken Parcours durch ein legalistisches Labyrinth.

Es zeigte sich bald, dass sich die Teilnehmer der Demo gegen Maskenzwang nicht freiwillig maskieren würden. Die Juristin schlug im Namen der Organisatoren dem Einsatzleiter der Stadtpolizei Zürich deshalb eine Änderung des Sicherheitskonzeptes vor. Der weitläufige Platz erlaubte es ohne weiteres, den gesetzlichen Sicherheitsabstand von 1,5 Metern unter den rund 200 absolut friedlichen Demonstranten zu wahren, den diese auch bereitwillig einhielten. Die Organisatoren waren nicht bereit, die Teilnehmer dauernd zum Tragen der Gesichtshüllungen anzuhalten, gegen die hier auch demonstriert wurde.

Anwältin Hintermann forderte den Einsatzleiter auf, sich zu entscheiden: Entweder sollte die Polizei die Abstandsregel unter freiem Himmel akzeptieren, oder dann müsse sie die Demo halt auflösen. Doch die Stadtpolizei wählte einen anderen Weg. Während die Demonstranten den Schweizer Psalm singend die Bundesverfassung gegen den Himmel streckten, wandte sie eine bereits früher erprobte Taktik der selektiven Einschüchterung an.

Aufgeteilt in Sechsergruppen, umzingelten martialisch vermummte Polizisten in schwarzer Krawallmontur jeweils zufällig herausgepickte Demo-Teilnehmer, um deren Personalien aufzunehmen. Da eine Maskenverweigerung nicht strafbar ist, wurden die Zufallsopfer mit einem Rayon-Verbot belegt. Neun Personen, die sich dem behördlichen Quartier-Bann widersetzen, unter ihnen auch der Hauptorganisator, wurden in Handschellen abgeführt und auf den Posten gekarrt. Nach ein paar Stunden waren alle wieder frei.

Der Haken: Gemäss Recherchen der *Weltwoche* wiesen alle Verhafteten ein ärztliches Attest vor, das sie von der Maskenpflicht befreite. Zumindest in einem Fall war das Zeugnis sogar von einem Oberarzt eines bekannten Spitals unterzeichnet. Doch die Polizei, so erzählen Betroffene übereinstimmend, habe sich um diese Zeugnisse gefüht. Polizeisprecher Marco Cortesi stellte dies auf Anfrage nicht in Abrede. Man habe vor Ort nicht überprüfen können, ob die Arztzeugnisse echt seien, rechtfertigte er das Vorgehen. Man werde das nun nachholen.

Es gilt die Schuldvermutung

Aus der Sicht von Rechtsanwältin Hintermann tritt diese Strategie die Grundrechte mit Füßen. Man stelle sich den Aufschrei vor, wenn ein Chef sich schnöde über das Arztzeugnis eines kranken Mitarbeiters hinwegsetzt und ihn bis zum Beweis seiner Unschuld wie einen Betrüger behandelt. Abgesehen davon wurde mit der Abstandsregel im Freien das Gesetz eingehalten. Die Anwältin will nun eine Aufsichtsbeschwerde gegen die Verantwortlichen der Polizei und deren Vorgesetzte, Stadträtin Karin Rykart (Grüne), einreichen.

Die Willkür gegen die Covid-Demonstranten ist in schwammigen und widersprüchlichen Gesetzen angelegt. Die Covid-19-Verordnung des Bundes sieht keine Strafen für Maskenmuffel vor. Niemand kann gebüsst werden, wenn er ohne Maske im Zug sitzt. Es ist sogar umstritten, ob ein Verweigerer zum Aussteigen gezwungen werden kann. In den Kantonen gelten aber zum Teil andere Regeln. Allenfalls können Veranstalter gebüsst werden, wenn sie das Covid-Regime nicht durchsetzen.

Arbeitsverbote, Ausgangsbeschränkungen und Maskenpflicht sind gravierende Eingriffe in die Grundrechte. Jeder Jus-Student weiss, dass diese nur ausser Kraft gesetzt werden dürfen, wenn eine gesetzliche Grundlage, ein öffentliches Interesse und die Verhältnismässigkeit gegeben sind. Weil das unklar ist, behilft man sich mit Drohkulissen, die den Rechtsunterworfenen im Ungewissen lassen und ihm die Illusion vermitteln sollen, dass er sich freiwillig fügt.

Justiz rehabilitiert Amtsarzt von Wattwil

Nachdem der *CH-Media-Konzern* eine regelrechte Diffamierungskampagne gegen den Wattwiler Arzt und vermeintlichen «Coronaleugner» Rainer Schregel losgetreten hatte («In die Falle getappt», *Weltwoche* Nr. 37/20), fackelte das St. Galler Gesundheitsdepartement nicht lange. Am 13. August beklagte sich das *St. Galler Tagblatt*, der angeschossene Arzt habe eine seiner Journalistinnen als «Goebbels' Mädchen» beleidigt – noch am selben Abend wurde Schregel als Amtsarzt gefeuert. In der Folge verlor er auch seine Stelle bei Medbase.

Doch die Entlassung als Amtsarzt war rechtswidrig, wie das St. Galler Verwaltungsgericht bereits am 1. Oktober fest-



Wieder im Amt: Mediziner Schregel.

stellte. Das Urteil ist mittlerweile rechtskräftig. Das Gesundheitsdepartement hätte den Arzt – er hatte seinen verbalen Ausrutscher längst zurückgenommen und sich dafür in aller Form entschuldigt – zumindest anhören müssen. Es bestand auch keine Dringlichkeit. Schregel ist damit rehabilitiert, er ist also offiziell wieder Amtsarzt, wie das Gesundheitsdepartement auf Anfrage bestätigt.

Departement windet sich

Hat sich das Departement bei ihm entschuldigt? Generalsekretär Gildo Da Ros drückt sich um eine Antwort: «Wir werden Herrn Dr. Schregel zu einem weiteren Gespräch einladen.» Immerhin das. Als der geschasste Arzt Anfang Oktober nach dem Gerichtsentscheid ein «Unbedenklichkeitszeugnis» verlangte, zierte sich die Behörde vorerst. Am 15. Oktober stellte sie ihm das Papier aber aus, das Schregel einen Wechsel in den Kanton Luzern erlaubt, wo man ihn mit offenen Armen erwartet. Mittlerweile ist sein Bedürfnis nach einem Gespräch mit Da Ros allerdings nicht mehr so akut. (axb)

Hurra, heute spalten wir die Demokratie

Wenn Journalisten zu einer Wahl nichts einfällt, dann beschwören sie ein «tief gespaltenes Land».



Erst eine Warnung an alle Journalisten, die diese Kolumne lesen. Vorsicht, heute machen wir uns etwas über euch lustig.

Wir machen uns lustig über die Klischeeproduktion, die immer dann einsetzt, wenn irgendwo auf der Welt eine Wahl mit knappem Ausgang stattgefunden hat. Ein knapper Wahlausgang bedeutet dann für die Medien, dass eine Nation nun in tiefer Zerrissenheit verblutet.

Die USA, so weiss nun die «Tagesschau», sind ein «tief gespaltenes Land». Der *Tages-Anzeiger* erkennt, dass die USA ein «tief gespaltenes Land» sind. Ein «tief gespaltenes Land» macht der *Blick* in den USA aus. Und das Schweizer Radio beobachtet, die USA seien ein «tief gespaltenes Land».

Wir könnten hundert zusätzliche Zitate aus dem heimischen Medienschaffen aufführen, die dieselbe tiefe Spaltung thematisieren. Mehr massenpsychologischen Mainstream haben wir noch selten gelesen.

Man könnte es, dies als kleiner Einwurf, ja auch ganz anders sehen. Man könnte auch sagen, die US-Wahlen waren ein gutes Exempel funktionierender Demokratie. Zwei ebenbürtige Lager standen sich gegenüber, sie schenkten sich nichts, am Schluss entschieden nur wenige Stimmen, kurzum, es war der Idealzustand des freien Wettbewerbs in der Politik.

Nur, so sehen es die Journalisten nicht. Ihnen fällt bei Wahlen, wo auch immer, nie etwas anderes ein als ihr Refrain der tiefen Spaltung. Für Journalisten gibt es ausschliesslich gesplattene Nationen.

Nachdem Emmanuel Macron die Wahl gewonnen hatte, zeigte sich Frankreich als «ein

tief gespaltenes Land» (*NZZ*). Nach der Wahl des neuen Bundespräsidenten Alexander Van der Bellen war Österreich «ein tief gespaltenes Land» (*Luzerner Zeitung*). Boris Johnsons Sieg in Grossbritannien hinterliess «ein tief gespaltenes Land» (*Blick*). Dasselbe geschah nach der Wahl von Andrzej Duda im «tief gespaltenen Polen» («Echo der Zeit»). Das Brasilien von Jair Bolsonaro ist ebenso «ein tief gespaltenes Land» (*20 Minuten*).

Für die Lage in Deutschland überlassen wir das Urteil unseren nördlichen Berufskollegen. Für den *Spiegel* ist Deutschland unter Angela

*Mehr massenpsychologischen
Mainstream haben
wir noch selten gelesen.*

Merkel «ein tief gespaltenes Land». Für die *Welt* ist es ein «tief gespaltenes Land». Für die *Zeit* ist es «ein tief gespaltenes Land».

Ich habe nachgeschaut, ob es unter den 193 Uno-Mitgliedstaaten eigentlich Länder gibt, die aus der Perspektive der Redaktionen nicht «tief gespalten» sind. Es gibt nur ganz wenige Ausnahmen wie Nordkorea, Laos, China und Saudi-Arabien. Hier haben unsere Journalisten noch nie eine tiefe Spaltung vorgefunden. Kein Wunder, es gibt hier keine freien Wahlen. Alle sind darum glücklich vereint unter einer spaltfreien Diktatur.

Damit kommen wir in die Schweiz. Selbstverständlich schreiben die Medien auch hier ständig die endgültige Entzweiung des Landes herbei. Wann immer eine Abstimmung knapp

ausgeht, ist die Nation rettungslos zerrissen. Bei der Abstimmung über die Bilateralen etwa war die Schweiz «tief gespalten» (*Tages-Anzeiger*). Beim Urnengang zur AHV-Reform war das Land «tief gespalten» (*NZZ*). Von der Initiative zur Masseneinwanderung wollen wir gar nicht erst reden, so «tief gespalten», wie die Nation aus Sicht von Schweizer Radio und Fernsehen war.

Der Spaltungsfanatismus ist naturgegeben. Der Konflikt und die Polarisierung sind der Nährboden der Medienproduktion. Ein harmonischer Bundesrat ist für jede Redaktion eine Horrorvorstellung, nur ein zerstrittener Bundesrat gibt Storys her. An jedem Parteikongress und an jeder Generalversammlung stürzen sich die Journalisten sofort auf die Abweichler der offiziellen Linie, um damit Brüche und Spaltungen darzustellen.

Natürlich versuchen die Medien, ihre Spaltungswut gegen aussen zu kaschieren. Nachdem sie die Spaltung jeweils ausgiebig ausgebreitet haben, beklagen sie lauthals, wie schlimm diese Spaltung sei.

Dabei übersehen die Medien allerdings, dass die Qualität einer freiheitlichen Demokratie sich genau in diesen politischen Gräben zeigt. Demokratie ist immer Streit. Man kann es darum ganz einfach sagen. Ein Land, das nicht gespalten ist, wählt nicht demokratisch und nicht frei.

Wenn Joe Biden also nun die tief gespaltenen USA wieder versöhnen will, wie die Journalisten begeistert schreiben, dann hilft dem neuen Präsidenten dazu nur ein sicheres Mittel. Er muss die Demokratie abschaffen.

Geister, die Europa rief

Wer glaubt, wir hätten die Zeiten von Inquisition und Religionskriegen hinter uns gelassen, hat die Rechnung ohne die Islamisten gemacht.

Hamed Abdel-Samad

Paris, Dresden, Nizza und Wien: Der islamistische Terror trifft Europa mitten ins Herz. Nun hört man die üblichen Sonntagsreden und Durchhalteparolen: «Keine Toleranz der Intoleranten.» – «Wir werden die Freiheit mit aller Härte verteidigen.» – «Die Terroristen werden unseren Lebensstil nicht verändern.» Aber stimmt das wirklich? Wann hat Europa den Intoleranten zuletzt die Grenzen aufgezeigt? Wann hat es zuletzt für die Freiheit gekämpft? Haben die Terroristen den hiesigen Lebensstil wirklich nicht verändert?

Als ich vor 25 Jahren nach Deutschland kam, konnte ich von München nach Paris, Wien, Rom oder Kopenhagen fliegen, ohne nennenswerte Sicherheitsmassnahmen zu durchlaufen. Ich konnte unbeschwert durch einen Weihnachtsmarkt schlendern, ohne Explosionen zu fürchten. Frauen konnten zu jeder Tageszeit allein im Wald joggen, ohne Angst vor Belästigung zu haben. Religionskritik gehörte selbstverständlich zur medialen Berichterstattung.

Heute erinnern europäische Flughäfen und Weihnachtsmärkte an Kasernen. Frauen wird empfohlen, eine Armlänge Abstand zu fremden Männern zu halten. Religionskritik ist unerwünscht.

Gepanzerte Wagen

Ich kam aus Ägypten nach Europa, um in Freiheit zu leben und meine Meinung sagen zu können, ohne um mein Leben fürchten zu müssen oder im Gefängnis zu landen. Heute fürchte ich um mein Leben und lebe fast wie im Gefängnis. Ich fahre nur noch in gepanzerten Wagen. Polizeibeamte begleiten mich auf Schritt und Tritt. Trete ich öffentlich auf, trage ich eine schussichere Weste.

Dschihadisten haben mehrmals zu meiner Ermordung aufgerufen, weil ich den Propheten Mohammed kritisiert hatte. Solche Religionskritik hiess im Europa von Voltaire, Kant und Feuerbach Aufklärung. Heute gilt sie als islamophober Kulturrassismus. Religionskritiker müssen sich verstecken, während Salafisten und islamistische Gefährder frei herumlaufen, predigen und morden.

Die Europäer haben ihren Lebensstil den Islamisten angepasst, nicht umgekehrt. Europa ist es nicht gelungen, den Islam zu modernisieren, aber dem Islam ist es gelungen, Europa zu islamisieren. Europa lässt sich von den Fanatikern erpressen und ist nicht mehr bereit, für seine Freiheit zu kämpfen.

Darum trifft der Terror den Kontinent so hart: weil er seine Werte aufgegeben hat. 230 Jahre nach Voltaire werden Satiriker und Lehrer öffentlich massakriert. Und die Antwort darauf? Man schreibt «Je suis Charlie» auf Twitter, aber unterstützt Islamisten, indem man deren Kritiker vom öffentlichen Diskurs weitgehend ausschliesst. Diese Kritiker gelten im Multikulti-paradies bestenfalls noch als Störenfriede. Provokativ formuliert: Nur ein toter Islamkritiker ist ein guter Islamkritiker.

Bestenfalls Störenfriede

Seit dem 11. September 2001 versagt Europa auf der ganzen Linie im Umgang mit dem politischen Islam. Eine Kultur des Hasses und der Bevormundung kann nicht mit Leitideologien wie Multikulti und Political Correctness bekämpft werden, denn genau damit bietet man den Feinden der Demokratie viele sichere Räume.

Ein paar Beispiele: Man wollte nach den Anschlägen von New York Muslime vor Hass und Ausgrenzung schützen und hat ihnen des-

halb Fördergelder bereitgestellt und sie mit Integrationsaufgaben beauftragt. Man hat den Islamunterricht an deutschen und österreichischen Schulen eingeführt, dessen Durchführung die muslimischen Organisationen gestalten und überwachen durften, und erklärte den Islam zu einer Religion des Friedens.

Auf der anderen Seite galt Islamkritik plötzlich als bigott und spalterisch. Die Medien befragten regelmässig Vertreter islamischer Organisationen, die sich ebenso regelmässig über Rassismus und Islamophobie beschwerten.

Und was war das Ergebnis? Haben wir heute weniger Radikalisierung und weniger Terrorismus? Haben wir weniger Hass auf Muslime? Haben wir weniger Rechtsradikalismus? Nein, nein und nochmals nein.

Die Europäer haben übersehen, dass sich die Verhältnisse in den vergangenen Jahrzehnten verändert haben. Kamen im 20. Jahrhundert eher säkulare Gastarbeiter aus der Türkei, Algerien und Marokko, werden deren Söhne und Töchter im 21. Jahrhundert in Europa zunehmend islamisiert. Die Golfstaaten haben viel Geld in europäische Moscheen investiert und dadurch die Ideologie des Salafismus hierhergebracht. Zudem ist die Muslimbruderschaft in Europa sehr aktiv und hat mehrere Zentren und Organisationen auch an Universitäten errichtet.

Entfesselter Erdogan-Kult

Eine besondere Rolle spielt die Türkei. Die Machtergreifung des türkischen Präsidenten Erdogan hatte einen grossen Einfluss auf das Islamverständnis der hier lebenden Türken. Durch seine verlängerten Arme in Europa, das heisst die türkisch-islamischen Organisationen und die Migrantenverbände, konnte Erdogan den Islamismus und den türkischen Nationalismus stärken.

Plötzlich waren die Partner der europäischen Staaten in Sachen Bekämpfung von Radikalismus und Islamismus selbst Islamisten. Statt für mehr Demokratie und Freiheit in ihren Vereinen und Moscheen zu werben, entfesselten sie einen Erdogan-Kult, der mit



unseren Steuergeldern finanziert wurde, und förderten den Islamismus und den türkischen Nationalismus.

Erdogan begnügte sich aber nicht damit, die hier lebenden Türken aufzuwiegeln, um Europa zu erpressen. Er fing an, eine aggressive Machtpolitik in Syrien, im Irak, in Libyen und nun in Armenien zu betreiben. Er verbündete sich mit Dschihadisten in diesen Ländern, aber auch in Europa und setzte islamistische Söldner als Mördertruppen ein, um seine politischen Ziele zu erreichen. Erdogan wurde Anführer des politischen Islam in der Welt, aber er blieb Europas Partner, obwohl er ständig gegen Europa hetzt. Wie soll das funktionieren?

Aufwertung der Gefühle

Nach der Enthauptung des Geschichtslehrers Samuel Paty hätte ich von Erdogan und seinen Anhängern in Europa erwartet, dass sie den Terrorismus deutlich verurteilen. Stattdessen wurde eine Täter-Opfer-Umkehr betrieben. Muslime inszenierten sich als Opfer der Mohammed-Karikaturen, die ihre Gefühle verletzt haben sollten.

Diese Aufwertung der Gefühle auf Kosten von Argumenten ist ein Teil des linksliberalen Multikultikonzpts. Dort gibt es eine Art Hierarchisierung der Opfer. Opfer von rechts-

radikalen Anschlägen wiegen mehr als Opfer des islamistischen Terrors, denn für sie kann nur der weisse Europäer der Aggressor sein.

Erdogan interessiert sich eigentlich weder für Multikulti noch für die Gefühle der Muslime. Er benutzt beide nur als Pulver für seine Machtpolitik im Nahen Osten und auch in Europa. Er spürt, dass Europa viel zu schwach und viel zu erpressbar ist, um ihm die Grenzen aufzuzeigen. Schliesslich überwacht er die

Die Europäer haben ihren Lebensstil den Islamisten angepasst, nicht umgekehrt.

europäischen Grenzen und hält die Flüchtlinge davon ab, nach Europa zu strömen.

Deshalb ruft er nun zum Boykott gegen Frankreich auf, nennt die Niederländer Nazis und hält die Assimilation der hier lebenden Türken für ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Trotzdem wagt es kaum ein europäischer Politiker, Sanktionen gegen Erdogan zu verhängen. Es bleibt bei den üblichen Sonntagreden und kostenlosen Verurteilungen.

Der politische Islam hat die Länder des Nahen Ostens zerstört. Nun versucht Erdogan, dies in Europa zu vollbringen. In den Ländern

des Nahen Ostens widerstanden ihm immerhin Königsfamilien und Militärregierungen. In Europa hingegen fehlen die Kraft, die Entschlossenheit und der Glaube an die eigenen Werte, um den Islamismus, wie ihn Erdogan vorantreibt, zu stoppen. Deshalb, so fürchte ich, waren Paris, Nizza, Dresden und Wien nur der Anfang.

Verkrampfte Streitkultur

Europa muss sich auf etwas gefasst machen. Wer glaubte, wir hätten die Zeiten von Inquisition und Religionskriegen hinter uns gelassen, machte die Rechnung ohne die Islamisten.

In meinem neuen Buch «Aus Liebe zu Deutschland. Ein Warnruf» mahne ich, dass Europa mit Schuld kult, Multikulti, falsch verstandener Toleranz und verkrampfter Streitkultur diese Entwicklung nicht mehr aufhalten kann. Wir brauchen mehr Selbstbewusstsein, mehr Entschlossenheit und mehr Mut in diesem Kampf, der die Zukunft dieses Kontinents entscheiden wird.

Hamed Abdel-Samad ist ein deutsch-ägyptischer Politikwissenschaftler. Eben ist sein neues Buch erschienen: Aus Liebe zu Deutschland. Ein Warnruf. DTV. 224 S., Fr. 29.90

Frage: Du, Konzern-Verantwortungs-Initiative, den Gegnern vorwerfen, sie nähmen es mit der Wahrheit nicht so genau, aber selber die Wahrheit ausschmücken?

NZZ am Sonntag

Inszeniertes Leid:
Abstimmungsplakate werben mit
traurigen Kindern, doch die Bilder
sind manipuliert

Aargauer
Zeitung

Werbung für Konzern-
Initiative: Bund verlangt
von Hilfswerk Geld zurück

Tages-Anzeiger

Abstimmung Konzernverantwortung

Die drei
Täuschungsmanöver der
Initianten

Ob zur Beweislastumkehr, zur Haftung für Lieferanten oder zu
Ausnahmebestimmungen für KMU: Die Urheber der
Konzernverantwortungsinitiative haben ihre Erklärungen zum
Initiativtext entschärft.

SCHWEIZER
ILLUSTRIERTE

KONZERNVERANTWORTUNGSINITIATIVE

Dick Marty wirft Bundesrat
«Trump-Methoden» vor

Nicht ok! **NEIN** zur KVI. Mehr Fakten auf www.guter-punkt.ch

Als Süddeutscher in der Schweiz

Christoph Mörgeli hat in der *Weltwoche* beschrieben, wie die Deutschen die Schweiz «umpflügen». Dazu muss man etwas sagen.

Klaus Marhudt

Nichts gegen die Schweizer. Sie sind fleissig, zielstrebig und sportlich. Sie haben ein beachtliches politisches System auf die Beine gestellt, um das sie viele beneiden. Sie sind so reich wie wenige andere auf der Welt. Aber die Sorge um den eigenen Wohlstand hat viele Eidgenossen unsolidarisch werden lassen.

Wer auf einer Europakarte die farbig markierten EU-Länder sieht, kommt immer wieder ins Staunen. Mittendrin liegt ein Land, das sich offensichtlich aus dem europäischen Miteinander raushält – und weiterhin raushalten will. Nicht weil sich ein paar rechte Nationalisten durchsetzen konnten. Sondern weil ein Grossteil der Schweizer Bevölkerung diesen Sonderweg wünscht. Man will sich nicht nehmen lassen, was man in den letzten Jahrzehnten aufgebaut hat. Schon gar nicht von den Deutschen, die manche Eidgenossen am liebsten nur als Touristen hier sehen.

Deutsche Spatzen, Schweizer Kanonen

Zieht man als Süddeutscher in die Schweiz, erwartet man keine grossen Umstellungen. Denn man versteht die meisten Deutschschweizer Dialekte auf Anhieb; nicht mal fürs *Walliser-tiitsch* ist ein Sprachkurs erforderlich. Die alltägliche Umgangskultur ist ähnlich. Und wer sich nicht aufführt wie ein deutscher Panzer im Porzellanladen, kommt mit den meisten Eidgenossen gut klar. Zu kritisch sollte man allerdings nicht werden, sonst wird schnell mal mit Schweizer Kanonen auf Spatzen geschossen.

Trotz der Gemeinsamkeiten fallen bald Unterschiede auf, die einem vor dem Umzug nicht in den Sinn gekommen wären. Etwa der Stellenwert von Offizieren im gesellschaftlichen Alltag. Ein Oberst, der im zivilen Leben Karriere macht, ist in der Schweiz ein hochangesehener Mann. In Deutschland bringt man der Bundeswehr nicht ganz so viel Respekt entgegen, was natürlich historisch bedingt ist. Ein Land, das zwei Weltkriege ausgelöst hat, tut gut daran, gegenüber der Armee ein kritisches Verhältnis an den Tag zu legen. Daher kann es passieren, dass man sich hier als

Deutscher gelegentlich verwundert die Augen reibt: Wenn etwa ein Vorgesetzter seine Mitarbeiter morgens vor dem Tag der offenen Tür im Tarnanzug der Schweizer Armee begrüsst, bevor er seinen Businessanzug anzieht. Sympathischer ist da die Tatsache, dass nicht wenige Eidgenossen – auch Manager – erzählen, beim Militär vor allem eines gelernt zu haben: das Kiffen.

Worüber Deutsche staunen

Christoph Mörgeli moniert in seinem Artikel über die Deutschen, dass diese sich immer stärker in der Schweiz ausbreiten. Auch im Journalismus. Dies habe einen grossen Einfluss auf die Sprache in den Medien. Dort tauchten zunehmend typisch hochdeutsche Redewendungen auf. Vermutlich liegt Mörgeli damit nicht ganz falsch. Aber das ist nun mal Teil der unaufhaltsamen Globalisierung. Dazu gehört nicht nur, dass das Englische sich weltweit im Geschäftsleben einnistet. Sondern auch, dass beispielsweise immer mehr Thur-

gauer in Bern arbeiten und dort die Sprache beeinflussen – und umgekehrt.

Die Pflege der Dialekte ist ein zweiter Aspekt, bei dem sich Deutsche verwundert die Augen reiben. Dieses Mal im positiven Sinn. Denn was die Schweiz alles unternimmt, um ihre Sprachenvielfalt zu erhalten, ist aussergewöhnlich. Klar, in diesem reichen Land ist das nötige Kleingeld vorhanden, um täglich Fernseh- und Radiosendungen auf Rätoromanisch für eine kleine Minderheit zu produzieren. Aber dass in der ganzen Deutschschweiz in den Medien Mundart gesprochen wird, ist beachtlich. In diesem Punkt kann Deutschland einiges lernen. Denn dort trifft man selten auf Journalisten, die im Radio in breitem Dialekt moderieren (dürfen).

Um ostdeutsche Dialekte zu hören, muss man in der Schweiz nicht weit fahren. Da reicht ein Besuch des nächstgelegenen Aldi. Ein Beleg dafür, dass die Deutschen hier nicht nur die top bezahlten Jobs absahnen. Selbstverständlich gibt es, das ist nicht zu leugnen, arrogante «Sauschwaben». Deren Überheblichkeit ist manchmal zum Fremdschämen. Aber manche Schweizer können in Sachen Arroganz gut mithalten. Wenn beispielsweise eine Kundin – so geschehen – in der Buchhandlung energisch ihre Rechte einklagt: «Von einer Deutschen lass' ich mich nicht bedienen.»

Christoph Mörgeli kritisiert auch, dass die Deutschen häufig die Schweizer belehren. Ihm drängte sich dabei das Bild des «Moralzuchtmeisters Lehrer Lämpel» aus «Max und Moritz» auf. Aus diesem Grund soll hier abschliessend Wilhelm Busch zu Wort kommen. Nicht als Moralist, sondern als unterhaltsamer Dichter, der – nationenunabhängig – Allzumenschliches verewigt hat: «Ach, ich fühl es! Keine Tugend / ist so recht nach meinem Sinn; / stets befind ich mich am wohlsten, / wenn ich damit fertig bin.»



Klaus Marhudt ist Journalist und Medienwissenschaftler. Er lebt seit mehr als zehn Jahren in der Südostschweiz und ist Autor des Romans «Badwater» (2019).

Die Frauen-Freisinnige

Susanne Vincenz-Stauffacher, Präsidentin der FDP-Frauen, ist keine hartgesottene Feministin. Mitunter kommt ihr aber vor lauter Gleichstellungsthemen der Liberalismus abhandeln.

Katharina Fontana

Das gefeierte Frauenjahr 2019 hat viele neue Politikerinnen auf einer lila Welle ins eidgenössische Parlament getragen. Eine von ihnen ist die St. Gallerin Susanne Vincenz-Stauffacher. Im letzten Herbst wurde sie in den Nationalrat gewählt, und seit einem halben Jahr steht sie an der Spitze der FDP-Frauen Schweiz. Wir treffen die 53-Jährige in einem Café in Zürich; links unterhält sich eine Gruppe junger Männer, rechts sitzen Frauen vor ihren Computern. In dieser Umgebung ist die Frage noch berechtigter, als sie es ohnehin schon ist: Warum braucht es im Jahr 2020 noch eine Frauenpartei? Zumal bei der FDP mit Petra Gössi eine Frau an der Spitze steht, und zumal Vincenz-Stauffacher ein grosser Fan gemischter Teams ist, bei denen ja alles besser laufen soll.

Die FDP-Frauen-Präsidentin mag den Begriff «geschützter Rahmen» nicht, aber er trifft den Zweck ziemlich gut. «Wir sind vor allem ein Ort für politische Neueinsteigerinnen. Wenn man unter sich ist, kann man sich gegenseitig helfen und man redet auch ganz anders. Wenn Männer mit am Tisch sitzen, fragt beispielsweise keine Frau ihre Kollegin, wie sie die politische Arbeit mit dem Stillen vereinbart hat.»

Allianznamen dem Mann zuliebe

Susanne Vincenz-Stauffacher hat sich schon mit Mitte zwanzig selbständig gemacht und zusammen mit einer Studienfreundin eine Anwaltskanzlei gegründet. Den Allianznamen trägt sie, weil ihr Mann bei der Heirat dezidiert dagegen gewesen sei, dass sie ihren eigenen Namen behalte. «Es hätte ihn getroffen, und mir war es damals zu wenig wichtig. Ich fühle mich wohl damit.» Schon in jungen Jahren trat sie in die FDP ein, die Eltern waren beide Mitglieder. Sie stehe für Eigenverantwortung und dass man selber für sich schauen müsse, sagt sie.

Im Gespräch spürt man, dass die umgängliche Susanne Vincenz-Stauffacher keine hartgesottene Feministin ist, sondern aus eigener Erfahrung weiss, dass sich Frauen oft kleiner machen, als sie sind. «Etwa, wenn es um Ämter



«Der Zweck heiligt die Mittel»:
Nationalrätin Vincenz-Stauffacher.

bei wohltätigen Organisationen geht: Vielen fällt es schwer, dafür Geld zu verlangen. Das war auch bei mir lange Zeit so, und ich musste allen Mut zusammennehmen, als ich das erste Mal eine kleine Entschädigung gefordert habe.» Die Frauenpräsidentin scheint nichts für Auftritte in bekenntnishaftem Lila und für Frauendemos mit Trillerpfeifen übrigzuhaben. Ihr erstes grosses Projekt ist eine Volksinitiative für die Einführung der Individualbesteuerung, welche die freisinnigen Frauen pünktlich zum Fünfzig-Jahr-Jubiläum des eidgenössischen Frauenstimmrechts im Februar 2021 lancieren wollen – also Unterschriften sammeln statt protestieren.

Und doch vertritt Vincenz-Stauffacher letztlich die übliche Einheitsmeinung der organisierten Frauenbewegung, die den Staat überall in der Pflicht sieht, mehr für die Gleichstellung zu tun. «Die Frauen hierzulande sind zwar frei, zu lernen, zu studieren und zu arbeiten, was sie wollen. Das Problem beginnt aber, wenn sie Mütter werden, das habe ich selber bei mir er-

lebt – auch wenn die Situation heute viel besser ist als vor 25 Jahren. Hier muss endlich etwas gehen.» Dass Kinder das Leben der Eltern auf den Kopf stellen, ist keine Frage. Doch warum regeln die jungen Paare nicht selber, wie sie sich Arbeit und Familie aufteilen wollen? Wozu braucht es den Staat? «Weil es für Männer noch immer schwierig ist, Teilzeit zu arbeiten. Wenn Teilzeitarbeit ein höheres Prestige hätte und auch Kaderstellen aufgeteilt werden könnten, würden sehr viel mehr Männer einen Tag zu Hause bleiben. Das müssen wir fördern», findet die Frauenpräsidentin.

Eine liberale Haltung und staatlich verordnete Gleichstellung sind zwei Dinge, die sich schnell in die Quere kommen. Etwa bei der Quotenfrage: Wie kann eine Freisinnige wie Vincenz-Stauffacher eine Geschlechterquote für grosse Unternehmen gutheissen? «Es geht einfach so furchtbar langsam vorwärts mit dem Frauenanteil, deshalb finde ich Quoten vertretbar.» Konsequenter ist das aber nicht, oder? «Da bin ich tatsächlich nicht völlig konsequent, das gebe ich zu. Der Zweck heiligt die Mittel.» Aus liberaler Sicht ebenfalls nicht konsequent war ihre Zustimmung zum staatlich finanzierten Vaterschaftsurlaub. «Mag sein, doch zwei Wochen für junge Väter – kommen Sie, das ist doch nicht übertrieben.»

Flexible Prinzipien

Es ist ein schmaler Grat, auf dem die St. Gallerin wandelt. Man hat den Eindruck, dass sie sich, wie viele andere freisinnige Politikerinnen, gegenüber der staatsgläubigen Gleichstellungsbewegung nur schwer abgrenzen kann und dass ihr liberaler Kompass etwas gar unzuverlässig wird, wenn es um Frauenthemen geht. Das führt rasch zu Beliebigkeit und zu Positionen, die mit dem früheren FDP-Credo «Mehr Freiheit, weniger Staat» nicht mehr viel zu tun haben. Susanne Vincenz-Stauffacher sieht es anders: «Bürgerliche Politik und soziales Engagement schliessen sich nicht aus. Ich bin keine Prinzipienreiterin. Wer immer nach der reinen Lehre geht, hat es sicher einfacher im Leben. Doch mir ist das zu simpel.»



VIP-Arrangement im Vier-Sterne-Superior-Hotel «Piz Buin» Klosters' neues Highlight

In neuem Glanz erstrahlt das frischrenovierte Vier-Sterne-Superior-Hotel «Piz Buin» im Herzen von Klosters. «Ankommen und wohl fühlen», heisst hier die Devise. Der perfekte Zeitpunkt für Naturfreunde, Wintersportler, Geniesser und Verliebte, diese alpine Perle zu entdecken!

Im Zentrum von Klosters, direkt an der Landquart und nur wenige Gehminuten vom Bahnhof und von der Gotschna-Parsenn-Bergbahn entfernt, empfängt das Hotel «Piz Buin» seine Gäste. Der Gastgeber Jean-Claude Huber und sein Team machen das Vier-Sterne-Superior-Haus zu einem traumhaften Refugium. Hier dominiert der Alpenchic: Es erwarten Sie grosszügige, komplett erneuerte Zimmer mit eigenem Balkon und traumhaftem Ausblick auf die Bündner Bergwelt.

Von der umfassenden Renovation profitierte auch der grosszügige Spa-Bereich. Die Saunalandschaft mit Bio-Sauna, finnischer Sauna, Dampfbad, Erlebnisduschen, Fussbädern und Ruheraum wurden um einen Fitness- und Wellnessbereich mit Himalaja-Salzraum sowie ein Hallenbad inklusive Whirlpool ergänzt.

Auch kulinarisch zählt das Hotel «Piz Buin» zu den angesagten Adressen. «Bär's Café Bistro» ist ein beliebter Treffpunkt für Snacks, Kaffee und Kuchen oder einen gemütlichen Aperitif. In «Bär's Restaurant» werden exquisite Fleischspezialitäten serviert, begleitet von erlesenen Tropfen aus dem hauseigenen Weinkeller. Legendär sind die Abende in der schicken «Grizzly's Bar».



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Arrangement im Hotel «Piz Buin» Klosters

Leistungen:

- 2 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet
- Grosszügiges Zimmer mit Balkon und Bergsicht
- Welcome-Prosecco und hausgemachter Flammkuchen an der Hotelbar
- Skipass Parsenn/Jakobshorn für 2 Tage
- Nutzung von Spa und Wellnessbereich
- Tiefgaragenplatz

Spezialpreise (pro Person):

Studio Alpenchic Fr. 492.– (statt Fr. 618.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 081 423 33 33 oder per E-Mail an info@pizbuin-klosters.ch. Bitte das Kennwort «Weltwoche» angeben.

Bedingungen:

Gültig nach Verfügbarkeit jeweils von Sonntag bis und mit Donnerstag, 13. bis 17. Dezember 2020, 3. bis 28. Januar 2021 sowie 7. bis 26. März 2021. Buchbar bis einen Tag vor Anreise. Kostenlos stornierbar bis 72 Stunden vor Anreise.

Veranstalter:

Hotel «Piz Buin» Klosters
Alte Bahnhofstrasse 1, 7250 Klosters
www.pizbuin-klosters.ch

Der Islamismus gehört zu Deutschland

Das langsame Erwachen einer «verspäteten Nation».



Man sagt den Deutschen nach, sie seien eine «verspätete Nation». Während sich andere Völker längst als Nationalstaaten konstituiert hatten, kämpften die Deutschen mehr gegen- als miteinander um eine nationale Identität. Die Debatte, wer ein Deutscher ist und was einen Deutschen ausmacht, hält bis heute an. Wer über sich selbst sagt, er sei «ein Deutscher» oder gar «ein stolzer Deutscher», der gerät in den Verdacht, ein «Rechter», ein «Nationalist» zu sein, der zurück in die «Kleinstaaterei» des 19. Jahrhunderts möchte. Schwerer wiegt nur der Vorwurf des Kindesmissbrauchs und der Steuerhinterziehung.

Im Alltag gehen die Deutschen ihre Identitätsfindung pragmatisch an. Sie sind Bayern, Sachsen, Hessen, Saarländer, Rheinländer, Westfalen und was das Land sonst noch so als regionale Egos anbietet. Gleich danach sind sie «begeisterte», «engagierte» Europäer, Feuer und Flamme für die «Europa-Idee», das «Projekt Europa» und die «europäische Integration», was immer damit gemeint sein kann. Das Bekenntnis zu Europa befreit sie von der Last, Deutsche zu sein.

Es ist, als würde ein Kind die Pubertät überspringen. Zugleich aber wollen die Deutschen der ganzen Welt ein Vorbild sein, im Natur- und Umweltschutz, bei der Energiewende und der Entwicklung alternativer Energien; daheim wollen sie die «soziale Gerechtigkeit» perfektionieren und in der Welt die «Ursachen der Fluchtbewegungen» beseitigen. Jede zweite Politikerrede fängt an oder endet mit den Worten: «Gerade wir als Deutsche...» Die Ablehnung des Nationalismus artikuliert sich in der Selbstverpflichtung, besser als die anderen zu sein. Eine paradoxe Situation, aber bei wei-

tem nicht der einzige Hinweis auf eine schwere Identitätskrise.

Fast zwanzig Jahre nach den Terrorattentaten vom 11. September 2001 gerät der «Islamismus» in den Fokus der Politik. Bis jetzt galt eine Sprachregelung, die sauber zwischen dem Islam und dem Islamismus unterschied und darauf bestand, dass das eine mit dem anderen nichts zu tun habe. Der Islam sei eine Religion des Friedens, der Islamismus dagegen eine Ideologie, zwar unschön und bedrohlich, aber im Grunde marginal. Wer dieser Ansicht widersprach – und es waren meistens aufgeklärte Muslime wie Hamed Abdel-Samad –, bekam von der Gesellschaft die rote Karte gezeigt. Die «Islamophobie» wurde in einem Atemzug mit Rassismus, Antisemitismus, Homophobie und Frauenfeindlichkeit genannt. «Islamophob» war jeder, der nicht der Feststellung des ehemaligen Bundespräsidenten Christian Wulff zustimmte, dass «der Islam zu Deutschland gehört», wie das Christentum und das Judentum, die Radfahrer, Freimaurer und Vegetarier.

Nun, nach vier «islamistisch motivierten» Anschlägen in wenigen Wochen, in Paris, Nizza, Dresden und Wien – die alle von «Einzeltätern» begangen wurden, die sich «spontan radikalisiert» hatten, ohne dass dies jemandem aufgefallen wäre –, kommt etwas in Bewegung. Ganz langsam, mit der für Deutschland typischen Verspätung. Kanzlerin Merkel hat bekanntgegeben, sie wolle «eine neue Initiative zur Bekämpfung des islamistischen Terrorismus in Europa» anstossen, in Zusammenarbeit mit dem französischen Staatspräsidenten Emmanu-

el Macron, dem österreichischen Bundeskanzler Sebastian Kurz, der EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen und Charles Michel, dem Präsidenten des EU-Rates. Sie sprach zwar auch vom «islamistischen Terrorismus», fand aber dennoch deutliche Worte: «Der islamistische Terror ist unser gemeinsamer Feind. Der Kampf gegen diese Mörder und ihre Anstifter ist unser gemeinsamer Kampf.»

Es kann nicht mehr lange dauern, und sie wird die «Anstifter dieser Mörder» beim Namen nennen. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, ein Meister der verbalen Verschleierung, versicherte dem österreichischen Präsidenten Alexander Van der Bellen, Deutschland stehe «im Kampf gegen islamistisch motivierten Extremismus und Terrorismus fest an der Seite Österreichs». Außenminister Heiko Maas, der nach dem Anschlag auf die Redaktion von *Charlie Hebdo* Anfang 2015 noch getwittert hatte: «Anschlag hat mit Islam nichts zu tun. Wichtiges Zeichen: Muslime planen Kundgebung gegen den Terror», bekundete jetzt seine «Entschlossenheit, Fanatismus und Terror mit aller Kraft entgegenzutreten», ohne jeden Bezug zum Islam oder Islamismus. Das alles war weit unterhalb der Schwelle zur Klarheit, aber näher dran an der Realität als bei den vorausgegangenen «islamistisch motivierten» Anschlägen.

Es ist nur eine Frage der Zeit, bis ein Vertreter der verspäteten Nation einsieht, dass die Unterscheidung zwischen Islam und Islamismus aller Logik widerspricht, vor das Volk tritt und sagt, wie es ist: «Der Islamismus gehört zu Deutschland!»

Es wird ruppiger

Nr. 45 – «Trumps letztes Gefecht»
Weltwoche-Spezial zu den US-Wahlen

Es krönt perfekt das amerikanische Verfassungsideal der *checks and balances*: Dem republikanischen Senat und dem Supreme Court stehen hinfort gleichgewichtig das demokratische Repräsentantenhaus und der neue Präsident Joe Biden gegenüber. Nur wird es nicht mehr zur Bewährung kommen. Die unbeherrschbare Unwucht des unabtragbaren Staatsdefizits und der orbital wachsenden Schulden wird die gesamte amerikanische Sozialstruktur umstürzen, gleich, wer Präsident ist. Die amerikanische Zerrissenheit machte das chaotische Wahlspektakel zum Hebel dafür, unverhofft noch brandbeschleunigend angeheizt durch den Corona-Hokuspokus. Trump lieferte nicht sein letztes Gefecht, nicht einmal sein vorletztes. Dieses spielt sich gerade auf rechtlichen Foren ab, unamerikanisch zivilisiert. Das letzte Gefecht wird dann viel ruppiger werden. Wir werden es miterleben müssen. Und danach *per aspera ad astra*?

Wilfried Kohring, La Tour-de-Peilz

Laues Hinschauen

Nr. 45 – «Sie kommen, um zu töten»
Jürg Altwegg über islamistischen Terror

Einmal mehr sind es jugendliche Attentäter, in Frankreich und in Wien, die mordend durch die Städte ziehen. Woher kommt der Hass gegen Christen und Juden? Aus dem Koran? Nein, bestimmt nicht. Alle Religionen stellen Gottesliebe in den Vordergrund. Wer indoktriniert diese Jugendlichen? Das kann

nur durch Hass in unseren Reihen geschehen. Wenn wir in Europa ein friedliches Zusammenleben der verschiedenen Religionen sichern wollen, gilt es, die Hassprediger auf schnellstem Weg in ihre Herkunftsländer auszuweisen und die Moscheen, die ihnen die Türen öffneten, sofort und für immer zu schliessen. Wir stehen nicht mehr zu unseren Werten. Laues Hinschauen und denken, es wird sich schon wieder beruhigen, ist der falsche Weg.

Roman Bont, Oberglatt

Ohnmacht und Willkür

Nr. 45 – «Messen ohne Rücksicht auf Verluste»
Beat Gygi über Massnahmen gegen Corona

Gesunde Schüler werden aus Schulzimmern weggeholt und in Quarantäne weggesperrt, ohne dass man dadurch bisher einen relevanten Nutzen bei Infektionen nachweisen konnte. Wie sollen wir Behörden folgen, die unter Drohungen Appelle ans Volk richten und uns bitten, ihre Anordnungen zu befolgen, während sie selber elementarste Grundrechte und Gesetze missachten? Man hat den Eindruck, dass die Regenten Krieg gegen das eigene Volk führen. Für Menschen, die durchschauen, was für Schindluderei mit den PCR-Tests betrieben wird, ist das Ganze kaum auszuhalten. Es ist diese Ohnmacht gegen die Willkür des völlig entarteten Rechtsstaats, wo Ärzte vor Kantonsärzten zittern und Rektoren ungestraft Massnahmen gegen Kinder befehlen dürfen. Die totalitären Auswüchse des Staates führen zu Wut und lassen uns schier verzweifeln. Auch mir geht es so. Es ist schlimm, wenn man die eigenen Kinder nicht mehr gegen die Übergriffe des Staates schützen kann. Auf die Politik der Corona-Soldaten ist kein Verlass. Aber es gibt

auch Zeichen, die Mut machen. Alte und junge Menschen schliessen sich zusammen und zeigen, dass sie nicht einverstanden sind mit den menschenverachtenden Massnahmen.

Urs Thali, Göschenen

Wolfgang Wodarg ist ein grosser Experte in Sachen Pandemien. Er erklärt sehr genau, was dieser PCR-Test misst, und wenn man sich die Zeit nimmt, ihm zuzuhören, kommen bei einem ganz viele Bedenken auf. Es geht nicht nur um Fehlerquoten, sondern darum, dass dieser PCR-Test alles Mögliche findet – und darum nicht für eine Diagnose taugt. Kurz: Man sollte nicht nur auf Fehlerquoten schauen, sondern analysieren, was da genau gemessen wird und wie brauchbar dieser Test überhaupt ist.

Esther Moser, Basel

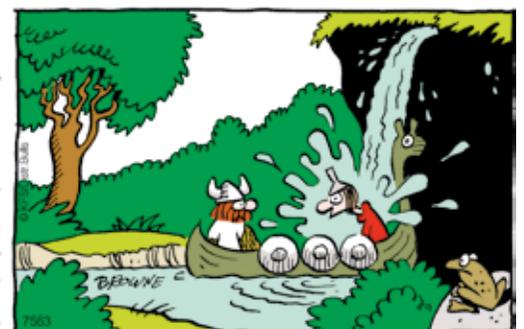
Kümmert euch selbst

Nr. 45 – «Warum es keinen Lockdown braucht»
Kolumne von Beat Gygi

Aha, die Ökonominnen melden sich zu Wort und verkünden, was gemäss ihnen richtig wäre. Welche Prognosen trafen denn jemals zu? Die Covid-Task-Force hat auch noch keinen Treffer gelandet. Wird es besser, wenn beide Gremien in dasselbe Horn stossen und einen Lockdown fordern? Liebes Schweizervolk, ich empfehle, kümmert euch selbst um euer Wohl und eure Zukunft. Die Covidioten und Fachidioten werden dies nicht für euch erledigen.

Patrick Baumann, Maur

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Hans-Heinrich Zweifel (1933–2020)
Saeb Erekat (1955–2020)



Geburtsstunde des Pommes-Chips: Unternehmer Zweifel.

Will einer «neumödiges Zeugs» aus Amerika einer eher konservativen Schweizer Kundschaft schmackhaft machen, pflegte der ungekrönte Pommes-Chips-König Hans-Heinrich Zweifel zu sagen, sollte er sich schon etwas Besonderes einfallen lassen. Ende der 1950er Jahre musste Zweifel das notgedrungen tun: Er hatte gerade von einem Verwandten einen kleinen Kartoffelfrittierbetrieb übernommen, wo auf umfunktionierten Haushaltsgeräten Erdknollen in Öl brutzelten. Kein nachhaltiges Geschäftsmodell, befand er, schnappte sich den bekannten Reklamefachmann Karl Erny und lancierte eine richtig gute Publicity-Story, die dem staunenden Publikum zeigte, wie einer kochenden Indianerin eine Kartoffelscheibe ins heisse Öl gefallen war. Der erste aller Pommes-Chips der Welt. So will es jedenfalls die Legende.

Es war auch die Geburtsstunde des Erfolgs von Chips-Unternehmer Hans-Heinrich Zweifel. Es traf sich gut, dass die Zweifels bereits eine Mosterei betrieben. Nichts macht mehr Durst als knackige Chips. Ein Leben lang tüftelte Zweifel an Produkt und Herstellung weiter. Seine Hochzeitsreise führte ihn in die USA. Dort verbrachte er den Honeymoon, besuchte Chips-Grossproduzenten und nahm schliesslich eine 200 000 Franken teure Brutzel-Anlage mit nach Hause. Und er fand auch heraus, dass leicht aufgeheizt gelagerte Kartoffeln bessere Chips ergeben. Er hatte das mit einem betagten Öfeli eigenhändig getestet.

Mit ihrem Erfindergeist schaffte es die Familie Zweifel bis in die Reichstenliste der Bilanz. Vergangene Woche ist Hans-Heinrich Zweifel 87-jährig gestorben. René Lüchinger

Unermüdlich hat Saeb Erekat während dreier Jahrzehnte für die Gründung des Staates Palästina gekämpft – nie mit Gewalt, sondern stets am Verhandlungstisch. Als Vertrauter von Jassir Arafat sowie später von Machmud Abbas, den palästinensischen Machthabern, setzte er sich geschickt und geschliffen für die Sache seines Volkes ein. «Er war ein Gentleman», erinnert sich ein israelischer Verhandlungspartner, der viele Wochen



Traum von der Koexistenz: Politikwissenschaftler Erekat.

und Monate mit Erekat über Grenzen, Siedlungen und Jerusalem gestritten hat.

Zu Beginn des Friedensprozesses in den 1990er Jahren hatte der Politikwissenschaftler moderate Positionen vertreten. Ihm schwebte eine friedliche Koexistenz zwischen Palästinensern und Israelis vor. Er wünsche sich, sagte er einmal, dass seine Tochter an der Universität Tel Aviv Medizin studieren werde. Später reflektierten seine Positionen die Radikalisierung der palästinensischen Führung. Den im Januar veröffentlichten Nahost-Plan von US-Präsident Donald Trump wies er als «Betrug des Jahrhunderts» zurück.

Auf die jüngste Normalisierung der Beziehungen zwischen Israel und wichtigen Golfstaaten konnte er nicht mehr mit der für ihn typischen Eloquenz reagieren. Bei der Ankündigung war er bereits schwerkrank und geschwächt. Die Tatsachen, dass der bekannteste Sprecher seines Volkes am Ende seines Lebens für Palästina in einem israelischen Spital behandelt wurde und dass sich israelische Ärzte wochenlang für seine Genesung eingesetzt haben, zeigen das Potenzial der Koexistenz, der er sich seit Beginn des Friedensprozesses verschrieben hatte, ohne sie aber realisieren zu können. Erekat, dessen Immunsystem geschwächt war, starb am Dienstag nach einer Infektion mit dem Coronavirus im Alter von 65 Jahren. Pierre Heumann

Schweiz, 1943

...und die Füchse
spielten in Bern.

Jetzt im
Online-Buch-
handel
erhältlich!



Ein historischer Kriminal- und Spionageroman
von Dr. Josef Montanari

Wo die Verwaltung neue Branchen schafft

Der Staat wächst in alle Richtungen und macht immer mehr Leute von sich abhängig.



Das Corona-Regime bringt Firmen in Existenznot, die Privatwirtschaft ist im Dauerstress. Finanzkrise, Euro-Krise mit Frankenstärke – und jetzt heisst es erneut mehr leisten, noch mehr Kosten sparen. Und was tut die öffentliche Hand? Christoph Schaltegger, Ökonomieprofessor an der Universität Luzern, und der Ökonom Patrick Eugster haben es im *Schweizer Monat* soeben nüchtern und plastisch dargelegt: Der Staat wächst.

Nach ihrem Befund dehnt er sich absolut wie auch relativ aus, gemessen an allen verfügbaren Indikatoren. Etwa an der Stellenzahl. Demnach hatte die Schweiz 1995 rund 58 000 öffentliche Verwaltungsangestellte, 2018 waren es über 88 000 Personen, also 50 Prozent mehr; seit 2008 allein ergab sich ein Plus von 20 Prozent. Und im Privatsektor? Magerkost, da gab es übers ganze Vierteljahrhundert gesehen lediglich ein Jobwachstum von 17 Prozent.

Verwaltung – da denkt man zuerst an den Bund. Tatsächlich ist das Bundespersonal zwischen 2007 und 2019 um 5000 auf rund 37 000 Personen gewachsen, und bis nächstes Jahr dürften weitere 1000 dazukommen. Gleichzeitig stieg der jährliche Bundes-Durchschnittslohn um gut 13 Prozent, von 109 000 auf 125 000 Franken. In der Privatwirtschaft gab es derweil nur ein Plus von 8 Prozent. Besonders hungrig nach Fachkräften waren laut Schaltegger und Eugster das Bundesamt für Strassen und das Bundesamt für Zivildienst, die heute je rund zweieinhalb Mal so viele Personen beschäftigen wie 2007. Eine Verdoppelung ihrer Stellenzahl erreichten das Bundesamt für Energie sowie das Institut für Virologie und

Immunologie, das Staatssekretariat für Migration kam auf ein Plus von 70 Prozent.

Das sieht atemberaubend aus, aber die klassische Verwaltung ist nicht der expansivste Teil. Geradezu explosiv dehnten sich die staatsnahen Branchen Bildung, Soziales und Gesundheit aus, seit 1995 gab es da ein Jobwachstum um 75 Prozent. Hat das Methode? Ja, meint Schaltegger, ihm erscheint es logisch, dass das Parastaatliche der grösste Wachstumstreiber ist. Steuern erhöhen für den Ausbau der Kernverwaltung sei schwierig, wesentlich einfacher sei es, durch Regulierung neue Tatbestände zu schaffen, die dann administriert werden müssen, samt Finanzausgaben und Personal.

Eine ganze Fremdbetreuungsbranche mit Krippenindustrie sei so entstanden. Zum Teil arbeiteten die gleichen Leute in der Verwaltung wie in den beauftragten Institutionen, in Mehrfachrollen. Ein neues Beispiel von raffiniertem Staatswachstum ist die Einrichtung des Klimafonds zum Subventionieren «grüner» Investitionen im CO₂-Gesetz: Statt die CO₂-Abgaben an die Bürger zurückzugeben, behält die Verwaltung die Hälfte, stellt diese Mittel als Fleischtopf vors Haus und züchtet sich so eine staatsabhängige Klientele heran.

Brot von Bühler

Wer sorgt eigentlich dafür, dass die Menschen auch bei den gegenwärtig vielfach gestörten Märkten Brot zu essen haben? Es ist natürlich ein Zusammenspiel von vielen Firmen, aber eine entscheidende Rolle spielt der Bühler-Konzern. Das 160-jährige Unternehmen mit Sitz in Uzwil zählt zu den Pionieren der

Globalisierung, mit dem Mahlen von Getreide eroberte es früh ausländische Märkte und hat gegenwärtig bei Mühlen einen Weltmarktanteil von zwei Dritteln, schon seit ewigen Zeiten. Heute arbeiten Spitzenmarken der gesamten Nahrungsmittelindustrie grossenteils mit Bühler-Maschinen, betreffe dies Getreide, Reis, Teigwaren oder Schokolade. Im Lauf der Geschichte ist die Firma aus dem Mühlen-geschäft auch zur Produktion von Metallgussanlagen gelangt, und aus dem Mahlen heraus hat man neue Gebiete der Lebensmittel-Verfahrenstechnik erschlossen. Bühler kommt mit gut 11 000 Mitarbeitern auf einen Jahresumsatz von rund 3,2 Milliarden Franken und ist bis heute in Familienhand. Nach den Worten des Familienvertreter Urs Bühler hat man immer dafür gesorgt, dass auch in schwierigen Zeiten bis zu 5 Prozent des Umsatzes für Forschung und Entwicklung eingesetzt wurden.

Spirale

Was soll ein Amt in heiklen Zeiten melden? Der Index der Konsumentenstimmung erreichte im Oktober den Stand von minus 13 Punkten und verharrte damit fast auf dem Niveau von vergangenen Juli (minus 12 Punkte). Mit dieser Nachricht kam das Staatssekretariat für Wirtschaft dieser Tage an die Öffentlichkeit. Die Stimmung bleibe eingetrübt, hiess es. Der langfristige Mittelwert von minus 5 Punkten werde klar unterschritten. Viele Leute, die das lesen, werden dabei wahrscheinlich noch betrübter als vorher. Das dämpft ihre Konsumlust und färbt damit ab auf die nächste Zahl, die vom Amt erhoben wird. So dreht sich die Spirale.

LEADER

Magie des Geldes



Erste Stufe des Wertzerfalls?

Die Krise lässt die Schuldenberge weiter anschwellen. Muss man um den Wert des Geldes fürchten? *Seite 50*

Anlegen in einer Ära der Neuordnung: Grosse Umfrage unter Finanz-Profis. *Seite 52*

Auferstehung des Finanzplatzes: Claude Baumann über den Kampf der Finanzzentren. *Seite 56*

Wie gut ist unser Geld?

Steigende Preise für Gold, Aktien und Kryptowährungen bringen die Frage auf, wie gut das Geld seinen Wert behalten kann. Kommt es zur Inflation?

Beat Gygi

Was passiert mit unserem Geld? Muss man sich Sorgen machen um den Wert des finanziellen Vermögens? Es gärt im Markt. Der Goldpreis und besonders der Kurs der Kryptowährung Bitcoin sind stark gestiegen und zum Teil mit hektischen Ausschlägen in die Nähe von Rekordmarken gelangt. Ist das ein Zeichen für ein wachsendes Misstrauen in das normale Geld, für eine Flucht der Anleger aus dem offiziellen Geld in Gold, Krypto, Aktien, Immobilien? Und damit ist die Frage verbunden: Sind das Signale für eine Inflation bei den tonangebenden Währungen?

Erstaunlich wäre eine solche Entwicklung nicht, wenn man die ungeheure Zunahme der Zentralbankgeldmenge in aller Welt anschaut. Aus der monetaristischen Sichtweise, die auf Ökonomen wie Karl Brunner, Allan Meltzer oder Milton Friedman zurückgeht, ist es weitgehend die Geldmenge, welche die Preisentwicklung und damit die Inflation bestimmt. So gesehen wird Inflation zunehmend wahrscheinlicher, je länger die Überschwemmung der Wirtschaft mit Geld anhält. Die Geldentwertung ist aus dieser Sicht die Folge einer allzu grosszügigen Geldversorgung der Wirtschaft.

Geldmenge massiv aufgebläht

Zu ähnlichen Befunden kam Peter Bernholz, emeritierter Ökonomieprofessor an der Universität Basel und führender Geldtheoretiker, in seinen umfangreichen Analysen von Inflationsprozessen in zahlreichen Ländern: In seinem 2016 neu aufgelegten und aktualisierten Buch «Monetary Regimes and Inflation» legt er dar, wie Inflation typischerweise meistens im Zusammenhang mit einer vorangegangenen Ausdehnung der Zentralbankgeldmenge steht. Bernholz bietet eine Fülle von anschaulichen Beispielen, deren Verläufe in mancher Hinsicht an die gegenwärtigen Entwicklungen erinnern.



Aussichten auf weitere Preissteigerungen.

Oder ist es diesmal anders? Die Geldmenge wurde vor allem seit der Finanzkrise wiederholt schubweise und massiv aufgebläht. Die Corona-Krise ist noch schärfer, da wurden Produktionskapazitäten beschädigt, was die Gütermenge verringert, und gleichzeitig bringen die Notenbanken in gewaltigem Umfang neues Geld für Hilfsmassnahmen in die Wirtschaft. Das heisst: Noch mehr Geld trifft auf weniger Waren, das muss doch in die Preise gehen – und doch sind bis jetzt keine deutlichen Anzeichen einer Inflation sichtbar.

Moment, kommt der Einwand, so schnell gingen diese Prozesse nicht, denn die Wirkungsketten von Geldüberfluss bis Inflation brauchen Zeit. Das Zentralbankgeld, das via Banken ausgegeben werde, gelange nicht so rasch zu den Unternehmen und in die Kassen privater Haushalte. Aber wer weiss – was heute praktisch untätig schlummert, kann irgendwann vielleicht

plötzlich erwachen und via Haushalte und Firmen je nach Stimmung rasch die Preise von Gütern und Dienstleistungen in die Höhe treiben – das hiesse dann Inflation.

Thomas Jordan, Präsident des Direktoriums der Schweizerischen Nationalbank, sagte es kürzlich bei einem Auftritt so: «Die Krisenbekämpfung durch die Zentralbanken hat zu einer ausserordentlichen Ausweitung der Geldmenge geführt, und das Zinsniveau liegt auf einem Rekordtief – in der Vergangenheit waren dies oft Indikatoren für eine kommende Inflation und damit eine Geldentwertung.»

Dann reichte er aber sogleich eine Beruhigungsspielle nach, die eigentlich eher einer Beruhigungskeule glich: «Andererseits legen die Fakten nahe, dass der Wert des Geldes noch nie so stabil war wie in den letzten zwanzig Jahren. So gesehen haben die Zentralbanken mit ihrer expansiven Geldpolitik bloss die enorme Nachfrage nach Zentralbankgeld bedient. Diese

hohe Nachfrage stellt für die Zentralbanken eigentlich einen grossen Vertrauensbeweis dar.» Jordan verweist auf Fakten, und die Fakten sind seiner Ansicht nach die Zahlen zur Preisentwicklung der Güter und Dienstleistungen des täglichen Gebrauchs: der Landesindex der Konsumentenpreise. Dieser, so Jordan, sei über die vergangenen zwei Jahrzehnte hinweg wenig gestiegen, die Kaufkraft der Konsumenten sei somit hoch geblieben.

Wenn Otto Normalverbraucher also wissen will, wie solid sein Geld ist, kann er gemäss Jordans Darlegung die Zahlen des Bundesamts für Statistik anschauen – und Anfang November hiess es da: «Der Landesindex der Konsumentenpreise blieb im Oktober 2020 im Vergleich zum Vormonat unverändert bei 101,2 Punkten.» Bei 100 Punkten war man im Dezember 2015, also hat sich die Kaufkraft für einen Normalkonsumenten tatsächlich lange Zeit gut

gehalten. Und gegenüber Oktober 2019 war die Teuerung jetzt mit minus 0,6 Prozent negativ, man erhält also heute sogar etwas mehr fürs Geld als vor einem Jahr. Was genau erhält man günstiger? Die Statistiker dazu: Die Preise für Kombiangebote im Fest- und Mobilnetz sowie jene für Früchte wie Melonen und Trauben seien gesunken. Teurer wurden dagegen Kleider und Schuhe, auch Brillen und Kontaktlinsen. Der Tipp an den sparsamen Hausmann also: jetzt beim Einkauf warten mit Schuhen, dafür mehr an Früchte und die Internetnutzung denken.

Beseitigung des Zinses

Das beruhigt, nach dem Motto: Wenigstens bleibt das Geld gesund, wenn sonst schon vieles krank ist. Stimmt das? Die Ökonomen Gunther Schnabl (Universität Leipzig) und Andreas Freytag (Universität Jena) sind diese Frage etwas breiter angegangen, haben das Krisenmanagement der Europäischen Zentralbank (EZB) 2017 unter die Lupe genommen und untersucht, wieweit die expansive Geldpolitik eine Bedrohung für eine Wirtschaftsordnung darstellt. Ihre Analysen zeigen, dass die Null- und Negativzinsen sowie die exzessive Geldversorgung zahlreiche schädliche Nebenwirkungen haben, die etwa wie folgt umrissen werden können: Die Verzerrung oder gar Beseitigung des Zinses führt dazu, dass

der Preismechanismus nicht mehr richtig funktionieren kann, die Kapitalmärkte erhalten die falschen Knappheitssignale, wirtschaftliche Informationen gehen so verloren, Investoren stehen im Nebel.

Die Eigentumsrechte und das Haftungsprinzip werden zudem aufgeweicht, indem Banken und Firmen gerettet werden, die im normalen Markt nicht überleben würden. Die Leistungsfähigen werden bestraft, und an den Börsen hat man sich daran gewöhnt, dass die Notenbanken im Fall eines Kurssturzes so-

Jetzt beim Einkauf warten mit Schuhen, dafür mehr an Früchte und die Internetnutzung denken.

fort stützend eingreifen. Schliesslich wird das Wirtschaftswachstum durch die Geldpolitik gebremst, da die Zinssignale zu Fehlinvestitionen verleiten und allzu viele schwache Unternehmen und Zombie-Firmen Kapital und Arbeitskräfte binden und auf die Produktivität drücken. Besonders gravierend sind aus der Sicht von Schnabl und Freytag die Verteilungswirkungen der Geldpolitik: Investoren versuchen, die üppigen Summen dort anzulegen, wo am ehesten noch Renditen winken, und das sind vor allem

Aktien, Immobilien, Edelmetalle, Luxusgüter – alles Anlagen, die Aussichten auf weitere Preissteigerungen bieten, und das heisst die Vermögenspreis-inflation an. Vermögende können diese Preishöhenflüge eher zum Investieren und Steigern ihres Vermögens nutzen als untere Einkommenschichten; Junge können kaum Häuser kaufen.

Die Vermögenspreis-inflation zeigt nach Ansicht von Thomas Mayer, tätig bei Flossbach von Storch und früher Chefökonom der Deutschen Bank, die erste Stufe des Wertzerfalls: das Misstrauen der Menschen gegenüber dem Geld als Wertaufbewahrungsmittel. Die zweite Stufe bestünde im Misstrauen gegenüber dem Geld als Tauschmittel – das hiesse, dass die Leute das Geld immer so rasch als möglich für den Konsum ausgeben wollen und so die Güterpreise hochtreiben; das wäre dann die klassische Inflation bei den Konsumentenpreisen. Wie gesagt, die meisten sehen keine Anzeichen dafür, aber kürzlich meldete die US-Notenbank, nachdem sie bisher ihr Inflationsziel nicht erreicht habe, wolle sie das Versäumte möglichst nachholen und deshalb ein Überschiessen des Ziels eine Weile dulden. Nach den Worten von Ökonomen, die sich an die sechziger Jahre erinnern, kann genau so etwas der Auslöser von Inflationsspiralen sein.



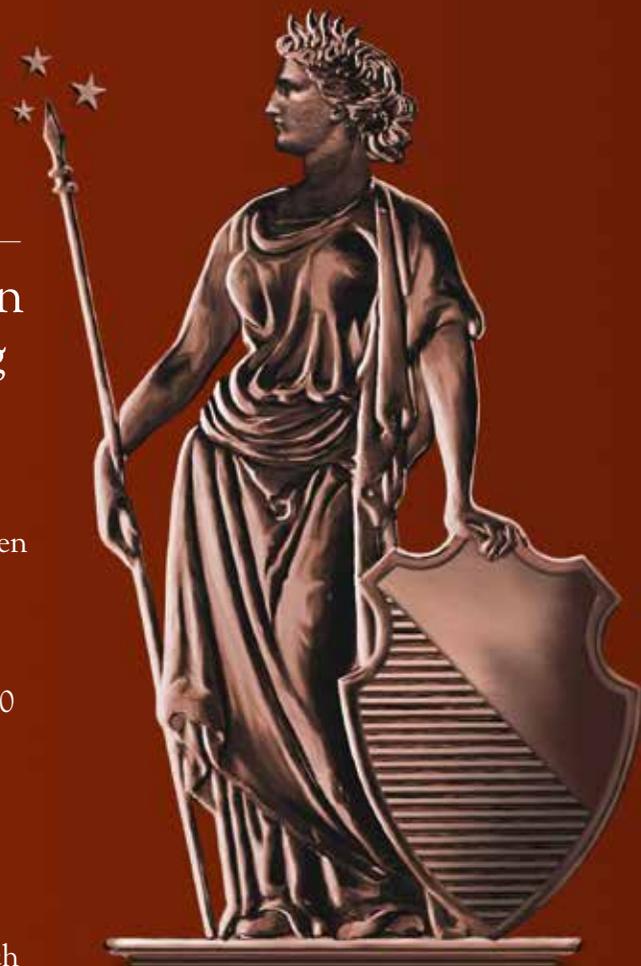
Helvetische Bank

Lassen Sie sich von unseren Fähigkeiten überzeugen. Die Vermögensverwaltung der Helvetischen Bank.

Die Helvetische Bank ist der verlässliche Partner in Finanzfragen für Unternehmer und Privatanleger. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Helvetischen Bank stehen Ihnen jederzeit gerne für ein unverbindliches Gespräch zur Verfügung.

Herr Thomas Della Casa freut sich auf Ihren Anruf. T: 044 204 56 20

Helvetische Bank AG | Seefeldstrasse 215 | CH-8008 Zürich
T: 044 204 56 00 | info@helvetischebank.ch | www.helvetischebank.ch



Aktien, Gold, Krypto

Worin soll man investieren?
Bankenökonominnen und
Finanzprofessoren bringen
Klarsicht in den Nebel.

Die Zinswende ist abermals um ein Jahr verschoben. So lassen sich die Antworten der fünfzehn Teilnehmer des alljährlichen Ökonomen-Panels deuten, das die *Weltwoche* nun zum fünften Mal zur Wirtschaftsentwicklung und zur Lage an den Finanzmärkten befragte. Hatten im letzten Herbst die meisten Teilnehmer einen Anstieg der Zinsen ab 2022 auf dem Radar, so ist nun die fast einhellige Meinung, dass die Europäische Zentralbank (EZB) und die Schweizerische Nationalbank (SNB) frühestens ab 2023 die Zinsen anheben werden. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Zinsen in der Schweiz in den nächsten fünf Jahren auf über 2 Prozent steigen können, wird grossmehrheitlich als sehr gering eingeschätzt.

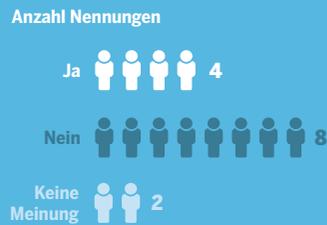
Am meisten Sorgen bereitet den Ökonomen derzeit die Corona-Krise. Dreizehn von fünfzehn Teilnehmern rechnen damit, dass diese weiterhin eine Gefahr für die wirtschaftliche Entwicklung darstellen wird. Knapp die Hälfte hält die Verschuldungssituation in der Euro-Zone und in den Schwellenländern für problematisch. Und nur vier Teilnehmer blicken mit Unbehagen auf die politische Situation in den USA.

Was die Schweiz betrifft, herrscht – gemessen an den Umständen – Optimismus vor: Äusserte im letzten Jahr noch eine grosse Mehrheit der Teilnehmer Besorgnis über die stark steigenden Immobilienpreise, so ist es dieses Jahr nur noch

Rechnen Sie in den nächsten 12 Monaten mit grösseren Korrekturen an den wichtigsten Aktienmärkten?



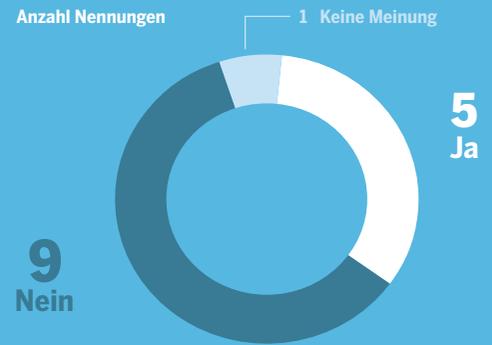
Würden Sie derzeit in Kryptowährungen investieren?



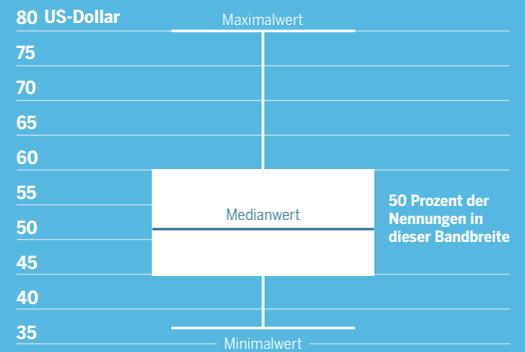
Würden Sie derzeit in Gold investieren?



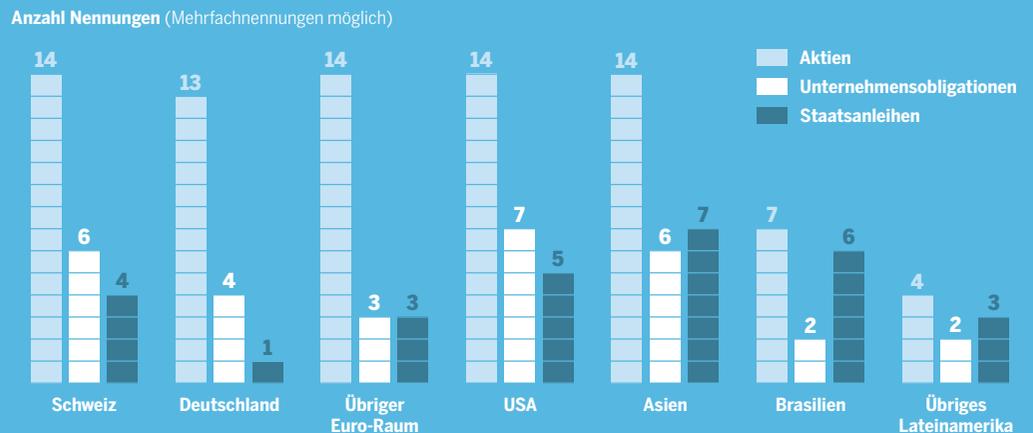
Sorgen Sie sich um die Entwicklung der Immobilienpreise in der Schweiz?



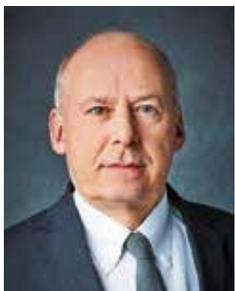
Wo wird Ihres Erachtens in mittlerer Frist (2 Jahre) der Ölpreis je Barrel in US-Dollar liegen?



In welche Anlageklassen würden Sie derzeit grundsätzlich investieren?



Experten-Panel 2020



Oliver Adler
Chefökonom
Credit Suisse



Marc Brütisch
Chefökonom
Swiss Life



Anastassios Frangulidis
Chefstrategie
Pictet Asset Management



Martin Janssen
Gründer und CEO
Ecofin-Gruppe



Martin Jetzer
Chefökonom
Bellecapital



Daniel Kalt
Chefökonom
UBS Switzerland AG

Momentan steht der Leitzins in den USA bei 0,25 Prozent. Wo wird er Ende 2021 am ehesten liegen?

Anzahl Nennungen



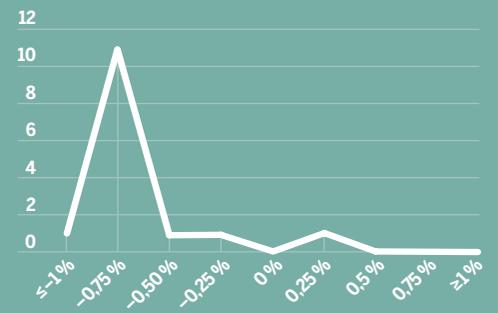
Wann werden die EZB und die SNB erstmals wieder die Zinsen erhöhen?

Anzahl Nennungen



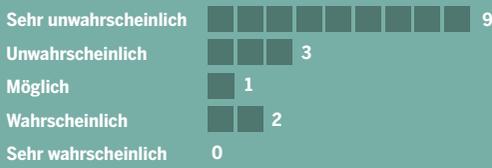
Wo wird der Leitzins in der Schweiz in einem Jahr liegen?

Anzahl Nennungen



Für wie wahrscheinlich halten Sie es, dass der Leitzins der SNB in den nächsten fünf Jahren auf über 2 Prozent steigt?

Anzahl Nennungen



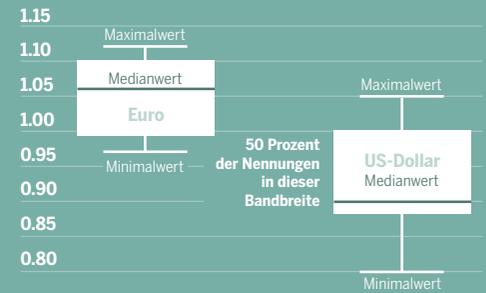
Auf mittlere Frist (ca. 2 Jahre) betrachtet: Welche Währungen werden sich gegenüber dem Schweizer Franken eher auf- bzw. abwerten?

Anzahl Nennungen Abwertung keine Meinung Aufwertung

Währung	Abwertung	keine Meinung	Aufwertung
Euro	8	1	6
US-Dollar	13	2	2
Japanischer Yen	4	2	7
Britisches Pfund	7	1	6
Australischer Dollar	7	3	4
Kanadischer Dollar	6	4	3
Mexikanischer Peso	6	6	1
Türkische Lira	8	3	2
Brasilianischer Real	7	5	1
Bitcoin	2	7	3

Wo werden Ihres Erachtens die Kurse für folgende Währungen in einem Jahr liegen?

Franken



Rechnen Sie damit, dass die EZB den Leitzins in den nächsten 12 Monaten abermals senkt?

Anzahl Nennungen



Auf einer Skala von 1 bis 10, wie handlungs-fähig ist die EZB?

Anzahl Nennungen

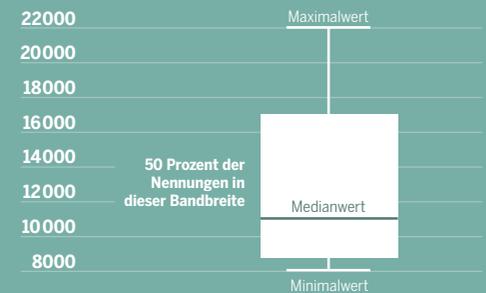


Soll die Schweizerische Nationalbank die Zinsdifferenz zur Eurozone aufrecht erhalten, selbst wenn sie dafür die Zinsen noch weiter in den negativen Bereich drücken müsste?

Anzahl Nennungen



Bitcoin, in Franken



Wird die Coronakrise zu einer erneuten Schuldenkrise in der Eurozone führen?

Anzahl Nennungen



David Kohl
Chefökonom
Julius Bär



Thomas Kuhn
Head Advisory Banque
Internationale à Luxembourg



Christos Maloussis
Market Analyst
IG Bank



Martin Neff
Chefökonom
Raiffeisen



Thorsten Polleit
Chefvolkswirt
Degussa Goldhandel



Kurt Schiltknecht
Wirtschaftsprofessor
ehem. Chefökonom SNB

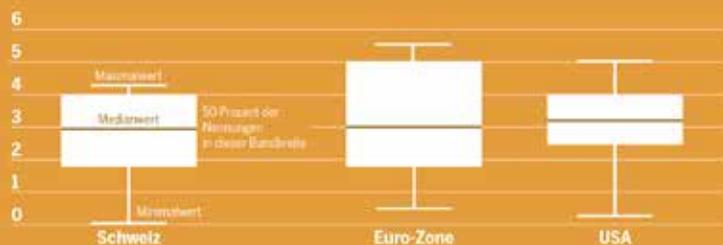
Welches sind die grössten Gefahren für die Entwicklung der Weltwirtschaft im nächsten Jahr?



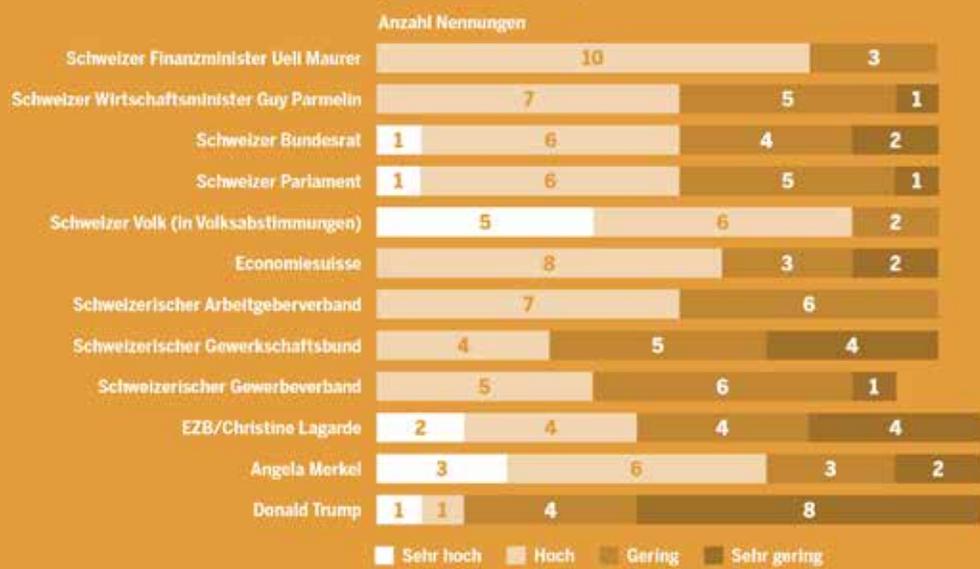
Wie werden sich die US-Wahlen auf die amerikanische Wirtschaftspolitik auswirken?



Welches BIP-Wachstum erwarten Sie für 2019 in der Schweiz, der EU und den USA?



Wie hoch ist Ihr Vertrauen in die folgenden wirtschaftspolitischen Akteure?



ein Drittel. Für das nächste Jahr wird eine kräftige wirtschaftliche Erholung erwartet, die sich in einem Wachstum des Bruttoinlandsprodukts von 3 Prozent äussert (vergleichbar mit den Erwartungen für die Euro-Zone, aber leicht unter den Erwartungen für die Vereinigten Staaten). Gleichzeitig wird damit gerechnet, dass sich der Schweizer Franken gegenüber fast allen anderen Währungen aufwerten wird – im Gegensatz zur letzten Befragung, als noch eine allgemeine Abwertung des Frankens erwartet wurde.

Die zukünftige Preisentwicklung wichtiger Fremdwährungen und des Rohöls wird sehr unterschiedlich eingeschätzt, spricht: Die Bandbreite der Antworten ist sehr gross. Reduziert man alle fünfzehn Antworten aber auf ihren Medianwert, so wird erwartet, dass die Preise in einem Jahr ungefähr dort liegen werden, wo sie auch jetzt schon sind: der Euro bei Fr. 1.06, der US-Dollar bei gut 90 Rappen und der Ölpreis bei 50 US-Dollar.

Einfluss der US-Wahl

Die *Weltwoche* hat auch gefragt, welche Folgen die Wahlen in den USA zeitigen werden. Die meisten der Befragten rechnen damit, dass es zu neuen staatlichen Unterstützungszahlungen infolge der Corona-Krise kommt und dass ein Infrastrukturpaket in Reichweite rückt. Zehn Teilnehmer rechnen mit zunehmender Regulierung, immerhin acht mit Steuererhöhungen.

Auch dieses Jahr wurde wieder ermittelt, wie gross das Vertrauen in wichtige wirtschaftspolitische Akteure ist. Am Gesamtbild hat sich dabei wenig geändert. Besonders gross ist das Vertrauen in das Schweizer Volk bei Volksabstimmungen sowie in Finanzminister Ueli Maurer (SVP). In deutlich höherer Gunst steht die deutsche Kanzlerin Angela Merkel, die bei der letzten Befragung noch mehrheitlich negative Noten bekommen hatte. Verschlechtert hat sich dagegen das Vertrauen in US-Präsident Donald Trump. Während er bei der letzten Befragung zumindest bei einem Drittel der Teilnehmer ein hohes oder sehr hohes Vertrauen genoss, ist dies nun nur noch bei zwei Teilnehmern der Fall.

Für die Geldanlage bedeutet dieses Umfeld, dass nach wie vor Sachwerte gefragt sind. Die überwiegende Anzahl der Umfrageteilnehmer empfiehlt, in Aktien aus verschiedenen Weltgegenden zu investieren: Schweiz, Europa, USA und Asien. Für Lateinamerika ist weniger Begeisterung vorhanden. Gleichzeitig sind die befragten Ökonomen dem Gold gegenüber sehr freundlich eingestellt. Zwölf von fünfzehn empfehlen es zum Kauf, obwohl der Preis bereits im vergangenen Jahr deutlich angezogen hat. Interessant ist ferner der leicht positivere Blick auf Kryptowährungen: Konnte sich vor einem Jahr erst ein Teilnehmer vorstellen, darin zu investieren, sind es mittlerweile vier.

Zusammengestellt von Florian Schwab

Experten-Panel 2020



Dan Scott
CIO Wealth Management
Vontobel



Gabrielle Wanzenried
Professorin für Finance
Hochschule Luzern



Heinz Zimmermann
Professor für Finance
Uni Basel

Banking ohne Papierkram? Klar geht das.

Einfache Kontoeröffnung in der App.
CSX: Konto, Karte und vieles mehr.
Alles in einer App. Schon ab CHF 0.–

credit-suisse.com/csx

CSX

Jetzt App
downloaden



Nische in den Alpen

Die dominierenden Finanzplätze der Welt werden zunehmend austauschbar. Die Schweiz hat gute Chancen als alpine Festung für Finanzdaten.

Claude Baumann

Rund um den Globus machen Beobachter dieselbe gespenstische Erfahrung. Manhattan, wo die Finanzgrößen der Wall Street arbeiten, gleiche einer Geisterstadt, stellte kürzlich der Blogger James Altucher in einem Beitrag fest. Nicht wenige der ins Home-Office relegierten Finanzprofis kehrten nicht mehr zurück. Sie würden fortan von so weit entfernten Orten wie dem US-Bundesstaat Arizona ins Büro «zoomen».

Aus London, dem grössten Finanzplatz Europas, berichtet das Wirtschaftsblatt *Financial Times*: Die Arbeitgeber bereiten das permanente Home-Office für ihr Personal vor. Die City mit ihren edlen Geschäften, gediegenen Klubs, Restaurants und Kulturangeboten drohe zu verwaisen. Der neuerliche Lockdown an der Themse beschleunigt diese Entwicklung noch zusätzlich.

Beispiel Hongkong

Selbst in der Schweizer Finanzbranche ist nicht mehr alles wie früher. Höchstens die Hälfte des Bankpersonals arbeitet noch im Büro, während sich immer mehr Berufstätige Gedanken machen, ihre Arbeitsbasis ganz oder teilweise in die Berge oder an andere schöne Orte ausserhalb der Städte zu verlagern, wie unlängst die *Sonntagszeitung* berichtete. «Stell dir vor, es gibt einen Finanzplatz, und keiner geht hin», liess sich in Anlehnung an ein Zitat des Schriftstellers Bertolt Brecht postulieren.

Ohne die Beschäftigten und Büros, ohne die Bankfilialen lässt sich das Geschäft tatsächlich nicht mehr in gewohnter Manier fortsetzen. Das wiederum hat weitreichende Konsequenzen auf den Wohlstand eines Landes wie die Schweiz, das sich in der Finanzwelt profiliert. Immerhin macht hierzulande die Wertschöpfung der Banken und Versicherungen mit ihren gut 218 000 Beschäftigten knapp 10 Prozent der Wirtschaftsleistung aus; und die Steuerabgaben belaufen sich auf 12 Prozent des Fiskalertrags von Bund, Kantonen und Gemeinden. Löst sich der Finanzplatz auf, trifft dies das ganze Land.

Corona und Kostenüberlegungen sind jedoch nur die Beschleuniger für diese epochale



Wo das Vertrauen am grössten ist.

Strukturbereinigung im Banking. Der Finanzplatz, wie er in seiner Ausgestaltung in den vergangenen Jahrzehnten gedieh, hat ausgedient. Argumente dafür gibt es viele.

Vermögende Personen und Familien unterhalten heutzutage mehrere Domizile in der Welt. Entsprechend wollen sie von überall her ihre Bankgeschäfte tätigen – möglichst digital. Einen Finanzplatz explizit aufzusuchen, drängt sich immer weniger auf. Politische Entwicklungen, die vor zehn Jahren noch kaum vorstellbar gewesen wären, tragen weiter dazu bei, dass sich einstmals mächtige Finanzplätze im Niedergang befinden. London ist seit dem Brexit ein Beispiel. Ein alarmierendes Indiz dafür lieferte unlängst J. P. Morgan: Wegen des Ausscheidens Grossbritanniens aus der EU verlagert der US-Finanzgigant etwa 200 Milliarden Euro von London nach Frankfurt.

Hongkong ist ein anderes Beispiel dafür, wie sich dieser Paradigmenwechsel in der Finanzwelt vollzieht. Die historische *Raison d'Être* eines Finanzzentrums weicht einem zweckdienlichen Standortopportunismus. Seit China praktisch in monatlicher Kadenz den politischen Druck auf die ehemalige briti-

sche Kronkolonie erhöht und die Bevölkerung drangsaliert, wächst die Verunsicherung unter den Kunden, und die Banken nehmen – vorerst noch eher heimlich – Reissaus. Die auf langer Tradition begründete Finanzkompetenz in Hongkong verflüchtigt sich rapid – die Karawane zieht weiter, nach Singapur, Tokio oder Seoul.

Kein Wunder, dass unter solchen Prämissen ein gnadenloser Wettbewerb zwischen den grossen Finanzplätzen dieser Welt herrscht. Entwicklungen wie die fortschreitende Digitalisierung und der damit verbundene Margendruck, die Regulierung und die Corona-Pandemie führen dazu, dass mit noch härteren Bandagen gekämpft wird. Vor allem Paris und Frankfurt wintern seit dem Brexit Morgenluft und setzen mit energischem Standortmarketing und gezielten Ansiedlungsprogrammen alles daran, Finanzfirmen von der Themse weg an den Main oder die Seine zu holen.

Fehlt jedoch die geografische Verortung, hat es die Standortpolitik indessen schwer. Greifbar bleiben am Ende nur die Fassaden einer einstmals mondänen Welt der Hochfinanz. Was bedeutet das für die Schweiz?

Zugegeben, die Vorteile des hiesigen Finanzplatzes sind unbestritten: ein stabiles politisches System, Rechtssicherheit, eine «harte» Währung, sehr gut ausgebildete Arbeitskräfte, international angesehene Hochschulen, ein wirtschaftsfreundliches Umfeld, die zentrale Lage im Herzen Europas und eine verkehrsfreundliche Infrastruktur. Hinzu gesellen sich «weiche Faktoren» wie die Vielsprachigkeit, die hohe Lebensqualität, verbunden mit einer liberalen Lebens- und Denkweise.

Insofern überrascht es wenig, dass die Reputation der Schweizer Finanzinstitute im Ausland sehr gut ist – viel besser, als hierzulande erstaunlich viele Menschen vermuten. Präsenz Schweiz, die Promotions-Organisation des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), führte vergangenes Jahr eine Umfrage in neunzehn Ländern durch. Das Ergebnis: Die überwiegende

Die historische Raison d’Etre weicht einem zweckdienlichen Standortopportunismus.

Mehrheit der knapp 13 000 Befragten stellte den Schweizer Banken ein gutes bis sehr gutes Zeugnis aus. Ethik und Verantwortungsbewusstsein seien im Schweizer Bankensektor fest verankert, hiess es unter anderem. Die starke Ausrichtung der Schweizer Banken auf nachhaltige Finanzanlagen, was mittlerweile auch der Bundesrat und die Schweizerische Nationalbank energisch unterstützen, dürfte dieser Einschätzung sehr zuträglich gewesen sein.

Die beträchtlichen Marketingaufwendungen für diese Positionierung bergen allerdings enorme Reputationsrisiken. Sie könnten dem Schweizer Finanzplatz übel mitspielen. Der Grund: Die international tätigen Schweizer Ban-

ken richten sich wegen der Wachstumsschwäche im Heimmarkt sowie in Europa immer mehr auf die lukrative Klientel in Schwellenländern aus. Allerdings laufen sie so Gefahr, Gelder von zweifelhafter Herkunft entgegenzunehmen. «Es ist eine Illusion, zu glauben, der Zufluss schmutziger Gelder auf den hiesigen Finanzplatz liesse sich völlig vermeiden. Es sei denn, die Schweiz verzichtete auf den Anspruch, ein international bedeutender Finanzplatz zu sein», stellt der Finanzjournalist und Autor Balz Bruppacher fest.

Schutz gegen Spionage

Diese Aussage signalisiert klar, dass weitere Finanzskandale programmiert sind; die Affären um fehlgeleitete Gelder aus dem malaysischen Staatsfonds 1MDB oder aus dem venezolanischen Staatskonzern PDVSA sind nur zwei Belege aus der jüngsten Vergangenheit, die Bruppachers These untermauern.

Und was machen die Banken? Während sie die Kundenportfolios auf Nachhaltigkeit ausrichten, nehmen sie gleichzeitig Geld von Kunden entgegen, das nicht selten aus wenig nachhaltigen Geschäften verdient wurde. So kann sich ein reputable Finanzzentrum nicht halten.

Hilfreich ist darum ein Perspektivenwechsel: Der Finanzplatz sollte nicht nur aus der Sicht der Finanzdienstleister betrachtet werden, sondern auch aus der Sicht grosser Technologiekonzerne. So werden Gemeinsamkeiten erkennbar – etwa, dass Tech- wie Bankbranche Sicherheit und Vertrauen verkaufen. «Eine <trusted counterparty> hat in der Informatik mindestens so viel Wert wie eine sichere Bankbeziehung im Finanzwesen», erklärt die Schweizer Finanzprofessorin Sita Mazumder. Für sie ist es kein Zufall, dass Facebook mit der

Digitalwährung Libra fürs Erste gescheitert ist – es mangelte schlicht an Vertrauen für die Aufgabe. Und ebenso wenig zufällig sei der Umstand, dass Libra ausgerechnet im Schweizer Finanzzentrum Genf sein Domizil habe. Da, wo offenbar das Vertrauen am grössten ist.

Anders gesagt: Der Schweizer Finanzplatz verfügt über beides: über solide Banken und über einen Cluster an hochsicheren Speicherlösungen und Cyberabwehr-Firmen. Daraus lässt sich folgern: Werden diese Trümpfe konsequent ausgespielt, kann sich der Schweizer Finanzplatz als Alpenfestung für (Finanz-) Daten neu erfinden – und ist nicht austauschbar. Eine solche Festung könnte auch Schutz gegen die Spionagetätigkeit von Staaten wie China oder Russland bieten – selbst wenn die Finanzbranche dabei zunächst einiges von chinesischen Technologiekonzernen lernen könnte, etwa von Alibaba oder anderen Giganten.

Diese gruppieren ihre Dienstleistungen konzentrisch um einen Plattform-Kern. Auf diesen folgt nach aussen hin der «Leim» von Schnittstellen-Diensten wie der Bezahl-App Alipay, über die sich dann Hunderte von Märkten als «Wachstumsfelder» erreichen lassen. Das Schweizer Finanzwesen müsse zu diesem Leim werden, erklärt der Kernphysiker und Bâloise-Strategie Adrian Honegger. «Wer die Schnittstelle von der Plattform zum Endmarkt erfolgreich besetzt, macht sich für alle anderen Marktteilnehmer unentbehrlich.»

Die Schweiz kann in einer Welt, in der die Finanzplätze opportunistisch austauschbar sind, nur bestehen, wenn sie das Thema Banking umfassend und selbstkritisch bewirtschaftet, und ihre unbestreitbaren Stärken in ein neuartiges Angebot und Erlebnis umgestaltet. Dann dürfte sich auch der etwas verwaiste Schweizer Finanzplatz wieder mit Leben füllen.



VORSORGE AUF DEN
PUNKT GEBRACHT

Pax

DAS LEBEN HÄLT SICH NICHT IMMER AN PLÄNE. UNSERE VORSORGE LÖSUNGEN SCHON.

Wer rechtzeitig vorsorgt, ist besser vorbereitet – auch auf das, was sich nicht planen lässt. Dafür sorgen unsere Vertriebspartner gemeinsam mit uns. Schliesslich wird Vorsorge nur durch professionelle Beratung und individuelle, innovative Lösungen planbar und bleibt gleichzeitig flexibel. Ob privat oder beruflich. Und das sind beste Voraussetzungen, um sich auf alle künftigen Ereignisse zu freuen. Auch die unerwarteten.

www.pax.ch/Vertriebspartner

Nachhaltig investieren – aber wie?

Bereits ein Drittel der Investitionen in Fonds entfällt auf Finanzprodukte, die sich Umwelt und Soziales auf die Fahne geschrieben haben. Der Teufel steckt im Detail.

Florian Schwab

Es sind eindrückliche Zahlen: Von 2018 auf 2019 wuchs das nachhaltig investierte Vermögen in der Schweiz von 716,6 Milliarden Franken auf über 1,1 Billionen. 79 Prozent davon entfallen auf institutionelle Anleger wie Pensionskassen. Vor allem aber fand das Wachstum bei den privaten Anlegern statt: plus 185 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Ein Drittel aller Investitionen in Anlagefonds entfallen bereits auf jene, die sich entweder ganz den Bereichen Umwelt, Soziales und gute Unternehmensführung (englisch ESG: Environment, Social, Governance) verschreiben oder diese zumindest mitberücksichtigen. Das hat die Organisation Swiss Sustainable Finance in Zusammenarbeit mit dem Center for Sustainable Finance and Private Wealth an der Universität Zürich ermittelt.

Klar ist: Das ESG-Investment ist derzeit ein brummender Wachstumsmotor in der Vermögensverwaltung. Die Banken betreiben grossen Aufwand, um ihren Kunden die ESG-Anlagen näherzubringen. Auch von Seiten der Regulierung ist einiges im Tun. In der EU sollen in Zukunft die Bankberater neben der Risikofähigkeit und Risikoneigung der Kunden auch deren Nachhaltigkeits-Standards in die Anlageempfehlungen einbeziehen müssen. Die Schweiz bewegt sich in eine ähnliche Richtung. Eine Arbeitsgruppe der Bankiervereinigung erarbeitet einen standardisierten Prozess für die Beurteilung der Nachhaltigkeit von Finanzprodukten, an dem sich früher oder später alle Banken in der Kundenberatung orientieren sollen.

Die *Weltwoche* hat mit zahlreichen Anlageberatern und Finanzexperten gesprochen. Dabei hat sich gezeigt, dass es derzeit eine riesige Vielfalt an unterschiedlichen Philosophien und daraus abgeleiteten Produkten gibt. Es lohnt sich also, genau hinzusehen.

In einem ersten Schritt muss sich der Anleger darüber klar werden, was er eigentlich unter «nachhaltigen Finanzanlagen» oder «ESG-Investments» versteht. Die meisten als nachhaltig angepriesenen Finanzprodukte arbeiten mit sogenannten Ausschlusslisten.

Dabei werden bestimmte Firmen oder Branchen ganz aus einem Fonds oder einem Portfolio ausgeschlossen. Normalerweise handelt es sich dabei um die Glücksspiel-Anbieter, die Genussmittelindustrie mit Alkohol und Tabak, Waffenhersteller und bedeutende Verursacher von Kohlendioxid-Emissionen.

Aber schon hier stellen sich heikle Fragen. Bei striktem Ausschluss von Waffenherstellern kommen auch Firmen wie die Flugzeughersteller Pilatus, Airbus oder Boeing in den Giftschrank, obwohl ihre Produkte überwiegend zivilen Zwecken dienen. Der Rohstoffkonzern Glencore betreibt zwar vereinzelte

Je schärfer und genauer das Profil einer Geldanlage, desto teurer ist es für den Kunden.

Kohleminen. Gleichzeitig ist seine Kobalt-Produktion aber eine wichtige Voraussetzung für die Elektrifizierung des Strassenverkehrs; und die Kohlekraft ist namentlich für ärmere Länder eine günstige Energiequelle, die soziale Fortschritte ermöglicht. Alkohol und Tabak, ferner, sind legale Genussmittel. Warum sollte der Kapitalmarkt das Anbieten von gesellschaftlich weitherum akzeptierten Gütern bestrafen?

Etwas differenzierter ist die sogenannte Best-in-Class-Methode. Auch auf ihr sind viele der

erhältlichen Finanzprodukte aufgebaut. Anstatt ganze Industriezweige auszuschliessen, werden hier jene Firmen ausgewählt, die in ihrer jeweiligen Branche die Anliegen von Umwelt, Sozialem und guter Unternehmensführung ernst nehmen. Plakatativ ausgedrückt: Ein hohen Standards verpflichtetes Schweizer Rohstoff-Unternehmen kommt hier eher zum Zug als beispielsweise ein Bergbaukonzern mit fragwürdigen Geschäftsmethoden aus einem Entwicklungsland. Oftmals vertrauen Banken und Vermögensverwalter bei diesen ESG-Rankings auf externe Datenlieferanten, die eine individuelle Auffassung des Begriffs «Nachhaltigkeit» haben.

Eine letzte Methode zielt auf Finanzprodukte, die vor allem in Unternehmen investieren, denen man zutraut, massgebliche ökologische oder soziale Fortschritte zu bewirken. Ein Beispiel dafür sind Fonds, die ausschliesslich Anbieter von erneuerbaren Energien oder in diesem Bereich aktive Technologiefirmen umfassen. Am ambitioniertesten sind hier Anlageprodukte für «Impact Investing». Hier wird in Projekte und Unternehmen investiert, welche ein klar definiertes Ziel der ökologischen oder sozialen Verbesserung verfolgen und sicherstellen, dass dessen Erreichung ebenso gut gemessen werden kann wie die finanziellen Kennzahlen. Oft setzt dies voraus, dass der Anleger bereit ist, Abstriche bei der Rendite zu machen. Kritische Stimmen merken an, dass echtes «Impact Investing» eine sehr aktive Wahrnehmung der Eigentümerrechte erfordert und daher eher ein Betätigungsfeld für Risikokapital ist als für den anonymen Kapitalmarkt.

Allgemein gilt: Je schärfer und genauer das ESG-Profil einer Geldanlage, desto aufwendiger ist das für den Anbieter – und desto teurer für den Kunden. Im Wesentlichen steht der Investor vor derselben Wahl wie beim Kauf seiner Lebensmittel: Tut es das Fleisch vom Discounter? Darf es die Bio-Linie von Migros oder Coop sein, wobei es nicht schadet, sich mit der Bio-Zertifizierung genau auseinanderzusetzen? Oder will er dem Säuli auf dem Bio-Hof persönlich in die Augen geschaut haben?



LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Ums Jahr 1000 entstanden
weltweite Handelsnetze.
So fing die Globalisierung an.
Hans-Werner Niemann, Seite 61



Hellster Fixstern im amerikanischen Kosmos.

Jean-Michel Basquiat, Untitled, 1982 – Er war Sturm und Drang und Endzeit, Schöpfung und Apokalypse, blühende Landschaft und erodierte Erde, grössenwahnsinnig und verzweifelt, er wurde, weil seine Haut schwarz war und er an einer Überdosis Heroin starb, zum Märtyrer verklärt, aber der einzige Kampf, den er je auf sich nahm, war jener mit, für und manchmal gegen seine Seele. Jean-Michel Basquiat (1960–1988) war wie das Land, das ihn geschaffen hatte.

Er lebte in Extremen, in gespaltenen Welten. Liess sich, als er der hellste Fixstern im amerikanischen Kosmos der Kunst war, mit Limousinen durchs Leben kutschieren und sehnte sich nach

einem Leben, durch das er barfuss gehen könnte. Er malte, um sich selbst seine Seele sichtbar zu machen. Und immer wieder übermalte er das eben zum Bild Gewordene, vertiefte oder zerstörte es so lange, bis er mittendrin war in seinen von alpträumhafter Schönheit und nie heilender Verwundbarkeit gezeichneten Seelenlandschaften. Wie das Land war er nur im Aufbruch nach irgendwohin, wo Grösse war und Weite und Ankommen und Identität, aber was einst der Westen des Landes war, war ihm das Heroin. Mit ihm gelangte er in jene luziden Landschaften, die gross waren und weit und vor allem mild. Sich selber gab es nur im Traum.

Basquiat war eine amerikanische Karriere ohne Happy End. Und wie das Land schien er nie erwachsen zu werden, nur ein wenig verzweifelter. Es war, als ob er sich selbst mit jedem Bild, mit jedem neuen Aufbruch wie einen neuen Anstrich gab, der aber doch stets die immer-selbe Geschichte blieb. Er gelangte an Weggabelungen, wollte sich befreien, vom Land, von sich selber, den künstlichen Paradiesen, er therapierte sich. Ein paar Monate, seine letzten, hatte er Hoffnung auf Seelenfrieden, und er sah ein paar kleine Horizonte, zu denen er hinlaufen könnte. Dann stolperte er, fiel zurück in das Vergangene und starb. *Michael Bahnerth*

Fleiss, Ehrgeiz, Disziplin

Wer – oder was? – war der Anfang 2019 verstorbene Modeschöpfer Karl Lagerfeld?
Eine neue Biografie legt den Menschen hinter dem Mythos frei.

Jeroen van Rooijen

Alfons Kaiser: Karl Lagerfeld – Ein Deutscher
in Paris. C.H. Beck. 383 S., Fr. 37.90

Karl Lagerfeld: Wer kennt ihn nicht? Er ist – oder war, denn die Mode ist ein Metier mit kurzem Gedächtnis – der berühmteste Modemacher seiner Zeit. Sein erstarrt wirkendes Gesicht mit der dunklen Sonnenbrille, das weissgeputerte und zum Pferdeschwanz gebundene Haar, die breiten Krawatten, knallengen Sakkos und dünnen Beinchen – Karl Lagerfeld war eine Art lebende Comicfigur, ein Lucky Luke des Konsumzeitalters. So viel weiss jeder, der ihn einmal gesehen hat. Und dazu gab es der Gelegenheiten viele, denn Lagerfeld war eine öffentliche Person, permanent zu Gast in Illustrierten, Talkshows, auf Laufstegen oder Showbühnen.

Was aber nicht viele sagen können: War Lagerfeld das, was er darstellte, oder steckte hinter der Fassade eine ganz andere Person? Zwar hielt sich der Designer einen veritablen Hofstaat von Mitarbeitern und Zuträgern, doch seine persönliche Entourage war überschaubar, und noch kleiner war der Kreis jener Leute, die er Freunde nannte. Nur achtzig sollen es gewesen sein, die dem Modeschöpfer Ende Februar 2019 nach seinem Ableben die letzte Ehre erwiesen – darunter kein einziges Familienmitglied. So steht es in der Biografie «Karl Lagerfeld – Ein Deutscher in Paris» von Alfons Kaiser.

Geschummelt und getrickst

Kaiser, der bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* die Modeberichterstattung verantwortet und die Magazinbeilage leitet, hat Lagerfeld in den letzten 25 Jahren etliche Male zum Gespräch getroffen. Er nähert sich also keinem Unbekannten an. Er kannte den Designer nicht nur als Chefkreativen von Chanel, Fendi oder seiner eigenen Marke, sondern auch als Mitarbeiter seiner Zeitung, denn zwischen 2013 und 2019 zeichnete Karl Lagerfeld für die Magazinbeilage der FAZ eine monatliche «Karlkatze» – eine mehr oder minder pointierte, oft leicht böseartige Illustration zum Zeitgeschehen.

Dreizehn Monate hat Kaiser an seinem Buch gearbeitet und für diese Biografie rund hundert Weggefährten, Mitarbeiter, ehemalige Klassenkameraden und Nachbarn Lagerfelds gesprochen. Er hat Wirkungs- und Wohnorte besucht und Archive durchwühlt. Entstanden ist die bisher wohl kompletteste und gleichzeitig amüsanteste Fakten- und Anekdotensammlung zu dieser illustren Person. Im Stil einer wissenschaftlichen Arbeit nummeriert der Autor sämtliche Zitate und Einschätzungen durch und versieht sie im Anhang des Buches mit einem opulenten Quellenverzeichnis.

Die Biografie ist also nicht Fiktion oder Spekulation, sondern ein charmant geschriebener Tatsachenbericht. Zumindest, soweit man den Fakten Glauben schenken darf. Denn Lagerfeld hat – gerade in Bezug auf seine Biografie – oft geschummelt, getrickst und die Realität so lange zu seinen Gunsten verdreht, bis sich seine Version als «Wahrheit» etablierte. Am bekanntesten ist etwa der Kunstgriff mit dem Geburtsjahr: Lagerfeld machte aus dem Jahr

War Lagerfeld das, was er darstellte, oder steckte hinter der Fassade eine ganz andere Person?

1933 in seinem Pass schon bald 1938 – er liess die Welt lange im Glauben, fünf Jahre jünger zu sein. Erst 2013 deckte *Bild* das wahre Geburtsdatum des Designers (10. September 1933) auf und zeigte seine Geburtsurkunde aus dem Standesamt Hamburg-Nord.

Die ersten hundert Seiten des 330 Seiten umfassenden Buches widmen sich den Grosseltern und Eltern, der Kindheit und Jugend von Karl Lagerfeld in Hamburg und Bad Bramstedt. Hierzu hat Alfons Kaiser bemerkenswerte neue Erkenntnisse zusammengetragen. Das Buch zeigt durch seine Recherchen erstmals, was für ein Schüler Lagerfeld war, was seine Klassenkameraden von ihm dachten, wie die Familie durch den Krieg kam – und auch, wie geschmeidig sich Lagerfelds Eltern damals der politischen Grosswetterlage anpassten.

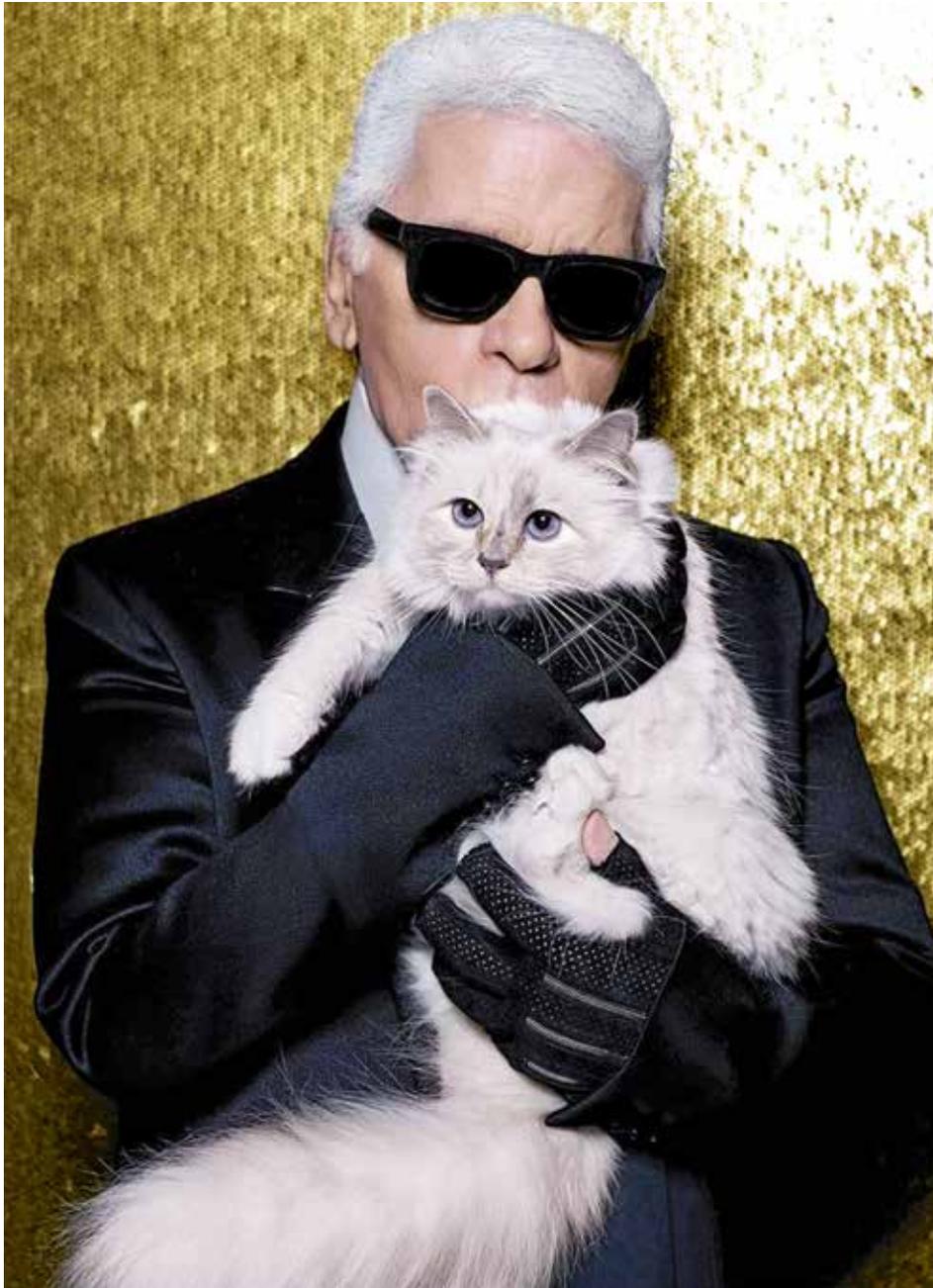
Keine zwanzig seiner gut 85 Lebensjahre verbrachte der junge Karl Lagerfeld in Deutschland. Nachdem er Ende 1949 in einem Hamburger Luxushotel eine Modenschau der damals tonangebenden Marke Christian Dior sah (der Sechzehnjährige begleitete seine Mutter zur Nachmittagspräsentation), wusste Karl Lagerfeld, dass er auch nach Paris wollte, um Modedesigner zu werden. Im August 1951 war es so weit: Lagerfeld zog nach Paris, wo er sich in den folgenden Jahren als Flaneur und Bonvivant die Stadt aneignete und sein Französisch verbesserte. Kaiser nennt diese Phase «Lagerfelds Lehr- und Wanderjahre».

Rivale Saint Laurent

1954 gelang Lagerfeld der Einstieg in die Modewelt: Er gewann in einem Wettbewerb des Internationalen Wollsekretariats (IWS) mit dem Entwurf eines Mantels – auf der Bühne stand er zur Siegerehrung neben dem erst achtzehn Jahre jungen Yves Saint Laurent, der den Preis für den Entwurf eines Kleides entgegennahm. Lagerfeld wurde zum Assistenten von Pierre Balmain berufen, Saint Laurent stieg gleich bei Christian Dior ein. Die beiden verband in den folgenden Jahren zuerst eine Freundschaft, dann eine Rivalität und zum Schluss eine immer bitterer werdende Feindschaft.

Es war jedem klar, und so schreibt es auch Alfons Kaiser: Lagerfeld konnte Saint Laurent künstlerisch nicht das Wasser reichen. Doch der Deutsche hatte etwas anderes im Übermass, das ihm für die Karriere helfen sollte: Fleiss, Ehrgeiz und Disziplin. Mit diesen Qualitäten brachte es Lagerfeld zu wichtigen Positionen bei Patou (1958), Chloé (1964), Fendi (ab 1965) oder Chanel (ab 1982). Gleichzeitig lieferte er Skizzen für Max Mara, Tiziani, Krizia sowie für ein Dutzend weiterer Marken, darunter auch deutsche Konfektionäre. «Mein Name ist Lagerfeld», sagte er dazu 2011 zum Fernsehsender CNN.

Karl Lagerfeld wurde durch seine diversen Engagements reich und berühmt. Er gewann viele neue Freunde, die seine Grosszügigkeit zu schätzen wussten. Einer davon war der franzö-



«Mein Name ist Lagerfeld»: Modeschöpfer Lagerfeld mit Katze Choupette.

sische Dandy und Taugenichts Jacques de Bascher, der Lagerfelds grosse (und wohl einzige) Liebe wurde. Dass auch Yves Saint Laurent um den jungen Mann warb, vertiefte die Kluft zwischen den beiden Ex-Freunden.

Kühler Workaholic

Die siebziger Jahre müssen für de Bascher ein einziger grosser Exzess von Partys, Sex und Drogen gewesen sein – Lagerfeld stand abseits, schaute zu und bezahlte die Rechnungen. 1984 wurde de Bascher krank, 1989 starb er an Aids. Lagerfeld begleitete seinen Freund in den Tod und bekam nach dessen Kremation eine Urne mit der Hälfte der Asche. «Das Gleiche kann nie wieder existieren und soll auch nie wieder existieren», sagte Lagerfeld über seine Beziehung zu Jacques de Bascher 2004 im deutschen Fernsehen ARD.

Es sind diese Momente, in denen der kühle Workaholic, der Lagerfeld nach aussen immer war, doch ausgesprochen menschliche Züge bekommt. Alfons Kaiser hat noch mehr solche lebenswerten Anekdoten gesammelt. So liest man über eine kurze, aber herzliche Begegnung von Karl Lagerfeld mit einem jungen Deutschen, der später auch ein recht erfolgreicher Designer werden sollte: Wolfgang Joop. Logisch, dass Joop für das Buch lustvoll in den Erinnerungen kramt.

Man lernt ausserdem den manischen Antiquitäten-, Kunst- und Büchersammler Lagerfeld kennen, den Blumenfan, Katzenfreund, den Fotografen und schliesslich den Diätfetischisten, der 2000 innert Jahresfrist 42 Kilo Gewicht abschüttelte, um für seine letzte Lebensphase zu jener stilisierten Figur zu werden, als die er in Erinnerung bleibt.

Hauch von Abenteuer

Hans-Werner Niemann

Valerie Hansen: Das Jahr 1000.

Als die Globalisierung begann.

Aus dem Amerikanischen von Anna Leube und Wolf Heinrich Leube. C. H. Beck. 393 S., Fr. 42.90

Der heute allgegenwärtige Begriff «Globalisierung» ist relativ jungen Ursprungs. Populär wurde er durch den amerikanischen Trendforscher John Naisbitt, der 1982 in seinem Buch «Megatrends» die Funktionsweise der Automobilindustrie beschrieb. Von Historikern wurde alsbald die Frage aufgeworfen, was an der gegenwärtigen Globalisierung wirklich neu sei. Man erkannte, dass sich die Globalisierung historisch in mehreren Wellen vollzog.

Wann aber begann sie? Die Mehrheit der Historiker hat es sich angewöhnt, das frühe 16. Jahrhundert als Ausgangspunkt zu betrachten, als die Portugiesen und Spanier mit ihren Entdeckungsfahrten die kommerzielle Durchdringung überseeischer Gebiete vorantrieben. Die Antwort auf die Frage nach dem Beginn ist nicht zuletzt deshalb so schwierig, weil es für die Zeiten vor dem 19. Jahrhundert kaum aussagekräftige Zahlen zum Umfang des Welthandels gibt. Der Betrachter ist also weitgehend auf erzählende, subjektive und noch dazu nur spärliche Quellen angewiesen, je weiter er in der Zeit zurückgeht. Allerdings lassen sich diese punktuell durch archäologische Befunde überprüfen.

Die Frage, welche Beziehungen in früheren Zeiten zwischen weit entfernten Teilen der Welt bestanden, welche Reisewege es gab, welche Güter gehandelt wurden, welche Wege Menschen, Innovationen und Ideen nahmen, ist faszinierend. Fast jeder hat schon einmal von der Seidenstrasse oder den Reisen des venezianischen Kaufmannssohns Marco Polo gehört. Viele wissen auch, dass die Wikinger lange vor Kolumbus nach Nordamerika gelangten.

Das Thema versprüht einen Hauch von Abenteuer und weckt die intellektuelle Reiselust. Genau hier setzt die Autorin, die renommierte Yale-Historikerin Valerie Hansen, an. Sie nimmt den Leser mit auf eine Reise um die Welt des Jahres 1000, das für sie den Beginn der Globalisierung markiert. Die Autorin legt grossen Wert auf die Feststellung, dass die wichtigsten Akteure in dieser neuen globalen Welt keineswegs Europäer gewesen seien, sondern Chinesen, Inder und Araber, aber auch die Wikinger Nordosteuropas und die Bewohner Nord-, Mittel- und Südamerikas, die Afrikaner und die Bewohner des Mittleren Ostens.

Die Wikinger unternahmen drei Expeditionen nach Amerika und landeten im Jahr 1000

an der Küste von Labrador. Hansen hält die Angaben in den Vinland-Sagas für hinreichend aussagekräftig, um zum archäologisch nachgewiesenen Wikingerfundort L'Anse aux Meadows auf Neufundland zu führen. Sie hält es sogar für möglich, dass die Darstellung eines Schiffs und auffallend blonder und hellhäutiger Gefangener auf Wandmalereien im Tempel der Krieger in der Mayasiedlung Chichén Itzá darauf hinweist, dass Wikinger bis zur Halbinsel Yucatán gelangten. Ihre Siedlung in L'Anse aux Meadows gaben sie jedoch bald auf und gingen wieder nach Grönland. Von dort kehrten sie allerdings regelmässig nach Labrador zurück, um Bauholz zu holen, das es auf Grönland und Island nicht gab.

Afrikanische Sklaven für Bagdad

Archäologische Funde aus Goddard Site an der Küste von Maine belegen, dass dieser Ort ein bedeutender Knotenpunkt in einem Handelsnetz war, das sich von der Atlantikküste bis zum Ontariosee und nach Pennsylvania erstreckte. Andere Funde legen nahe, dass es zwischen dem vor 1492 grössten urbanen Komplex Nordamerikas, Cahokia im heutigen Bundesstaat Illinois, über den Mississippi und den Golf von Mexiko enge Handelsbeziehungen in die Welt der Maya gab. Ähnliches gilt auch für das Volk des Chaco Canyon im Vierländereck von Arizona, Colorado, Utah und New Mexico, das offensichtlich Schokolade aus Mittelamerika importierte. Die Maya begannen nach 900, Gold- und Kupfererzeugnisse aus Costa Rica, Panama und Kolumbien einzuführen.

Mit ihrer Landung in Labrador verbanden die Wikinger laut Hansen die sich bereits quer durch Amerika erstreckenden Handelsrouten mit den Wegen, die durch Europa, Asien und Afrika führten. Erstmals um 1000 habe ein Gegenstand oder eine Botschaft um die ganze Welt reisen können. (Die Betonung sollte hier vielleicht auf dem Wort «können» liegen.) Die Nordmänner spielten in Gestalt der Rus auch eine zentrale Rolle bei der Eröffnung neuer Handelsrouten in Osteuropa. Durch den Verkauf von Pelzen und Sklaven sowohl an byzantinische als auch an muslimische Abnehmer in Zentralasien erzielten sie enorme Gewinne.

Ost- und westafrikanische Herrscher und Kaufleute verkauften Sklaven und Gold in grossen Mengen an Kunden in Bagdad und anderen Städten der islamischen Welt. Mit ihren Gewinnen importierten sie Glasperlen, chinesische und persische Keramik sowie Seiden- und Baumwollstoffe. Schätzungsweise gelangten 5500 Sklaven jährlich durch die Sahara nach Nordafrika und in den Mittleren Osten. Über Kairo wurden um das Jahr 1000 Elfenbein, Kupfer, Bronze und vor allem Gold exportiert.

Der damals längste und regelmässig befahrene Seeweg verband China mit Oman und Basra am Persischen Golf. Der Verkehr spiel-

te sich hauptsächlich zwischen der Arabischen Halbinsel und den Häfen an der Südküste Chinas ab, doch gelangten manche Handelsgüter bis zu den Häfen entlang der ostafrikanischen Küste.

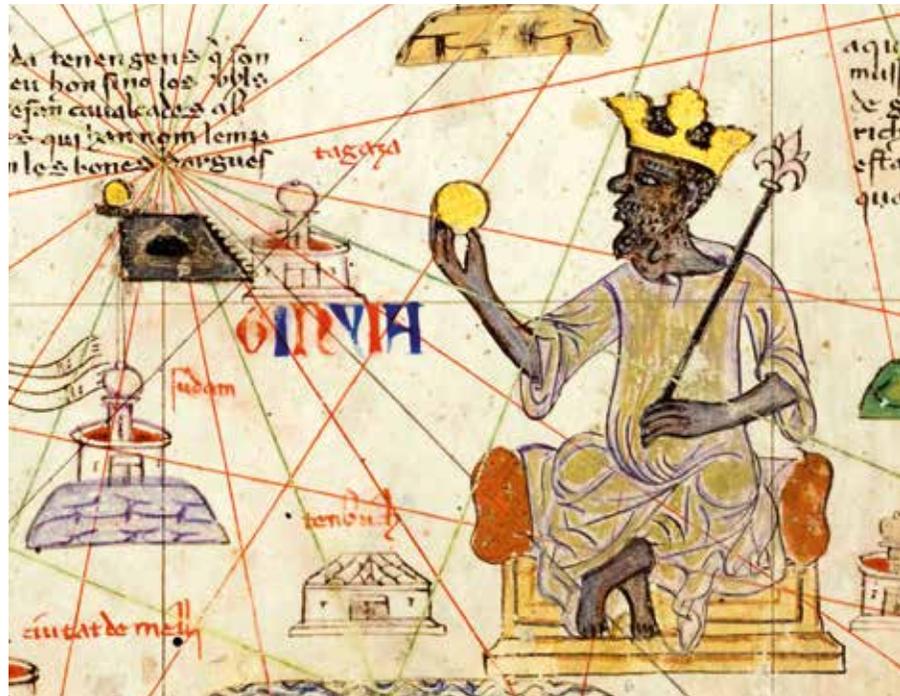
Die bedeutendste Handelsmacht um das Jahr 1000 war China. Die Chinesen erzielten hohe Gewinne mit dem Export hochwertiger Textilien und hartgebrannter Keramik. In fabrikähnlichen Fertigungsanlagen der Keramikindustrie waren Hunderte, vielleicht Tausende von Arbeitern beschäftigt.

Die Hafenstädte im Süden des Landes wie Guangzhou (Kanton) waren Zentren der Globalisierung. Bereits Jahrhunderte vor den europäischen Entdeckungsreisen des 16. Jahrhunderts war die Region um den Indischen Ozean ein

Um die Jahrtausendwende hatte das, was an einem Ort geschah, Folgen für entfernte Regionen.

integrierter Wirtschaftsraum. In Afrika und im Indischen Ozean drangen die Europäer mit der Macht ihrer Kanonen lediglich in das vorhandene Handelsnetz ein mit dem Ziel, den Zwischenhandel auszuschalten und Abgaben an einheimische Machthaber zu vermeiden.

Selbstverständlich weiss auch Hansen, dass es schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten einen Seeweg gab, der das Römische Reich mit der indischen Westküste verband. Ebenso ist ihr bewusst, dass die beiden Seidenstrassen zu Wasser und zu Land seit etwa 500 nach Christus dauerhafte Kultur- und Handelsbeziehungen zwischen Indien, China



Reichster Mann der Welt: Mansa Musa, König von Mali und Goldhändler

und Südostasien etablierten. Dennoch lässt sie keinen Zweifel daran, dass um das Jahr 1000 etwas qualitativ Neues entstand: ein Geflecht von Handelsnetzen, das den gesamten Globus umspannte.

Hansen behauptet nicht, dass dies Globalisierung im heutigen Sinn war. Dennoch belegt sie mehrfach, dass schon damals das, was an einem Ort der Welt geschah, weitreichende Folgen für die Bewohner entfernter Regionen hatte. Zum Beispiel führte die stetige Nachfrage nach Sklaven in Konstantinopel, Bagdad, Kairo und anderen Städten bereits Jahrhunderte vor dem transatlantischen Sklavenhandel zur Zwangsumsiedlung von Millionen Menschen aus Afrika, Osteuropa und Zentralasien.

Auch die Auswirkungen der globalen Wirtschaftskonkurrenz waren mit den heutigen vergleichbar. So gaben die Bewohner des südostasiatischen Festlands und der Inseln ihre traditionelle Beschäftigung auf und belieferten chinesische Konsumenten mit den dort beliebten Duftwurzeln und Gewürzen. Auf Kosten ansässiger Geschäftsleute reich gewordene fremde Kaufleute wurden in Kairo, Konstantinopel und Guangzhou Opfer von Attacken und Antiglobalisierungstumulten.

Was Hansen herausfindet, ist für Fachleute nicht neu. Neu ist vor allem die Verdichtung zu einem Gesamtbild. Manche Entwicklungen werden in einem neuen Licht interpretiert, wenn etwa die Ausbreitung der vier grossen Religionen Christentum, Islam, Hinduismus und Buddhismus als Versuch der Herrscher gesehen wird, das eigene Land durch die Übernahme der Religion einer weiterentwickelten Gesellschaft schneller voranzubringen und den



(ca. 1280–1337).

Handel mit benachbarten Regionen gleichen Glaubens zu erleichtern (moderne Ökonomen würden vielleicht von einer Senkung der Transaktionskosten sprechen).

Profunde Sachkenntnis

Im Epilog fragt Hansen nach den Lehren aus der Welt um 1000 für uns heute. Die Antworten wirken ein wenig plakativ, etwa wenn sie feststellt, damals wie heute habe die Globalisierung Gewinner und Verlierer mit sich gebracht. Vor allem habe der Handel den permanenten Anreiz geschaffen, mit den anderen mitzuhalten, und unsere Vorfahren hätten gelernt, wie man am besten auf Unvertrautes reagiere, und diejenigen, die offen für das Fremde gewesen seien, hätten auch damals besser abgeschnitten als jene, die alles Neue ablehnten.

Valerie Hansen ist nicht nur eine Wissenschaftlerin mit profunder Sachkenntnis, sondern auch eine begnadete Erzählerin. Ihr Buch ist spannend, verzichtet auf Fremdwörter und langwierige Einbettungen in den Forschungszusammenhang. Die Anmerkungen für Leser, die sich intensiver über die Quellen informieren möchten, sind in einen fünfzigseitigen Anhang verbannt. Dieses lehrreiche und sehr lesenswerte Buch ist weit mehr als eine Studie über die Anfänge der Globalisierung: Es wächst sich phasenweise aus zu einer im besten Sinn kleinen Weltgeschichte des Mittelalters (sofern dieser eurozentrische Begriff hier erlaubt ist) – eine sehr empfehlenswerte Lektüre für alle historisch Interessierten.

Hans-Werner Niemann ist Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Osnabrück.

Klimawandel – na und?

Herbert Cerutti

Fritz Vahrenholt und Sebastian Lüning:
Unerwünschte Wahrheiten –
Was Sie über den Klimawandel wissen sollten.
Langen-Müller. 352 S., Fr. 35.90

Was Fritz Vahrenholt, Chemieprofessor an der Universität Hamburg, und der Geowissenschaftler Sebastian Lüning in ihrem jüngsten Werk publizieren, ist dicke Post und harte Kost. Der Anspruch ist kein geringerer, als der aufgeheizten Debatte über die Klimaerwärmung eine umfassende Bestandesaufnahme des heute gesicherten Wissens wie auch der noch bestehenden Unsicherheiten gegenüberzustellen. Indem das Thema in fünfzig Fragen wie «Ist das Klima heute wirklich extremer als früher?» gegliedert wird, steht ein neugierigmachendes Nachschlagewerk zur Verfügung.

Anstelle eines Vorworts steht als hochaktuelles Naturereignis das «Corona-Experiment». Die Forderung von Greta Thunberg und «Fridays for Future», die Förderung fossiler Energien einzustellen, wurde im Januar 2020 am Weltwirtschaftsforum in Davos mit viel Beifall bedacht. Schon ein Jahr später wurde dies dank einem dramatischen Rückgang von Industrieproduktion und Mobilität unerwartete Realität. Die weltweiten CO₂-Emissionen gingen in den Monaten März bis Mai jedoch nur um 17 Prozent zurück. Um die vom Weltklimarat für 2035 angestrebte Halbierung der CO₂-Emissionen zu erreichen, müssten also sehr viel drastischere wirtschaftliche Einschränkungen getroffen werden.

Mit dem Brecheisen

In der anschließenden Gesamtschau der Klimaproblematik bekommt die Praxis der heutigen Politik wie auch der Umweltaktivisten gehörig ihr Fett ab. Und auch der renommierte Weltklimarat (IPCC) spielt eine fragwürdige Rolle. Denn seine Ausführungen, Empfehlungen und Forderungen beruhen in weiten Teilen auf Hypothesen und Modellen, die grundlegende Faktoren des Klimageschehens ignorieren, weil sie angeblich noch zu wenig fassbar seien.

Unter Weglassen einer Vielzahl von Einflüssen prognostiziert der letzte IPCC-Bericht eine maximale Klimaerwärmung von 4,5 Grad Celsius bei einer Verdoppelung des CO₂-Gehaltes in der Atmosphäre, was zweifellos katastrophal wäre. Hauptmakel der IPCC-Theorien ist die Annahme, dass die heutige Klimaerwärmung zu 100 Prozent dem anthropogen, also dem vom Menschen verursachten CO₂-Anstieg zuzuschreiben sei. Diese Sicht ist mehr als fahrlässig. Denn bestens dokumentierte Klimafaktoren wie zyklische Schwankun-

gen der Sonnenaktivität, Vulkanausbrüche, Schwankungen der Oberflächentemperaturen der Ozeane in Zyklen von Jahrzehnten beeinflussen erwiesenermaßen das Weltklima. Sie dürften etwa die Hälfte der modernen Klimaerwärmung verursachen.

Dies zeigt nicht zuletzt der Blick in die Vergangenheit. Denn lange bevor der Mensch CO₂ verpuffte, erfuhr die Erde wärmere und kältere Perioden. So gab es zwischen 800 und 1300 n. Chr. die mittelalterliche Wärmeperiode und von 1300 bis 1850 die Kleine Eiszeit mit entsprechenden Auswirkungen für die Natur und in der Folge für die Zivilisationen. Wenig verwunderlich, versagen die Modelle der IPCC-Klimapropheten, wenn sie rückblickend das historische Klimageschehen abbilden sollten. Und als im September 2019 der verschwundene Pizol-Gletscher von trauernden Klimaaktivisten medienwirksam beerdigt wurde, wusste der Glaziologe, dass dieser Gletscher erst in der Kleinen Eiszeit geboren wurde, also ein Kind der natürlichen langfristigen Klimaschwankungen war.

Vahrenholt und Lüning befürworten durchaus das Ziel einer CO₂-ärmeren Zukunft. Mit einer Halbierung der CO₂-Emissionen bis 2100 erwarten sie eine Klimaerwärmung von moderaten etwa 1,5 Grad Celsius. Wie heute aber infolge der CO₂-Angstszenerien eine Energie- wende mit dem Brecheisen erzwungen wird, entbehrt jeglicher wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Vernunft.

Eine Billion Bäume pflanzen

Im Kapitel «Energie für eine nachhaltige Zukunft» zeigen die Autoren, wie allein mit Windkraft und Solarstrom die angestrebten Energieziele niemals erreicht werden können. Dass in Deutschland und in der Schweiz bald schon auf die CO₂-freie und damit extrem klimafreundliche Kernenergie verzichtet wird, hat politische und nicht wissenschaftliche Gründe. Denn den Katastrophen von Tschernobyl und Fukushima lagen nicht technische, sondern menschliche Fehler zugrunde. Mit dem Dual-Fluid-Kernreaktor stünde beispielsweise ein neues und inhärent sicheres Konzept zur Verfügung – mit einer tausendfach höheren Effizienz als bei den erneuerbaren Energien.

Im Buch steckt auch Ironie. Während in Europa Verbrennungsmotoren und konventionelle Kraftwerke verschwinden sollen, werden weltweit 1600 Kohlekraftwerke gebaut, die meisten durch chinesische Firmen. Und die Energie- wende in Deutschland dürfte bis 2050 etwa 7600 Milliarden Euro kosten – wobei die globalen Emissionen nur um 2 Prozent reduziert würden. Mit der bereits gestarteten Initiative, bis 2030 weltweit eine Billion Bäume zu pflanzen, liessen sich indes 25 Prozent der heutigen CO₂-Emissionen einsparen. Mit Kosten von schätzungsweise lediglich 5000 Milliarden.

Schwarzer Kanon Die skandalöse Frau

Dagmar Just

Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht.
Sitte und Sexus der Frau.
Rowohlt. 944 S., Fr. 27.90

Simone de Beauvoir: Die Mandarins von Paris.
Rowohlt. 1040 S., Fr. 17.90

Was ist der Nobelpreis gegen einen Platz auf dem Index der katholischen Kirche? Eine Branchenauszeichnung gegen die Unterschrift des Papstes auf einem Papier, das Millionen von Katholiken in aller Welt vor Höllenqualen warnt, in die ein Buch sie stürzen wird?

Die Zensurbehörde der Römischen Inquisition, später in Heiliges Offizium umbenannt, hat in den 400 Jahren ihres Bestehens unzählige Werke mit aufwendigem Prozedere geprüft. Sechstausend fand sie bedrohlich genug, um sie auf die Liste ihres «schwarzen Kanons» zu setzen. Dabei stammte der Löwenanteil von Klerikern, deren Leben damit oft zerstört war. Für die Bücher aber war es ein Ritterschlag. Oder mit den Worten des Historikers Ferdinand Gregorovius (1821–1891): «Jetzt macht der Papst für mich Reklame.»

«Bibel des Feminismus»

Mit besonders sicherem Instinkt operierten die Zensoren auf dem Feld der Literatur: So gut wie alle Schriftsteller auf ihrer Liste zählen heute zum europäischen Kanon: von Ovid und François Rabelais über Niccolò Machiavelli und Gustave Flaubert, Alberto Moravia und André Gide bis Nikos Kazantzakis und Jean-Paul Sartre. Nicht zu vergessen die Frau mit dem Turban: Simone de Beauvoir, die gleich mit zwei Werken auf dem letzten amtlichen Index landete: «Das andere Geschlecht» und «Die Mandarins von Paris».

In den ersten zwanzig Jahren ihres Lebens ist sie die Tochter aus gutem Haus: adlig, katholisch, Klassenbeste. Dann trifft sie Jean-Paul Sartre. Er ist zwei Jahre älter, 1,53 m gross und schielt, aber er hat bereits den Sex-Appeal des Genies, und damit erobert er sie. Statt einer Ehe schlägt er ihr vor: Sie beide gegen den Rest der Welt, im Bett und in der Literatur, ohne Trauschein, Treue und Kinder, bis dass der Tod sie scheidet. «Ich war überglücklich», bekennt sie, «er war das Double, in dem ich mit Erregung alles das wiederfand, wovon ich besessen war.»

Ein paar Jahre arbeiten sie weiter als Philosophielehrer in der Provinz. Dann ist die Inkubationszeit vorbei, sie sind Mitte dreissig und beginnen ihre Karriere als erstes intellektuelles Skandalpaar der Nachkriegsöffentlich-

keit. In rasantem Tempo produzieren sie Romane, Erzählungen, Theaterstücke, Essays. Alles im gleichen anarchisch-existenzialistischen Geist: «Weil der Mensch zufällig in eine Welt ohne Gott geworfen wird, ist er verurteilt zur Freiheit.» Und während das restliche Europa noch Wunden leckt und in Trümmern liegt, feiert die junge Intelligenzija von Paris zu dieser Hymne das Leben – freizügig, experimentierfroh, zukunftsstüchtig.

«Der Sturm, den wir entfesselt hatten, überraschte uns», schreibt die Beauvoir. «Wir sind ein mächtiges Paar», notiert Sartre. Der Beweis

Mit besonders sicherem Instinkt operierten die Zensoren auf dem Feld der Literatur.

kommt aus Rom. Am 27. Oktober 1948 setzt das Heilige Offizium Sartres Gesamtwerk auf den Index. Ein Paukenschlag, der allerdings fast untergeht im Trubel des Eklats, den ein Vorabdruck aus de Beauvoirs «Das andere Geschlecht» kurz zuvor ausgelöst hatte. Nach wie vor werden vor allem zwei Sätze mantraartig zitiert, wenn die «Bibel des Feminismus» (Alice Schwarzer) gefeiert wird: «Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird dazu gemacht» und «Der Mann ist das Subjekt, die Frau das Andere».



Polemik gegen die «Ehe als Falle»: Autorin de Beauvoir.

Die Kritiker dürften allerdings eher die zahllosen Tabubrüche in der 900-seitigen Kampfschrift in Rage gebracht haben – angefangen bei de Beauvoirs drastischer Polemik gegen die «Ehe als Falle» und die Schwangerschaft als Hort «für Parasiten und Sklavinnen» über ihre freimütige Schilderung sexueller Praktiken bis zu ihrem Plädoyer für Homosexualität und Empfängnisverhütung. Zehn Jahre bevor die erste Pille auf den Markt kam und verheiratete Frauen ohne Erlaubnis des Ehemanns arbeiten oder ein Konto eröffnen durften, muss sich das alles wie Faustschläge in die Magengrube des Establishments gelesen haben.

Nymphoman oder lesbisch?

Ein erbitterter Shitstorm war die Antwort. Man schimpfte sie abwechselnd «frigid» und «unbefriedigt» oder «priapisch» und «nymphoman», stempelte sie zur «Bacchus-Jüngerin», die «die Liebe zugunsten der sexuellen Freiheit zerstört» (*Le Figaro*) oder «den französischen Mann lächerlich macht» (Albert Camus), dichtete ihr Abtreibungen, Kinder, lesbische Liaisons an oder schwadronierte über ihre Vagina (François Mauriac). Doch weil auch Hasstiraden das Geschäft beleben, wurde das Buch 1953 allein in den USA eine Million Mal verkauft.

Simone de Beauvoir instrumentierte da bereits ihren nächsten Skandal. Mit den «Man-

darins von Paris» brachte sie, mit perfektem Timing, im Jahr nach Stalins Tod einen Roman heraus, der wie die Faust aufs Auge zum eskalierenden Kalten Krieg passte. In Frankreich wurde die Geschichte um die vier prominenten, promiskuitiven und prokommunistischen Helden als Buch der Stunde mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet. Dagegen schrillten in Rom, im Palazzo del Sant'Uffizio, derart die Alarmglocken, dass das – notorisch antikommunistische – Heilige Offizium beschloss, das Indexverfahren zu eröffnen: Gutachten wurden in Auftrag gegeben, das Kardinalskollegium tagte; der Sekretär des Heiligen Offiziums übergab dem Papst den Entscheid der Kardinäle, der Papst, Pius XII., prüfte die Argumente, unterschrieb das Verbot und verfügte dessen Veröffentlichung in den *Acta Apostolicae Sedis*, so dass per Dekret vom 27. Juni 1956 Simone de Beauvoirs Name und ihre zwei Hauptwerke den Index der verbotenen Bücher schmücken.

Forcierte Kunstprosa

Pia Reinacher

Dorothee Elmiger: Aus der Zuckerfabrik. Hanser. 272 S., Fr. 33.90

Die Zürcherin Dorothee Elmiger überraschte 2010 bei ihrem Debüt «Einladung an die Waghalsigen» mit einem erstaunlich experimentellen Zugriff. Das Spiel mit der Form und der Sprache war ihr schon damals wichtiger als die Konstruktion eines kohärenten Plots. Zu Recht erhielt sie für diese Courage Aufmerksamkeit. Zu Unrecht wird sie allerdings seither für das Immergleiche von der Kritik zum literarischen Ereignis hochgestemmt, ohne dass die Gründe genau benannt werden könnten; jetzt gerade wieder anlässlich ihres dritten Romans, «Aus der Zuckerfabrik», der für den Schweizer und den Deutschen Buchpreis nominiert wurde.

Skeptisch wird man erst recht, wenn zwar Bedenken vorgebracht, aber ohne Begründung sofort revidiert werden («Verkopfte Avantgarde? Ist es gerade nicht») oder zu hochfahrenden Gesamturteilen gegriffen wird («eine grosse Parabel, die alles umfasst: von der Liebe über die Religion bis zur Ökonomie»), wie wenn dieser doch recht allgemeine Freibrief nicht alles und nichts beschreiben würde.

Womit haben wir es zu tun? Zwischen Roman, Essay und Recherche flappt der Text hin und her. Er befasst sich mit dem Verführungspotenzial des Zuckers in praktischer (Dickwerden), metaphorischer (sublimierter Trieb) oder lebensangewandter Form (Fressgier, Machtgier, Lebengier, Erfolgsgier). Eingeschrieben ist dem amorphen Konglomerat

das Thema der Glückssuche, die fallieren oder reüssieren kann. Die Launen des Schicksals sind bekanntlich unergründlich – bei Dorothee Elmiger zeigt sich das in der unbestimmten Suche nach Liebe zu C. (der sich ihr ständig entzieht) und in der bestimmten Ausführung mit F., mit dem sie im Honda Accord durch Amerika nach Montauk fährt – eine allzu deutliche Anspielung auf Frischs «Montauk» inklusive dessen legendärer Liebesverwirrungen.

Unterlegt sind diesem Konzept durchaus interessante, wenn auch zersplitterte Erzählstränge: etwa die Projektion auf die berühmte Fallanalyse von Ellen West, die vom Schweizer Psychiater Ludwig Binswanger wegen einer Essstörung therapiert wurde und sich umbrachte; oder die Geschichte des Lottokönigs Werner Bruni aus Spiez, der viel gewonnen und alles verloren hat. Wie muss man sich diesen Roman beziehungsweise diesen Essay vorstellen? Als eine Collage von Kleinstpassagen, Textschnipseln, Filmverweisen, Lese Früchten, Anspielungen, wissenschaftlichen Zitaten mit Seitenangaben zur Fundstelle – keine süffige Geschichte.

Das Ganze wirkt schon nach zehn Seiten ziemlich forciert, dann wird es langweilig, schliesslich ärgerlich präventios, ohne wirklichen Erkenntnis- oder gar Lustgewinn. Wir haben es mit Kunstprosa zu tun, die um sich selber kreist. Neu sind solche Verfahren nicht, eher epigonal: Friederike Mayröcker und andere Autoren der Wiener Gruppe etwa haben schon immer auf dieser Basis experimentiert.

Die Schlüsselstelle findet sich auf Seite 123. Nachdem die Ich-Erzählerin über lange Zeit ihre Notizen, Kopien, Exzerpte in der «Zucker»-Mappe abgelegt hat, aus denen sie die Geschichte fabrizieren will, begreift sie plötzlich, dass es ein Missverständnis ist, den Erzählfaden zu entwickeln, ohne sich selbst ins Spiel zu bringen. Wohl wahr! Der Text krankt an der anästhesierenden Materialsammlung, die sich wie ein Bleigürtel um den lebendigen Kern der Ich-Erzählerin legt.

Würde dieser gesprengt, würde sich endlich das einstellen, wofür Literatur eben auch steht und womit sie den Leser berührt: Lesevergnügen, Verführung, Erkenntniswert, Emotion, Grenzüberschreitung, Originalität.



Die Bibel Beunruhigt?

Was bist du so gebeugt, meine Seele, und bist so unruhig in mir? (Psalm 42, 12) – Die bedrückte Stimmung dieses Psalmverses passt zu den absterbenden Blättern und grauen Novembertagen. Nicht zufällig gedenken die Kirchen im November ihrer Verstorbenen. In diesem Jahr sind zudem die Unwägbarkeiten der Epidemie beunruhigend. Der sonst robuste Sohn einer Bekannten wurde plötzlich mit einer Lungenentzündung ins Spital eingeliefert. Das Dasein in Wohlbehagen und Sicherheit ist erschüttert.

Der Tod und seine Wegweiser, die Krankheiten, überschatten das Leben, wie sie es schon immer getan haben. Oft handelt es sich um Rivalitäten, denn auch Viren, Bakterien und sonstige Schädlinge wollen leben. Die Aufrüstung gegen das Virus reicht von Verhaltensmassregeln über das obrigkeitliche Ausknipsen ganzer Wirtschaftszweige bis hin zur fieberhaften Suche nach einem Impfstoff. Das mag viele Seelen beruhigen. Sogar von Lebensrettung ist die Rede. «Bleiben Sie jetzt zu Hause, retten Sie Leben», liess das Bundesamt verlauten. Richtig wäre: Verlängern Sie Leben. Durch die Massnahmen wird niemand unsterblich.

Die rasche Ausbreitung des Virus war ein Nebeneffekt der weltweiten Vernetzung. Nebeneffekte haben auch die Massnahmen gegen das Virus. Durch sie werden zwar Lebensjahre gerettet. Zugleich werden viel Wertschöpfung und medizinische Behandlungsmöglichkeiten erstickt. Der Finanzwissenschaftler Bernd Raffelhüschen von der Uni Freiburg i. Br. schätzt die verlorenen Lebensjahre auf hundertmal so hoch wie die gewonnenen. Die Verluste treffen vor allem jüngere Menschen. Selbst bei einem Faktor zehn müsste der Shutdown die Seelen tiefer beunruhigen als das Virus.

Der Tod bleibt unser Begleiter. Deshalb fährt der Psalm fort: «Harre auf Gott!» Unser Leben ist in seiner Hand. Der Tod glücklicherweise auch.

Peter Ruch

Verführerisch komplex

In «Watch Dogs: Legion» sagen Hacker dem Überwachungsstaat den Kampf an – und alle können mitmachen.

Marc Bodmer

Watch Dogs: Legion. Ubisoft. Xbox One, Series X/S, Playstation 4/5, PC. Google Stadia

Ich warte hinter der Ecke. Mit meinem Handy habe ich eben die Steuerung einer Alarmanlage gehackt und lahmgelegt, doch die Wachposten patrouillieren immer noch. Als einer der Wächter gleich ums Eck steht, schlage ich zu und werde entdeckt. Schutzleute der Privatarmee Albion stürmen heran. Sie prügeln auf mich ein, schießen auf mich. Ich bin chancenlos und ziehe mich zurück. Warte. Beim nächsten Versuch bleibe ich unter dem Radar, und es gelingt mir, die Daten herunterzuladen. Mit meiner digitalen Beute treffe ich den Auftraggeber, der zufrieden ist und mir den nächsten Job gibt. Ich muss einen zu Unrecht inhaftierten Freund befreien. Doch so weit kommt es nicht. Als ich mich locker ins Auto schwinde und unachtsam wende, überfahre ich meinen Auftraggeber.

Damit hat sich auch der Einsatz der letzten halben Stunde in Luft aufgelöst. Und mein Ruf und jener der Hackerorganisation haben Schaden genommen – die Welt von «Watch Dogs: Legion» ist nachtragend. In diesem vom Brexit angeschlagenen London der nahen Zukunft hat die Regierung nach einer Serie von Bombenattentaten eines Endzeit-Guy-Fawkes, der sich den Namen Zero Day gegeben hat, die Privatarmee Albion damit beauftragt, Ruhe und Ordnung in die Themse-Stadt zu bringen.

Unberechenbare Kettenreaktionen

Im Nu hat Albion einen Überwachungsstaat aufgebaut: Drohnen und Mannschaftswagen zirkulieren durch die Gassen und Hinterhöfe auf der Suche nach Mitgliedern der aufmüpfigen Hackergruppe Dedsec, die für die Anschläge verantwortlich gemacht wird. Doch so einfach ist das nicht, denn in «Watch Dogs: Legion» können alle Figuren im Spiel als Mitglieder von Dedsec rekrutiert werden. Und mit dieser Möglichkeit bricht der jüngste Titel des französischen Publishers Ubisoft mit einer Tradition, die so alt ist wie das Videogame-Geschäft: In «Watch Dogs: Legion» kann

man nicht nur eine Figur steuern, sondern alle – ausser den Gegnern natürlich.

Mit dieser Ansage, die Creative Director Clint Hocking bereits vor fünf Jahren gemacht hatte, nahm eines der ehrgeizigsten Game-Projekte aller Zeiten seinen Anfang. So stehen denn am Anfang von «Watch Dogs: Legion» nicht die üblichen Männlein und Weiblein zur Auswahl, sondern ein Dutzend Bürgerinnen und Bürger der britischen Metropole: Da ist der Elektriker, der Rugby-Spieler, ein Arbeitsloser, eine Influencerin, eine Kosmetikerin und ein schmieriger Serial-Unternehmer. Ich entscheide mich für den Geschäftsmann, da er über gute Kontakte zur Polizei verfügt. Wenn er Teil des Dedsec-Teams ist, kommen andere Mitglieder schneller wieder aus der Haft.

«Watch Dogs: Legion» ist das dritte Kapitel der «Watch Dogs»-Serie, die 2014 erstmals die Hackergruppe Dedsec losschickte, um ein über-

Der Chefprogrammierer empfiehlt: «Pass auf, wem du das Leben zur Hölle machst.»

mächtiges Computernetzwerk in Chicago zu bekämpfen. Damals schlüpfte man in die virtuelle Haut des Hackers Aiden. Zwei Jahre später folgte «Watch Dogs 2», die Handlung wurde nach San Francisco verlegt. Hier galt es, mit Hacking-Angriffen des Helden Marcus die Kor-

ruption des FBI und von Silicon-Valley-Unternehmen offenzulegen.

In Teil drei kommen nun in London verschiedene Handlungsfelder und Widersacher zusammen: der oder die mysteriöse Zero Day, die faschistoide Privatarmee Albion, die Unterweltkönigin Mary Kelley, die vor Menschen- und Organhandel nicht zurückschreckt, und die junge Tech-Unternehmerin Skye Larsen, die Unsterblichkeit verspricht, indem sie die Hirne von Menschen in ihr Projekt «Daybreak» hochlädt.

Diese vielfältige Ausgangslage bringt es mit sich, dass jede Handlung möglicherweise eine Kettenreaktion auslöst, deren Folgen schwer abzuschätzen sind. So erklärt Chefprogrammierer Christopher Dragert: «Ich habe einmal im Spiel eine interessante Frau angetroffen, die zur Mannschaft gepasst hätte.



Gläserne Menschen:



Ablenkungsmanöver: Wachen attackieren eine gehackte Drohne.



Stärken und Schwächen der Londoner.

Dabei habe ich festgestellt, dass sie erpresst wird.» Um das Vertrauen der Kandidatin zu gewinnen, schlägt Dragerts Figur den Erpresser spitalreif, nur um zu merken: «Das Profil des Erpressers war noch viel interessanter.» Aber nach diesem Erlebnis hat der Verprügelte natürlich ein schlechtes Bild von Dedsec und lässt sich nicht mehr rekrutieren. Darum empfiehlt Christopher Dragert: «Pass auf, wem du das Leben zur Hölle machst.»

London wurde nicht zufällig als Schauplatz gewählt. Die Stadt verfügt über die höchste Dichte von Überwachungskameras im öffentlichen Raum. Und sie ist ein Schmelztiegel der Kulturen und Klassen. «Historische und moderne Immigration prägen London», sagt der Artdirector Patrick Ingoldsby. Er und sein Team besuchten London, um die verschiedenen Stadtteile und Viertel zu ergründen. Ins Spiel eingeflossen ist auch die Demografie der Stadt, mit verschiedenen Einkommensverhältnissen und ethnischen Minderheiten.

Unterschiedliche Dialekte

Das spiegelt sich in den unzähligen Figuren wider, die «Watch Dogs: Legion» bevölkern. Das Handy stellt eine Verbindung zu jedem und allem her. Über den Köpfen der Spielfiguren erscheint ein Kurzprofil mit Name, Beruf, besonderen Fähigkeiten, Verbindungen und anderem mehr. All diese Informationen werden von Algorithmen abgewogen, damit die Figuren einer Logik folgen. Wenn sich zum Beispiel ein Paar gern in einem Restaurant trifft

und der Mann stirbt, wird die Frau nicht länger in dieses Restaurant gehen. Stattdessen wird man sie auf dem Friedhof, trauernd am Grab ihres Gatten, finden.

Nicht nur die Verhaltensweisen der Bewohner dieses No-Future-London sind faszinierend. Sie sprechen auch unterschiedliche Dialekte oder haben verräterische Akzente. Damit diese Vielfältigkeit auch glaubwürdig ist, hat die Stimmenverantwortliche Natalia Hinds rund hundert Schauspielerinnen und Schauspieler angeheuert. Hinds selber hat jamaikanische Wurzeln und lebt in Südlondon: «Die Schauspieler sprechen mit ihrer eigenen Stimme. Es ist ein unglaubliches Gefühl, wenn man so in einem Computerspiel wiedergegeben wird.» Da weit mehr als hundert Gestalten die Strassen bevölkern, wurde zu einem technischen Trick gegriffen. Über eine Stimmenmodulation konnten die gesprochenen Sätze so verändert werden, dass neue Stimmen entstanden. Und zu reden gibt es genug: Das Drehbuch umfasst rund zwei Millionen Wörter! Zum Vergleich: Tarantinos Meisterwerk «Pulp Fiction» hat 27 500 Wörter.

Auf der visuellen Ebene wurden Sehenswürdigkeiten wie der Big Ben oder das Wahrzeichen des Finanzdistrikts, «The Gherkin», präzise rekonstruiert. «Watch Dogs: Legion» lebt von Details. So kann anhand der Graffiti und Tags an den Häusermauern abgelesen werden, wie hoch der Grad der Überwachung ist. «Wenn es überall Überwachungskameras, Touristen und Polizei hat, reicht die Zeit

knapp dafür aus, einen Sticker zu platzieren», sagt Street-Artist D*Face, der als Berater beigezogen wurde. Camden zeichnet sich durch einen Neon-Punk-Look aus, während in Brixton der Afro-Hintergrund spürbar ist.

Wer in ein Spiel wie «Watch Dogs: Legion» einsteigt, sieht sich mit einer ähnlichen Situation konfrontiert, wie wenn er sich auf ein literarisches Epos von mehreren hundert Seiten einlässt. Das hat man auch nicht in ein paar

*Zu reden gibt es genug:
Das Drehbuch umfasst
rund zwei Millionen Wörter.*

Stunden gelesen. Man muss bereit sein, sich auf diese Welt einzulassen. Das kann etwas Überwindung brauchen, aber der Einsatz lohnt sich.

Mit «Watch Dogs: Legion» ist die Serie dort angekommen, wo sie immer hinwollte: Alle können Helden sein. Ob Obdachloser, Banker, Bauarbeiter oder Grossmutter – alle verfügen über eine besondere Eigenschaft, die in einem bestimmten Setting nützlich sein kann. Es ist grossartig, wenn ich einer Figur zum ersten Mal begegne und aus ihrem Kurzprofil erfahre, dass sie Dedsec gegenüber negativ eingestellt ist, weil ihr Bruder von einem Mitglied der Hackerbande verletzt wurde – möglicherweise ein weiteres Opfer meiner etwas unkontrollierten Rasereien durch den Finanzdistrikt.

Bei all diesen Möglichkeiten und der verführerischen Komplexität kann ich ein Auge zudrücken, wenn das Game manchmal an alltäglichen Banalitäten strauchelt. Wenn zum Beispiel mein Kerl oben ohne durch London latscht und Leute anquatscht, kümmert das keinen; oder wenn die gleiche Figur, die eben locker über einen mannshohen Zaun kletterte, an einem kniehohen Mäuerchen scheitert. In diesen Momenten werde ich daran erinnert, dass ich in einem Spiel bin. Doch dies ist ein kleiner Preis, den man für ein packendes Erlebnis zahlt. Und «Watch Dogs: Legion» ist auch UbiSofts erstes Game, das mit einer klaren politischen Ansage aufwartet, die Clint Hocking so zusammenfasst: «Es gibt autoritäre Menschen, und wir sind gegen sie.»

Mit «Watch Dogs: Legion» hat der französische Game-Hersteller viel gewagt und übt in seiner dystopischen Zukunftsvision von London in bester Science-Fiction-Tradition Kritik an der heutigen Gesellschaft. Durch den «Alle können Helden sein»-Ansatz und dessen Implikationen macht das Spiel klar, dass es keinen Sinn hat, auf einen Retter zu warten.

Oder wie Creative Director Hocking sagt: «Wir müssen alle zusammenarbeiten und versuchen, das, was aus dem Ruder läuft, wieder in richtige Bahnen zu lenken.» Oder mit den Worten der Dedsec-Chefin: «It is time to unfuck London!»



Etwas gar viel Schulfernsehen: Dimitri Stapfer, Max Hubacher und Annina Walt in «Frieden» (v. l.).

Fernsehen Fendant statt Champagner *Christoph Mörgeli*

Frieden (CH, 2020)

Regie: Michael Schaerer. Drehbuch: Petra Volpe.
Mit Annina Walt, Max Hubacher, Dimitri Stapfer.
Sechsteilige Serie auf Play Swiss

Das zweifelhafte SRF-Geburtstagsgeschenk zum Achtzigsten von Christoph Blocher bildet die Dok-Sendung «Dunkle Helfer nach dem Zweiten Weltkrieg». Die damit verbundenen Schlagzeilen liessen die Leutschenbach-Herzen höher schlagen: Auschwitz, Kriegsverbrecher, Ems-Chemie, Blocher. Worüber die Dokumentation dann berichtete, war die Geschichte des deutschen Chemikers Johann Giesen, in der Nazi-Zeit Direktor der IG Farben, die auch KZ-Zwangsarbeiter ausbeutete. Giesen wurde in Nürnberg nie angeklagt und später von den Alliierten weiterbeschäftigt. Der einflussreiche SP-Politiker Robert Grimm vermittelte den Kontakt von Ems-Gründer Werner Oswald zu den Pionieren der deutschen Kunstfaserproduktion.

Der Dok-Film verschweigt, dass Werner Oswald Mitglied jener «Offiziersverschwörung» war, die 1940 unter allen Umständen den «totalen Staat» bekämpfen und die «unbedingte Achtung vor der Einzelpersonlichkeit» auf-

rechterhalten wollte. Die Gruppe erwog sogar, den Bundesrat zu verhaften, falls er mit Hitler-Deutschland konspirieren sollte. Christoph Blocher – nicht gerade als Angeklagter, aber als Auskunftsperson vorgeladen – wird eingangs in düsteres Halbdunkel gerückt und hat am Schluss wieder im Dunkeln zu verschwinden. Statt als Nachgeborener den Firmengründer von Ems für alle Sünden verantwortlich zu machen, verteidigt Blocher damalige Verantwortungsträger wie Oswald und Grimm. Unaufgeregt und wohlthuend bodenständig kommentiert die Historikerin Regula Bochsler; es bleibt nicht unerwähnt, dass die USA ohne Nazi-Forscher nicht auf dem Mond gelandet wären.

Verfilmter Bergier-Bericht

Die Dok-Sendung über die Ems-Chemie bildet den Plot, gewissermassen das *amuse bouche*, zur aufwendigen SRF-Serie «Frieden» von Petra Volpe und Michael Schaerer. Auch in diesem Sechsteiler geht es um eine Fabrik, der ein Nationalrat 1945 die Staatsaufträge entzieht und ein neues Geschäftsfeld empfiehlt. Dieses findet sich in der Kunstfaser, wobei der für die Herstellung eingekaufte Chemiker für die Nazis tätig war. Ohne Zweifel standen die Dok-Macher rund um Hansjörg Zumstein in intensivem Kontakt mit der «Frieden»-Crew.

Wie meist bei der Verfilmung historischer Stoffe offenbart das Produkt manches über die Zeit, in der es entstanden ist. So steht es heute bezüglich militärischer Gradkenntnisse

nicht mehr zum Besten: Im Schrank von Oberleutnant Egon Leutenegger liegt die Mütze eines Oberstleutnants. Eine motorradfahrende, investigative Emanze darf nicht fehlen. Und die Geschichte rund um die Fabrikantenfamilie Frey erinnert an einen verfilmten Bergier-Bericht; sie bietet im Gestus der «Aufarbeitung» etwas gar viel Schulfernsehen. Der wirtschaftlich tätige Teil der Familie Frey handelt zwielichtig, träumt von einer grossen industriellen Zukunft und lässt sich zur Erreichung dieses

Facettenreicher als die etwas plumpe Industriegeschichte ist der Umgang mit den 374 «Buchenwaldkindern».

Ziels mit Verbrechern ein. Doch der Nazi wird, zur Beruhigung des Gewissens, kalt abserviert, sobald man sein Produkt nutzbar gemacht hat.

Psychologisch facettenreicher als die etwas plump skizzierte Industriegeschichte ist der Umgang mit den 374 «Buchenwaldkindern», die im Juni 1945 in die Schweiz einreisen durften. Entgegen den Schweizer Erwartungen handelte es sich grossmehrheitlich um junge Erwachsene aus Polen – und ausschliesslich um Juden. Sie wurden anfänglich in Quarantäne genommen und militärisch bewacht, was für eben dem Konzentrationslager entronnene Jugendliche genauso falsch war wie das Frühaufstehen zwecks Erziehung zu Disziplin und Ordnung. Von den nachweislichen



Film Lebenswerte Zukunft

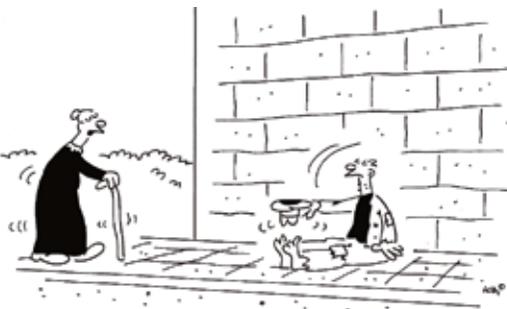
Marie-Claire Graf

«I Am Greta». Regie: Nathan Grossman.

Der schwedische Filmemacher Nathan Grossman begleitete Greta Thunberg und ihre Familie von Anfang an, vom ersten Streik vor dem schwedischen Parlament bis hin zur Klimakonferenz in New York. So gelang es ihm, mit dem Film «I Am Greta» einen Einblick in das private und mehr und mehr öffentlich werdende Leben der jungen Schwedin zu geben. Es ist ein intimer Blick hinter die Kulissen, sei es zu Hause, mit ihren Hunden, in der Schule, mit der Familie, bei Klimastreiks, Kundgebungen, Pressekonferenzen, Reden vor den Vereinten Nationen, aber auch mit anderen Klimaaktivisten. Manchmal fühlt man sich wie mittendrin, erlebt jedoch das Geschehen aus Thunbergs Perspektive. Grossman hat auch einige subtile Aspekte aus ihrem Leben mit einbezogen, die den Grundstein für ihre Leidenschaft legen. So liebt sie offensichtlich Hunde und Pferde, und man erkennt eindeutig ihre tiefe Verbundenheit und Liebe zur Natur. Anfänglich schüchtern und sozial isoliert, verbindet sie sich durch ihre Klimabewegung mit gleichgesinnten jungen Menschen und findet ihren Platz in der Welt – eindeutig getrieben, etwas zu bewegen.

Interessant ist auch die Beziehung zu ihrem Vater. Svante Thunberg begleitet und unterstützt sie auf ihren vielen Reisen. Er ist ein sympathischer Charakter, macht sich aber auch Sorgen um sie und versucht sie zu beschützen. Es gibt Momente, in denen der Teenager den Vater wegscheucht – wie es Teenager eben tun.

Auch zeigt der Film eindrücklich Hochs und Tiefs für Greta. Es gibt viele Herausforderungen wie beispielsweise die ausgedehnten Reisen, die Unterbrechung ihres «normalen Lebens», die Balance mit der Familie, der Druck der Medien, die Trolle in den sozialen Medien, die Be-



„Schön, dass es noch jemand gibt,
der beim Grüßen den
Hut abnimmt...“

gnungen mit führenden Persönlichkeiten der Welt, das Sprechen auf grossen Konferenzen, ganz zu schweigen von der Realität der Untätigkeit in Bezug auf den Klimawandel. Die sich rasend schnell wandelnde Ausgangslage und die erfolgreiche Ausbreitung der Streiks werden im Film wiedergegeben, jedoch in stark verkürzter Form.

Im Lauf der Zeit und des Films kann man Gretas wachsende Enttäuschung über die politischen Entscheidungstragenden beobachten, die sagen, dass sie sie unterstützten – und dann nichts tun. Ihre Reden und Aussagen werden immer prägnanter. «Wir sind nicht auf die Strasse gegangen, damit Sie sich mit uns fotografieren lassen und uns sagen, dass Sie bewundern, was wir tun», heisst es an einer Stelle.

Emotional und direkt

Gegen Ende des Films unternimmt sie die mehrwöchige Reise über den Atlantischen Ozean zur Teilnahme am Klimagipfel bei der Uno in New York. Der Druck und die Anstrengungen fordern ihren Tribut. «Ich will

Immer wieder erwähnt Thunberg, dass man sich auf die Klimakrise konzentrieren soll und nicht auf sie.

das alles nicht tun müssen. Es ist zu viel für mich», schluchzt sie. An dieser Stelle wird klar, warum sie bei dieser Rede vor der Uno – ihrem wohl berühmtesten Auftritt – so emotional und direkt war.

Immer wieder erwähnt Thunberg, dass man sich auf die Klimakrise konzentrieren soll und nicht auf ihre Person. Doch ob es ihr gefällt oder nicht, die Welt ist fasziniert von ihr, und ebenso prominent ist ihre Persönlichkeit im Film. Vielleicht, weil sie beim Thema Klima so scharf und wortgewandt ist. Vielleicht, weil sie die künftig betroffene Generation repräsentiert und die derzeit bestimmende mahnt. Vielleicht, weil die Welt sich einen Wandel sehnlichst wünscht, nachdem sie jahrelang in Sachen Klima nirgendwo hingekommen ist. Dass nur wenig andere Klimastreikende zu Wort kommen, schadet dem Film nicht, gibt aber die Diversität und das weltweite Engagement nicht wieder.

Wir stehen an einem Wendepunkt in der Menschheitsgeschichte, und das Erkennen einer so einflussreichen Stimme für die Bekämpfung der Klimakrise und für eine lebenswerte Zukunft ist an diesem Punkt so bedeutsam wie noch nie.

Marie-Claire Graf studierte Politik- und Umweltwissenschaften an der ETH und Universität Zürich und ist das Gesicht der Schweizer «Fridays for Future»-Bewegung. Sie traf Greta Thunberg mehrfach, erstmals 2018 an der Weltklimakonferenz in Kattowitz.

antisemitischen Beschimpfungen seitens der Militärs ganz zu schweigen. Manches an der Organisation und der Versorgung verlief chaotisch. Überzeugend gezeichnet im Film ist der Heimleiter, zuerst überfordert und anscheinend hartherzig, später fussballspielend und schliesslich beim Abschied von den Jungen herzlich umarmt.

Der Wunsch der «Buchenwalder», sie möchten zusammenbleiben, kollidierte mit den Werbebesuchen jüdischer Organisationen, die mit Palästina (und Nahrungsmitteln) lockten. Spannend ist auch die Konstellation, dass junge Betreuerinnen ehemalige KZ-Insassen leiten sollten, die im Kampf ums nackte Überleben weit mehr Lebenserfahrungen gesammelt und ein viel selbständigeres Leben geführt hatten. Unstatthaft ist die Geschichtsklitterung vom Selbstmord eines kleinen Jungen, einzig zum Ziel der Dramatisierung. Dagegen sind drei junge Männer der Tuberkulose erlegen; ein wichtiges Thema, das den Film leider nicht interessiert.

«Champagner haben wir hier nicht», erklärt missmutig ein Berner Wirt hinter der Theke. Auf die Frage, was in seinem Angebot dem Champagner am ähnlichsten sei, antwortet er: «Fendant.» Wie Fendant konsumiert sich denn auch die Serie «Frieden». Über grosse Teile süffig, manchmal etwas trocken. Die Serie ist kein Champagner, der prickelt und perlt. Aber solides Schweizer Schaffen, das packt und problematisiert. Und manchmal auch ein bisschen predigt.



Gallige Reime zum Mitgrölen: Die Ärzte.

Pop Musikalische Arschbombe

Thomas Wördehoff

Die Ärzte: Hell. Hot Action Records

Alle Jubeljahre werfen Die Ärzte ein neues Album auf den Markt. Das ist so sicher wie die Ankündigung einer allerletzten Stones-Tour. Die Ärzte sind noch echte deutsche Wertarbeit, gegründet 1982, als Kohl endlich Kanzler wurde, E. T. in die Kinos kam und Abba getrennte Wege gingen, eine kleine Ewigkeit ist das also her. In dieser Ewigkeit hat sich das Berliner Trio gelegentlich getrennt und sich wieder zusammengerauft, mehrmals umbesetzt, aber der letzte Neuzuwachs (der Bassist) ist jetzt auch schon seit 1993 dabei.

Musikalisch kann man sie zu den Ausläufern des Punk zählen. Die knüppelharte Kaputtstrategie der Sex Pistols oder auch der Einstürzenden Neubauten war nie ihr Ding, denn die Ärzte und ihr Fun-Punk brachen bereits kurz nach ihrer Gründung in Richtung

New Wave auf. Während der Punk eine Zeitlang mit Pogo, Sicherheitsnadeln und grimmigen Flüchen Omis und Studienräte in Schockstarre versetzte, begannen die Ärzte lärmend, aber mit bösem Humor gegen den zunehmenden Stumpfsinn und die immergleiche Randalie der Szene zu piesacken («Wenn euer Lieblingslied in den Charts ist / Das hat so den Coolnessfaktor von einem Gartentraktor / Ist das noch Punkrock?»). Das Rezept ihrer Songs war harmlos, aber wirkungsvoll und funktioniert bis heute nach allen Seiten: gallige Reime zum Mitgrölen, robuste Gitarrenriffs, knackige Drums und breites Grinsen – fertig ist die musikalische Arschbombe. Irgendwen trifft's immer.

Nun also Album Nr. 13. Schon der Auftakt von «Hell» liess ziemlich jeden smarten Marketing-Profi alt aussehen. Denn als am 23. Oktober die Sound-Signation der deutschen ARD-«Tagesthemen» ansetzte, war klar: An diesem Abend lief irgendetwas anders. Die morseähnlichen Piepser kamen nicht wie üblich von der Festplatte, sondern wurden live im Studio performt: «Hier ist das Ärzte Deutsche Fernsehen mit den <Tagesthemen>», kalauerte der Off-Sprecher ungerührt und sonor – diesmal über die knarrenden Riffs von Gitarre, Bass

und Schlagzeug. Vordergründig ging es dann um das Thema Kultur und Lockdown, doch die Herren aus Berlin verkündeten im Interview beiläufig auch eine frohe Botschaft: Das neue Album der Ärzte ist da – wer hätte das gedacht!

Das lange Warten hat sich gelohnt. Auf «Hell» wackeln die Verse, bis der Duden schmilzt: «Hey Siri! Erzähl mir über Sex mit Alexa / Die tut so prüde, das macht die doch extra / Und in Wirklichkeit ist sie 'ne echte

«Hey Siri! Erzähl mir über Sex mit Alexa / Die tut so prüde, das macht die doch extra.»

Drecksä ... / Uh, der Reim war schlecht, beschwer dich beim Texter / Es gibt nicht viele Reime auf «Alexa.» Nerven braucht man für das Album schon – zumindest aber einen belastbaren Humor.

Besonders rechtsnationale Herren könnten empfindlich reagieren, wenn sie gezwungen wären, Titel wie etwa «Woodburger» zu hören. Schnell kommt der Vier-Minuten-Foxtrott (nein, Scherz, es ist kein Foxtrott!) rau zur Sache und will's ganz direkt wissen: «Wo kommen all

die zornigen Männer her / Mit ihrer panischen Angst vor Analverkehr?» Auch tagespolitische Fragen werden in geschmeidige Reime überführt, etwa: «Was haben Boko Haram gemein / Mit rechtspopulistischen Volkspartein?» Doch die Ärzte wären nicht die Ärzte, wenn sie nicht schon eine probate Therapie im Köfferchen hätten: «Ich trete ein in die AfD und dann werd' ich ... Schwul, schwul, schwul, schwul / Schwul, schwul, schwul, schwul» – das wird dann mit wohlklingend tiefergelegter Stimme noch zwölfmal in der Dunkelkammer geraunt, bis man die Zunge ganz, ganz dicht am Ohr spürt.

Ob sich allerdings derart einfühlsame Strategien im friedlichen politischen Wettkampf zukünftig durchsetzen, wird sich vermutlich erst in der nächsten Legislaturperiode herausstellen. Sicher ist, dass es die Ärzte sofort auf Platz eins der deutschen Charts schafften. In der Schweiz drang «Hell» auf Platz zwei vor. Übrigens sind bislang weder Protestnoten noch interessierte Kommentare von AfD oder Schwulenvertretungen bekannt. Politisch korrekt ist das geplante Ärzte-Heilverfahren jedenfalls nicht, denn hier werden zwei Gruppen gegeneinander ausgespielt, deren bilaterale Sympathiewerte bislang noch gar nicht untersucht wurden. Man wird wohl die ersten Begegnungen abwarten müssen.

Klassik

Auf Mozarts originaler Geige

Manuel Brug

Christoph Koncz, Les Musiciens du Louvre:
Mozart's Violin – Die 5 Violinkonzerte.
Sony Classical/Sony Music

Ein Geiger meldet sich mit einem Paukenschlag in der CD-Welt. Oder sollte man eher sagen: mit einem äusserst besonders klingenden Violin-Arpeggio? Man kannte bisher Christoph Koncz, den Wiener Musiker mit ungarischen Wurzeln, eher als einen wachen, soliden Instrumentalisten der zweiten Reihe. Zwar spielte – und geigte – er 1998 mit Perückenopferl das Wunderkind Kaspar Weiss in dem für seine Musik Oscar-gekrönten kanadischen Spielfilm «The Red Violin», in dem die Geschichte einer Geige durch die Jahrhunderte nachgezeichnet wird.

Doch seither hat man den Stimmführer der zweiten Violinen der Wiener Philharmoniker vor allem als feinen Kammermusiker neben Andreas Ottensamer oder Renaud Capuçon wahrgenommen. Dabei dirigiert Koncz schon länger und ist auch solistisch tätig. Jetzt aber ist dem 33-Jährigen ein Coup geglückt. Mit den Musiciens du Louvre, deren Erster Gastdirigent er ist, hat er die fünf Mozart-Violinkonzerte

aufgenommen. Und zwar erstmals auf jener Mittenwalder Geige, auf der sie mindestens zum Teil wohl auch von Mozart selbst uraufgeführt wurden. Schliesslich hat Vater Leopold Mozart eine bis heute gültige Geigenschule verfasst und darauf geachtet, dass sein Donnerblitzbub auch auf diesem Instrument exzellierte.

Weich klingender Orchesterton

Seit 1956 besitzt das Salzburger Mozarteum diese Geige (neben der Kindervioline und einem jüngeren italienischen Modell), deren Provenienz lückenlos ist. Mozarts Violinsonaten wurden damit schon Anfang der neunziger Jahre aufgenommen, nun aber als Premiere die Konzerte. 2012 durfte Koncz das Instrument erstmals spielen, seither ist die Liebe stetig gewachsen. Ein besonderer Moment auch für ihn, der sonst immerhin als



Dienstgeige eine Stradivari aus der «goldenen Periode» in der Hand hält.

Schmeichelhaft und sanft klingt hingegen das komplett original erhaltene, gut gepflegte Salzburger Stück, das sonst im Mozarteum-Tresor ruht. Bestens fügt es sich in den weich klingenden Orchesterton ein. Erst einmal musste es, weil es nur sehr selten benutzt wird, wieder warmgespielt werden. Die Geige dankt es mit einem hellen, silbrigen Klang besonders auf den beiden hohen Saiten. Christoph Koncz pflegt als Solist wie als Dirigent eine ausgleichende Hand, der Schönklang, die unaufgeregte Tempobalance seines Wiener Hausorchesters sind ihm Verpflichtung. Und doch hat dieser Mozart strahlend blitzende Temperamentslichter und einen angenehm drängenden Drive. So ist auch dies eine Art von Authentizität, selbst ohne Darmsaiten.

Jazz

Monk mit dem Tropfenzähler

Peter Rüedi

Vera Kappeler: M: Monk. Klactovee Edition.
Anuk Label Klacto 4.

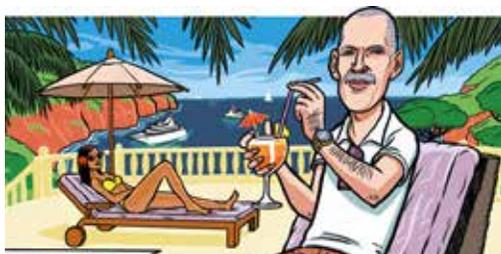
Aus dem Spiegel blickt nicht immer der heraus, der in ihn hineinschaut, und der Berg trägt das seine bei zum Echo, das er zurückwirft. Vera Kappeler (1974 in Basel geboren) ist unter den Schweizer Jazzpianisten/-innen zweifellos eine der eigenwilligsten Persönlichkeiten, originell oder besser original bis an die Grenzen zum Kauzigen oder Verschrobene(n) (sie spielt gelegentlich das Harmonium, beschäftigt sich auch schon mal mit Volksmusik).

Da wundert es wenig, dass sie aus dem weiten Panorama der Jazzgeschichte seit vielen Jahren Thelonious Monk zu ihren Hausgöttern zählt, der zeit seines Lebens als Komponist, als Pianist und in seiner Lebensführung der Aussenseiter schlechthin war – in einem Mass, wie wir es uns heute, da er von seinen Nachgeborenen als Klassiker vereinnahmt wird wie kein anderer seiner Generation, kaum mehr vorstellen können. Ein Genie in seinen geballten, konzentrierten, ebenso anspruchsvollen wie lapidaren Kompositionen, als Instrumentalist Vertreter einer erratischen pianistischen Art brut und während seiner Konzerte mit seinen bizarren Tänzen um das vorübergehend verlassene Instrument herum eine skurrile, aber immer glaubwürdige Erscheinung. Die Entfernung vom Instrument war keine Show, vielmehr Ausdruck seines extremen Essenzialismus: Zuweilen schien es, als wäre ihm die Tastatur zu heiss für eine Berührung.

Solches, versteht sich, hütet sich Vera Kappeler zu imitieren. Auch vermeidet sie weitgehend die Wucht von Monks kantiger Pianotechnik. Der Spiegel von zehn originalen Monk-Kompositionen wirft uns ein ebenso irritierendes wie faszinierendes Doppelporträt zurück, eine Art Selbstbildnis von Kappeler als Monk (oder umgekehrt), schräg, sperrig, aber schwebend; den gespreizten Gestus des Meisters womöglich noch weiter dehnend.

Aus der Distanz bemüht sich Kappeler, für den bald vierzig Jahre nach seinem Tod so oft in eine vermeintliche Selbstverständlichkeit gerissenen Solitär die alte Fremdheit zurückzuerobern, indem sie ihn weiter ausdünnert oder mit bröckelnden Ritardandi dehnt: Monk mit dem Tropfenzähler gewissermassen. Oder, wie im Fall seines Hits «Monk's Mood», ins Spieldosenregister transportiert. Monk wird buchstabiert, Schritt für Schritt («Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg», Goethe, aus dem Gedicht «Mignon»). Verfremdung, *ma con amore*.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Im Klub

Mark van Huissingeling

Vergangene Woche ging ich aus in Zürich, unter anderem fast in einen Klub mit Namen Supermarket («Supi», *for friends*). Aber, wie geschrieben, nur fast; Nachtclubs sind pandemiebedingt geschlossen, Sie erinnern sich, für unbestimmte Zeit, leider.

«Papa, wer waren die Stone Roses?», stand vor zwanzig Jahren auf dem Cover des *New Musical Express*. Die Zeile sollte versinnbildlichen, wie flüchtig Popkulturphänomene sind: gestern die Allergrössten für immer (in den jungen Augen der Anhänger eines bestimmten Genres jedenfalls), heute vergessen, inexistent. «Papa, was waren Klubs?», fragt mein Sohn, bald vierjährig, vielleicht später mal, wenn das so weitergeht.

Wie erklärt man's dem Kinde? Der erste Klub, in dem ich war, war «Les Bains» in Paris, das Jahr war 1984. Zuvor war ich in Diskotheken gewesen, im «Babalu» in Bern, im «Frisbee» in Neuenburg oder im «Macumba» in Freiburg ... Ein Unterschied war, dass man in Discos reinkam, wenn man Eintritt bezahlte (und keine Turnschuhe anhatte) – als allein gehender Mann in einen Klub reingelassen zu werden, war eine andere Geschichte. Im «Les Bains» funktionierte es (weshalb, wurde nie ganz klar; macht nichts, *whatever works*). Roman Polanski war auch dort, Grace Jones ebenfalls, und viele Mannequins, wie sie damals hiessen.

Namedropping ist eine feine Sache, bringt am Ende der Nacht aber wenig, einverstanden. Wenn wir's davon haben, die Essenz von Klubs besteht aus drei Dingen: Sex (oder die Möglichkeit dazu), Drogen/Alkohol sowie Business (dito, das Ganze auch in Kombination; kann man das dem Sohn zumuten, oder sagt man besser: «Frag Mami?»). Menschen, die behaupten, sie nähmen des Tanzens sowie ihrer

Freunde wegen am Nachtleben teil, sind Mädchen oder nicht ehrlich. Allenfalls meinen sie Partys, an denen gute DJs spielen, dann ist's was anderes – aber als Kolumnist soll man vereinfachen und übertreiben.

1993, damals bereits Journalist (na ja, Volontär), war ich in New York, wo zu dieser Zeit «The Tunnel» angesagt war, von dem ich in Bret Easton Ellis' Roman «American Psycho» gelesen hatte. Doch vor der Türe zum Klub in einem ehemaligen Frachtbahnhof war Endstation für mich, so sah's aus – «Not your night, sorry, pal». Worauf ich mich an die «Einladung» von H. R. Giger, den ich zuvor in Burgdorf anlässlich seiner Ausstellung befragt hatte, erinnerte: «I'm with Mr. Giger, the alien-creator.» Das klapperte, ich durfte hinein, tatsächlich, und fand seinen Tisch, an dem später in der Nacht die von ihm angekündigte Deborah «Blondie» Harry – «D'Debbie chunt au no» – Platz nahm.

Ende 1990er /Anfang nuller Jahre lernte ich in London, dass Klubs dort möglicherweise die härtesten Türen haben, wie man sagt. Sich vorzudrängen und zu rufen: «Ich will einen Tisch für sechs, stellt Dom P. kalt, meine Model-Freundinnen sind unterwegs», *doesn't cut it*, bringt's nicht. Weil das schon zehn Söhne von Wüstensöhnen sagten – und es bei denen sogar stimmte. Das heisst, falls man unbedingt reinwollte, musste man nachmittags anrufen (lassen) und mitteilen, man habe eine schwarze American Express Cen-

Namedropping ist eine feine Sache, bringt am Ende der Nacht aber wenig.

turion und unterschreibe den Kreditkarten-Slip blanko; meine Quelle war der Chef des «Chinawhite», seinerzeit einer *der Klubs der Stadt*.

Im «Annabel's» half nicht mal das, man musste *member* sein, um die Treppe hinab in das Untergeschoss in Mayfair betreten zu dürfen. Wo man auf (verarmte) britische und (reiche) europäische Gentlemen mit «lady friends» oder, falls noch nicht volljährig, «fresh faces» genannter weiblicher Begleitung traf. Und lahme Musik hörte. Einmal habe ich Bryan Ferry dort gesehen, wir beide drückten den Altersschnitt der Herren.

In Zürich gab's keine solchen Klubs. Eine Geschichte immerhin, die man immer wieder hört, geht so: Nach seinem Auftritt im Hallenstadion

sei Prince ins Lokal mit der härtesten Türe der Stadt gefahren worden, ins «Roxy». Und dort zwischen zwei Zwei-Meter-Personenschützern am Rand der Tanzfläche gestanden – doch Zürich beziehungsweise die «Roxy»-Gäste hätten sich verhalten, als sei kein Star im Haus (ausser ihnen selbst) ... Die Story ist gut, zu gut fast, doch sie stimme, sagte mir eine Besucherin, die dort war.

Ich hoffe, dass ich meinem Sohn nicht erklären muss, was Klubs waren. Sondern dass möglichst viele die Pandemie überleben werden. Und, bevor ich's vergesse, die Stone Roses waren die grösste britische Band der Welt in den 1990ern.



UNTEN DURCH

Badewanne

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno findet es unmännlich, in einer Badewanne zu baden. Er sagt, die meisten Badewannen seien für Männer zu kurz, so dass man mit angezogenen Beinen darin hocke, und das sehe komisch aus, so als sitze ein Riese in einer Schuhschachtel. Die Beine auszustrecken sei auch keine Lösung, denn dann sehe man an der gekachelten Wand seine Füsse, und es gebe keinen Grund, sich über längere Zeit hinweg Männerfüsse anzuschauen. Ausserdem sehe man bei ausgestreckten Beinen auch den Penis, der auf dem Schamhügel aussehe wie ein erstoffenes Tier auf einer Insel. Ein im Wasser liegender Penis sehe immer irgendwie bedauernswert aus, und deswegen gerate man als Mann in Versuchung, einen halben Liter irgendeines Pflegeschaubades, das natürlich die Frau gekauft habe, ins Wasser zu giessen, damit man das arme Würmchen nicht mehr sehe. Ein Mann mit einer Schaumhaube auf dem Kopf verliere aber sofort den Respekt aller anderen Männer.

Ich fragte Bruno, wie viele andere Männer, die den Respekt vor ihm verlieren könnten, denn

normalerweise bei ihm im Badezimmer stehen. Er sagte: «Ein Einbrecher zum Beispiel. Er könnte in dem Moment reinkommen, in dem du ein Schaumhäufchen von deiner Handfläche pustest. Glaubst du, der nimmt dich dann noch ernst?» – «Nimmt er mich denn ernst», fragte ich, «wenn ich unter der Dusche stehe?» – «Ja klar», sagte Bruno, «denn Duschen ist so was Ähnliches, als würdest du im strömenden Regen stehen. Du wirst völlig durchnässt, aber du zuckst nicht mit der Wimper. Du hältst bei diesem Sauwetter Wache, damit die anderen im Trockenen sicher sind vor Überfällen. Ein solcher Mann wurde zu allen Zeiten respektiert.»

Zumindest die Filmgeschichte gibt Bruno recht. Die Filme, in denen Männer unter der Dusche ermordet werden, kann man an zwei Fingern abzählen. Ein Mann, der sich freiwillig unter von oben auf ihn herunterströmendes Wasser stellt – noch dazu nackt, ohne jeden Schutz –, ist kein glaubwürdiges Mordopfer, da der Zuschauer einem solchen Kerl auch einen todesmutigen Verteidigungskampf zutraut. Der Mörder nimmt im Film diese Erwartungshaltung des Zuschauers auf und wartet lieber darauf, dass eine Frau allein in die Dusche steigt. In Badewannen hingegen werden Männer sogar recht häufig umgebracht, vor allem in Wildwestfilmen und historischen Dramen, die im antiken Rom oder im Ägypten der Pharaonen spielen. Selbst der vermeintlich allmächtige Pharaon wirkt in der goldenen Badewanne schwach und reizt zum Attentat.

Generell gilt: Will ein Regisseur einen Mann zeigen, dessen Leben keinen Pfifferling mehr wert ist, setzt er ihn in eine Badewanne. Spielt der Film in der Gegenwart oder nahen Vergangenheit, bestückt der Regisseur die Wanne, in der das spätere Mordopfer sitzt, mit drei Callgirls, um das Gefühl des Zuschauers zu verstärken, dass ein Mann in einer Badewanne an sich schon etwas Dekadentes ist, selbst ohne Callgirls. Ein Whirlpool macht es nicht besser: Männer, die in Filmen in Whirlpools sitzen, verkörpern meistens Figuren, die sowohl in der Achtung des Zuschauers wie der des Regisseurs auf das Niveau eines Suppenhuhns gesunken sind. Ein Schuss aus dem Nebeldampf des türkischen Bades ist für alle Beteiligten eine Erleichterung.

Bruno hat völlig recht: Ein Mann in der Badewanne ist wie ein Tiger, der vegane Re-

zepte sammelt. In meiner Wohnung steht eine Badewanne, aber sie wird mich nie in ihr liegen sehen. Nur schon deshalb nicht, weil sie zu dreckig ist. Es haben sich in ihr schwarze Regionen gebildet, die von uralten Bakterienzivilisationen bewohnt werden. Doch selbst wenn meine Putzfrau sich dazu überwinden könnte, diese Zivilisationen auszulöschen, würde ich mich dennoch niemals in die gefüllte Wanne legen. Denn das käme mir wie eine Kapitulation vor. So als würde ich all meine ehrgeizigen Pläne für ein bisschen Badeschaum verkaufen. Natürlich kann ein Mann, der sich ins Badewasser legt, hinterher auch wieder aufstehen, vielleicht sogar als Sieger. Aber wer garantiert mir das?



FAST VERLIEBT Der esoterische Mann Claudia Schumacher

Vor ein paar Monaten habe ich einen Künstler kennengelernt. Eigentlich wollte ich ein Bild von ihm kaufen. Wie sich herausstellte, kann ich mir aber kein grösseres Werk von ihm leisten, er scheint sehr gefragt zu sein. Trotzdem plauderten wir lange, tranken frischgemahlene Kaffee und assen exzellenten Kuchen in seinem lauschigen Atelier, in dem sich die Welt ein wenig langsamer dreht. Unser Gespräch nahm einen offenen Verlauf, und so liess er bald eine intime Seite an sich durchscheinen, mit der ich mich ein wenig schwertue: Er ist spirituell. Kein Christ, Buddhist oder Muslim, nein. Er meditiert und hat offenbar eine «Schamanin». Er spricht viel von «Energien». Sein Gottesdienst ist das Tanzen, wenn ich das richtig verstehe.

Heute praktiziert gefühlt jeder Zweite in der Grosstadt *mindfulness*, macht Yoga oder Atemübungen. Und ich finde: Was auch immer einen

frohen Mutes durch den Tag bringt, das sollte man auch tun. In meiner eigenen Sportroutine hat Yoga einen Platz gefunden, und Meditation finde ich gut zur Entspannung. Allerdings ist der Grat zwischen gesunder Bewegung, sinnvoller Kopfhygiene und esoterischem Nonsens hier überaus schmal. Und wenn in meinem Umfeld jemand diesen feinen Grat definitiv überschreitet, ist es interessanterweise meistens ein Mann.

Bei all den modernen Achtsamkeitsübungen und sonstigen Praktiken geht es viel um die Verkleinerung des eigenen Egos. Aber ein Mann ist in fast jeder Yogagruppe der Hahn im Korb. Das ist vielleicht nicht so förderlich. Einmal schenkte ich einem befreundeten Schauspieler ein schlichtes Meditationsbuch. Nur um bald darauf ertragen zu müssen, wie er mir dasselbe Meditationsbuch detailliert erklärte, denn er hatte es seiner Ansicht nach wohl tiefer und besser verstanden als ich und schwang sich deshalb zum Chefguru auf. Nicht selten sind es gerade diese betont empathischen Typen, die ganz aufgeklärt über «toxische Männlichkeit» reden und sogar ihre eigenen Ex-Freundinnen als «übergriffig» bezeichnen und die ab drei Bier auf einer Party damit prahlen, Frauen leichter flachlegen zu können, wenn sie ihnen vorher eine Reiki-Behandlung geben.

In meiner Kindheit gab es diese Talkshows, «Arabella», «Bärbel Schäfer» und wie sie alle hiessen – erinnern Sie sich? Oft sassen da irgendwelche Freaks und sagten verrückte Sachen. Einmal erzählte mir meine Sandkastenfreundin Julia eine ganze Woche lang von diesem einen Irren, der irgendwie in esoterische Sphären abgedriftet war und der in der Show sagte: «Geh mit mir den spirituellen Weg!» Meine Freundin kugelte sich vor Lachen. Das ist lange her.



Im Atlasgebirge

Als ich einen Engel auf einem Hügel sah.



Schönheit, Begehren, Erfüllung.

Dann war es an einem Tag im März plötzlich an der Zeit, Marrakesch zu verlassen. Eine Dunstglocke hatte sich über die rote Stadt gestülpt, und sie schien ohne Hast an sich selbst zu ersticken. Marrakesch hustete und blickte mit rot geränderten Augen in einen Himmel, der nicht gnädig werden wollte. Unter der Glocke trocknete alles aus, und der sanddurchsetzte Wind, der die Stadt jeden Nachmittag heimsuchte, verdrehte alles und legte die Nerven blank.

Auf der Djemaa el-Fna, dem Hauptplatz der Stadt, wurde ein Schlangenbeschwörer von einer Kobra gebissen, die Kellner in roten Jacketts des «Café de France» schlurften zwischen den Tischen umher, Esel bewegten sich gar nicht mehr, und Allah schien all die fünf Mal am Tag in den Himmel gehauchten Erlösungsgebete zu ignorieren. Die märchenhafte Zauberwelt dieser Stadt, dieser Farbfilm, der sie ist, wurde jeden Tag blasser und man selbst zu einem Film im Film, dessen Bilder einen entfremdeten von sich selber.

Diamant der Erinnerung

Wir waren eine kleine Gruppe von Reichen und von Künstlern, die in diesem Reich der Farben ihre eigene Blässe kaschieren wollten, und von Paradiesvögeln, die sich hier einen passenden Käfig versprochen. Wir sassen tagsüber im «Café de France» und streiften durch die Gassen, jeden Tag etwas lustloser, gereizter, matter, ausgezehrter. Abends, nach dem letzten Ruf des Muezzins, wenn der Film eine kleine

Pause machte und der Wind sich legte, tranken wir Rotwein, sprachen zusehends nur noch über das Wetter, wurden immer früher stumm und begannen uns zu langweilen. Es war Zeit, Marrakesch zu verlassen.

Wir mieteten zwei Jeeps mit Fahrern und brachen auf ins Atlasgebirge, zu seinen in sanfter Pastellfarbe überzogenen Hügeln, seiner Weite, seiner Ruhe, seiner Einsamkeit. Wir fuhren in ein kleines Dorf, das aus dem Schatten der Welt ins Licht getreten war, weil sich seine Frauen emanzipiert hatten. Sie sassen da im Kreis in ihren bunten Tüchern aus eigener Produktion, die sie bald nach Europa verkaufen wollten, da waren Stolz, Träume, Sätze von der Länge einer Sure über gefundenes Selbstbewusstsein, da waren ein paar Kinder und unauffindbar im Nirgendwo abgetauchte Männer.

Ich schlich mich davon, nahm den erstbesten Weg aus dem Dorf und lief in das einsame Meer des Atlas hinein und liess mich überfluten von seinen Bildern. Ich vergass die Zeit, mich, lief immer weiter, ich wandelte auf den Pfaden des Paradieses, eins mit allem bald, schwerelos, wie ein Rimbaud ohne Sorgen, Glück unter den Fusssohlen. Manchmal schenkt einem die Welt ein Bild, das einen ein Leben lang nie mehr verlassen wird, das unauslöschbar in einem strahlt und zu einem Diamanten der Erinnerung wird. Vor mir auf einem sanften Hügel stand plötzlich eine junge Frau, in dünnen Stoff gehüllt, gestützt auf einen Hirtenstock. Die Sonne durchflutete ihr Kleid, ihr Körper war eine per-

fekte stolze Silhouette, ihr Haar pechschwarz. Da oben auf dem Hügel stand traumhaft eine Göttin im Engelsgewand und blickte mir in die Augen, und ich war geblendet.

Man vergisst im Laufe seines Lebens viel von dem Sex, den man hatte, nie aber vergisst man das Geschenk eines freizügig verschwenderischen Eros, diese Momente, die so rar sind wie Oasen in einer Wüste, in denen sich alles offenbart: gehegte und zukünftige Sehnsüchte, Schönheit, Begehren und Erfüllung.

Einen Augenblick später war sie verschwunden, zerronnen wie eine Fata Morgana. Den nächsten Schritt tat ich unglücklich, weil mir dieses Bild genommen wurde, den übernächsten glücklich, weil es mir, ausser der Tod wahrscheinlich, niemand je wird nehmen können.

Auf dem Rücken des Esels

Ich lief weiter mit der Ruhe einer inneren Ekstase durch den Reichtum der Landschaft und meiner blühenden Seele, da kam ein Mann mit einem Esel mir entgegen. Weiter hinten sah ich eine einfache Hütte, in deren Eingang sich die junge Frau drängte. Ich fragte mich kurz, ob ich Ärger bekommen könnte. Was ich hier tue, fragte der Mann. Spazieren. Woher ich komme? Vom Dorf der Frauen. Ich müsse hier nicht laufen, sagte er, kam auf mich zu und bot mir den Rücken seines Esels an. Und so trotteten wir schweigend den Weg zurück ins Dorf der Frauen und weg von der Frau auf dem Hügel, Hufschritt für Hufschritt dem Vergangenen entgegen.

«Ich helfe, wenn ich kann»

Christoph Boo, 31, freut sich und leidet mit Casino-Besuchern. Der Croupier hat auch schon mal 136 000 Franken ausbezahlt.

Ich starte meistens am Abend und arbeite in der Nacht. Ich leite Roulette, Blackjack, Poker oder auch den Würfeltisch. Fertig bin ich, wenn das Casino schliesst. Unter der Woche gehe ich selten vor drei Uhr ins Bett, am Wochenende kann es sechs Uhr werden.

Am schwierigsten ist Roulette. Da kann jeder zu jeder Zeit setzen. Das kann sehr chaotisch sein. Bei mehreren Personen gleichzeitig sind wahnsinnig viele Hände auf dem Tisch. Trotzdem gefällt mir das am besten; wenn's läuft, komme ich richtig in Fahrt. Beim Entscheiden, ob ein Einsatz noch geht, muss ich cool und professionell wirken, ja nicht angestrengt. Meine Bewegungen müssen elegant und flink, gleichzeitig aber transparent und sauber sein. Passiert ein Fehler, interveniert mein Aufseher oder das Kamerateam. Wir überwachen mit Multiaugen.

Ich war von klein auf fasziniert von Spielkarten. Noch heute pokere ich gerne, ich jasse oder spiele Backgammon. Aufgewachsen bin ich in Schöftland im Aargau. Die Lehre machte ich als Physiklaborant am Paul-Scherrer-Institut. Als ich achtzehn wurde, ging ich sofort ins Casino, wo mich nicht nur das Spiel begeisterte. Wie die Croupiers die Karten mischten und mit ihnen umgingen, fesselte mich. Solche Sachen liebte ich schon immer – auch die Zauberei. Ich trete manchmal an Geburtstagsfesten auf. Ein anderes Hobby von mir ist Gleitschirmfliegen.

Zurückhaltende Schweizer

Nach dem Militärdienst als Indoor-Funkaufklärer begann ich mit 22 Jahren mit der Croupier-Ausbildung. Im Casino Basel lernten wir ausschliesslich Roulette, weil es das anspruchsvollste Spiel ist. Während sechs Wochen ging es um Theorie und Fertigkeiten, üben mussten wir zu Hause. Meinen Tisch bezog ich dafür mit einem Roulette-Tableau. Wichtig ist auch, die Zahlenkombinationen auswendig zu können. Und die 35er-Reihe muss man intus haben, weil 35-fache Auszahlungen typisch sind. Wer da noch rechnen muss, ist schon zu langsam. Ein mal 35, zwei mal siebzehn und vier mal acht muss wie aus der Pistole geschossen kommen.

Seit der Eröffnung 2012 arbeite ich im Casino Zürich. Bei mir am Tisch spielt alles – Jung, Alt und jede Nation. Asiaten sind überdurchschnittlich oft im Casino. Spielen ist bei ihnen kulturell verankert; bei Schweizern ist das umgekehrt. Wir sind keine gambler. Wir sind eher bünzlig, wenn es um Glücksspiele geht. Frau-

en spielen fast so häufig wie Männer. Ausser Blackjack – das ist männerlastig.

Mein höchster Betrag, den ich auszahlte, waren 136 000 Franken. Ich gratulierte und hoffte auf Trinkgeld. Ich bekam tausend Franken, das war ein Highlight. Wer setzt und setzt und setzt, aber immer verliert, tut mir leid. Er bekommt nicht,



Am schwierigsten ist Roulette: Spielleiter Boo.

wofür er bezahlt: nämlich die Emotion des Gewinns. Gäste, die unsicher sind, berate ich gerne. Ich helfe, wenn ich kann.

Plötzlich nicht mehr chic

Unter den Stammgästen Spielsüchtige zu erkennen, ist nicht einfach. Wir haben einen Kriterienkatalog mit typischen Früherkennungsmerkmalen. Ein Gast, der einmal pro Woche kommt, gepflegt ist, mit Zehnerjetsons spielt, fällt etwa auf, wenn er einen Monat später keine schicke Kleider mehr trägt, aggressiv ist und ganz andere Einsätze setzt. Verdächtig sind auch übermässige Reaktionen, besonders im Verlustfall. Ich war schon in Las Vegas, dort herrscht aber Massenabfertigung – auch bei den Croupiers. Lieber möchte ich nach Monte Carlo ins Casino. Als Croupier-Schweizer-Meister wäre ich eigentlich an die Europameisterschaft dorthin gegangen. Wegen Corona wurde sie leider abgesagt. Es klappt aber sicher noch.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Intensiv irren

Journalistin: Sie haben das Buch «Die Welt als Intensivstation einer Irrenanstalt» geschrieben. Wen wollen Sie damit ansprechen? Wird ein Buch mit einem solchen Titel überhaupt Leser finden?

Autor: Das ist eine sehr gute Frage. Über Buchtitel lässt sich ja vortrefflich streiten. Hätte der Titel von Hitlers Buch nicht «Mein Kampf» gelautet, sondern «Als Künstler die Welt verändern», hätten es vielleicht mehr Menschen gelesen gehabt und wären gewarnt gewesen.

Journalistin: Sie beschreiben in Ihrem Buch die Entwicklung des Christentums von einer ursprünglich messianischen Bewegung des palästinensischen Judentums zu einer «apokalyptischen kalvinistischen Zwangsfasnacht». Können Sie erklären, was damit gemeint ist?

Autor: Die aktuelle Zwangsmaskerade dauert so lange, bis allen das Lachen vergangen ist.

Journalistin: Wie würden Sie die Entwicklungen der letzten 2000 Jahre zusammenfassen?

Autor: Von der bedingungslosen Liebe zum bedingungslosen Grundeinkommen.

Journalistin: Können Sie auch eine Zukunftsprognose abgeben?

Autor: Die Gesundheitsämter werden Notklappen installieren, wo man sein Hirn abgeben kann.

Journalistin: Sie reden in Ihrem Buch von einer «Massenterrorisierung durch schlecht informierte Menschen». Welche Menschen sind damit gemeint?

Autor: Die Journalisten.

Journalistin: Und dann unterstellen Sie der Regierung auch noch den totalen Verlust jeglicher Kontrolle. Wer regiert denn dieses Land wirklich?

Autor: Wie in jeder parlamentarischen Demokratie regiert auch bei uns letzten Endes die Dummheit.

Andreas Thiel

Essensteilet in Zürich

Igniv Zürich by Andreas Caminada
Marktgasse 17, 8001 Zürich;
sonntags und montags geschlossen.

In einer Zeit, in der einem von Behörden und Experten dringend empfohlen wird, von anderen Menschen möglichst Abstand zu nehmen, ist das Essen in einem Restaurant ohnehin schon eine sozial und emotional äusserst wohltuende Angelegenheit. In den «Igniv»-Filialen von Andreas Caminada gilt zudem noch das Prinzip «We love to share»: Das Essen wird in Schalen oder auf Platten serviert und dann unter der Tischgemeinschaft geteilt.

In Zürich ist das jüngste Schweizer «Igniv» seit vergangenem Frühjahr geöffnet, und Küchenchef Daniel Zeindlhofer schafft es mit auf ein klassisches Fundament gebauten Gerichten, nicht nur die Freude am Teilen des



Essens zu entfachen, sondern dabei auch ein konstant hohes Niveau von Geschmack und Zubereitungstechnik zu halten.

Gut sichtbar wird das etwa bei der Fischsuppe, deren Ausgangsmaterial eine Hummer-Bisque ist, wobei die cremige Textur und der nicht zu vordergründige Krustentiergeschmack genügend Raum lassen, damit die Einlagen aus verschiedenen Salz- und Süsswasserfischen oder Saiblingsrogen zur Geltung kommen können.

Wer mittags das schicke Lokal im «Hotel Marktgasse» im Zürcher Niederdorf besucht, hat einen Business-Sharing-Lunch zur Auswahl: Vier Snacks, drei Vorspeisen, einen Hauptgang, zwei Desserts und einige Süßigkeiten aus dem *candy store* zum Mitnehmen gibt es für 68 Franken pro Person – das ist ein sehr faires Angebot.

Ein Essen im «Igniv» ist aber vor allem deshalb reizvoll, weil der Vorgang der Essensteilet immer für Gesprächsstoff sorgt. Statt über Krankheiten und schlechter laufende Geschäfte spricht man eher darüber, wie der Safran zum Hühnerhaut-Chip passt oder warum der gebratene Kaisergranat so schön mit Karotten harmoniert und ob die Rumrosinen wirklich zur rosa gebratenen Entenbrust kombiniert werden sollen. In meiner Welt sind das gerade jetzt besonders wertvolle Diskussionsthemen.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Sancerre ist nicht gleich Sancerre

Merlin-Cherrier Sancerre: Le Chêne Marchand 2017. 12,5%. Daniel Gazzar, Pully. Fr. 19.39. www.daniel-vins.ch

Es möge mir keiner eine Phobie gegen Sauvignon blanc nachsagen, eine von einem Vorurteil diktierte Abneigung! Was ich nicht mag, sind die allzu grasig-krautigen grünen Tropfen, die uns allenthalben begegnen, seitdem die Sorte fast mit einem Schlag vor einem halben Jahrhundert Mode geworden ist. Kaum zu glauben: Noch Mitte des letzten Jahrhunderts wurde in Sancerre, dem heutigen Sauvignon-Hotspot an der Loire, vorwiegend Rotwein produziert (und wenn Weisser, dann Chasselas!). Das hat sich gründlich geändert, die Pinots aus Sancerre sind eine Spezialität, wenn nicht gar eine Kuriosität geworden. Die Mode hat hier wie im benachbarten Pouilly (Pouilly-Fumé, im Gegensatz zum burgundischen Pouilly-Fuissé, einem Chardonnay-Gebiet) viel Schüttwein hervorgebracht, der sich unter diesen Marken ungeachtet der mässigen Qualität verkaufte. Aber eben auch wirklich gross-



se Weine, bei denen man in der komplexen Struktur richtig suchen musste, um auf ein fernes Echo der typischen aufdringlichen Klicsheearomatik der Sorte zu stossen. Ein solcher Sauvignon-Superlativ aus dem Haus der Nachkommen des Pioniers Henri Bourgeois wurde hier vor Wochen vorgestellt (siehe *Weltwoche* Nr. 41/20: Der Betrieb mit seinen 72 Hektar befindet sich in Chavignol, ein paar Kilometer westlich von Sancerre). Jetzt sei nochmals ein Sancerre präsentiert. Er kommt von Thierry Merlin-Cherrier und seiner Frau Sophie. Die haben ihren Sitz in der Gemeinde Bué. Die liegt ein Stück südlich von Chavignol. Dort bewirtschaften die Merlin-Cherriers dreizehn Hektar (u.a. auch mit etwas Pinot noir), darunter auch einen Weinberg

von einem Hektar, der sozusagen Grand-Cru-Format hat. Er heisst «Le Chêne Marchand», und von ihm kommt ein Sancerre (schliesse ich vom guten Jahr 2017 aufs Ganze), der gewiss eine Spur pointierter ist als die breiter angelegte Grande Réserve der Bourgeois, mit seiner klaren Limetten-Birnen-Ginger-Aromatik, den floralen Noten und einer salzigen Mineralik allerdings seinen ganz eigenen charakteristischen Charme hat.

Was (vom beidseitigen Vergnügen abgesehen) daraus zu lernen ist: Sancerre ist nicht gleich Sancerre. Die Böden variieren enorm innerhalb der Appellation; der des südlich exponierten «Chêne Marchand» besteht, lese ich, aus sogenannten *cail-lottes*, einer weissen Erde. Kommt daher der leicht kalkige, auch weispfefferige Touch dieses Weins? Wie auch immer: Eine Persönlichkeit von einem Sancerre ist dieser Wein in jedem Fall. Und eine, die sich nicht rarmacht dazu. Er ist nicht gerade ein Schnäppchen, aber zu einem Preis von weniger als zwei Dritteln dessen zu haben, was die Réserve von Bourgeois kostet.

Innerer Italiener

Mit dem Maserati Levante Trofeo und V8-Motor von Ferrari lässt sich der eigene Lebensstil schnell nach oben anpassen.



Vergangene Woche habe ich meinen Lebensstil kurzzeitig stark nach oben angepasst. Ich fuhr für einige Tage einen Maserati Levante Trofeo – gewissermassen die Königsklasse im Programm der italienischen Marke. Dort wird der Wagen als «Luxus-SUV» bezeichnet, was sich nicht zuletzt am Preis ablesen lässt. Mit knapp 200 000 Franken für ein gutausgestattetes, grosses Allradfahrzeug mit V8-Motor und 580 PS fährt der Levante Trofeo in einer Gruppe, der auch der Porsche Cayenne Turbo, der Range Rover Sport SVR oder der neue Aston Martin DBX angehören.

Als geeignetes Unterscheidungsmerkmal, mit dem man sich als Trofeo-Fahrer vom Durchschnitts-SUV-Fahrer abzuheben vermag, dient allerdings nicht nur der sportliche Preis des Fahrzeugs, sondern vor allem der Motor. Wenn man sich die Mühe macht, unter die Motorhaube des Autos zu schauen, ist allein schon an den roten Druckgussteilen des Aggregats zu erkennen, woher die «ungezügelter Kraft» (Maserati) kommt, die den Trofeo in 4,1 Sekunden von 0 auf 100 km/h beschleunigt und ihn bis zu 300 km/h schnell werden lässt. Der V8-Motor wird bei Ferrari gebaut, und er verströmt, schon bevor man den Wagen gestartet hat, die Aura der exklusiven Sportlichkeit.

Und wenn der stärkste Maserati, den es zurzeit zu kaufen gibt, mit eleganter Vehemenz beschleunigt und das 2,2-Tonnen-SUV mit einem unvergleichlichen kernigen Röhren nach vorne stürmt, taucht vor dem inneren Auge ein Italiener auf, der diese typische Bewegung mit ausgestrecktem Arm und zusammengepressten

Fingern macht und sagt: «Ma che vuoi?» In dieser Situation könnte es heissen: «Was willst du überhaupt, natürlich können wir das.» Die Luftfederung mit Niveauregulierung schafft dabei einen ziemlich guten Ausgleich zwischen Komfort auf Langstrecken und passender Härte in dynamischen Kurven.

Vollendet gestalteter Lärm

Bei offenen Auspuffklappen entwickelt sich die Klangkulisse des V8-Motors währenddessen zu einem barocken, fast operettenhaften Erlebnis, und vielleicht sind allein diese sehr italienischen Momente des vollendet gestalteten Lärms den Preis dieses Autos wert. Darin inbegriffen sind natürlich auch die elegante Linienführung der Karosserie, der mit Leder, Alcantara und Karbon ausgekleidete Innenraum dazu und vor allem das grosse Fahrvergnügen, das der Levante Trofeo garantiert.

Während technische Errungenschaften wie Navigations- und Entertainmentssystem sowie Assistenten für das teilautonome Fahren zwar vorhanden sind, sich aber nicht auf dem Niveau der deutschen Konkurrenz von Maserati befinden, ist die Zeit am Steuer des Levante Trofeo ein wunderbarer, ungetrübter Spass.

Maserati Levante Trofeo

Motor: V8Bi-Turbo, Allradantrieb, 8-Gang-Automatik; Hubraum: 3799 ccm; Leistung: 580 PS/427 kW; max. Drehmoment: 730 Nm (bei 2500 bis 5000 U/min); Verbrauch: 13,2–13,3 l/100 km; Beschleunigung: (0–100 km/h): 4,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 302 km/h; Preis: Fr. 178 450.–



OBJEKT DER WOCHE Eile mit Weile

Sony Playstation 5

Fr. 499.–, ab 19. November erhältlich

Kein Wunder, sind Händler und Fans aus dem Häuschen. Eine Playstation gibt's nicht wie das iPhone gefühlt halbjährlich neu, sondern nur alle paar Jahre. Die letzte kam 2013 auf den Markt, die jüngste, die PS5, kann man in Amerika ab dem 12. und hier ab dem 19. November kaufen.

Das Faszinierende an der Sony-Playstation war erst mal der Preis. Mit einem Dumping-Angebot, das der Konkurrenz von Sega und Nintendo kurzfristig den Atem raubte, nisteten sich die Japaner 1994 für zirka 150 Franken pro Einheit weltweit in die Haushalte ein. Bis heute setzte Sony rund 550 Millionen Playstations ab.

Das Unternehmen schaffte es, das Spielgerät zum Kult zu machen. Vielleicht auch, weil es mit der Werbung nicht wie die Mitstreiter bloss Kinder, sondern auch Erwachsene ansprach. Game-Experte Marc Bodmer erinnert sich: «Als die PS2 im Jahr 2000 kurz vor dem Launch war, konnte man an einer Ausstellung im Gottlieb-Duttweiler-Institut <Soul Calibur> sowohl auf der PS als auch auf der Sega Dreamcast spielen. Vor der PS bildete sich trotz eindeutig schlechterer Bildqualität sofort eine Schlange, während es um die Dreamcast ruhig blieb.»

Was die Playstation 5 betrifft, sind folgende Neuerungen zu erwarten: Sie soll weniger Strom verbrauchen, leiser sein und eine massiv verkürzte Ladezeit haben, heisst es. Das Warten auf die neue Spielkonsole dürfte sich indes in die Länge ziehen. Wegen der hohen Nachfrage kann es mehrere Wochen dauern, bis die PS5 zu Hause eintrifft.

Benjamin Bögli

Angewandter Existenzialismus

Vor gut sechzig Jahren stieg einer der Hauptvertreter des Existenzialismus, Albert Camus, mit einem Freund in der französischen Provence ins Auto, um nach Paris zu fahren. Unterwegs platzte ein Hinterreifen, das Auto kam ins Schleudern und prallte gegen einen Baum. Camus war sofort tot. Unweit des Abfahrtsorts prangt ein schlichter Schriftzug mit dem simplen Satz «J'existe». Elegant in ikonischer Futura Bold Italic gesetzt, spektakulär an die Brücke tapeziert. Wie Camus folgt Graffiti niemals einer Ideologie. Es geht darum, sein Pseudonym an möglichst aufsehenerregenden Orten zu hinterlassen und durch die Reproduktion mittels Sprühen, Kleben oder Tapezieren seine Bekanntheit zu steigern. Graffiti kann als Aufbegehren des Individuums zur Sichtbarkeit gelesen werden. Der Urheber des besagten Schriftzugs, der Künstler Thierry Jaspard, hat die Essenz des Graffitis gefunden: «Ich tagge, also bin ich.» Und hat jenem Schriftsteller ein Denkmal gesetzt, der sagte: «Je me révolte, donc nous sommes.»



Essenz des Graffitis.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Im aktuellen Migros-Magazin steht, dass man unreife Tomaten in Zeitungspapier einwickeln kann, damit diese rot werden. Es stellen sich mir gleich zwei Fragen: Geht das auch mit der Weltwoche, oder braucht es dazu eher ein linkes Blatt? Und kann man das auch mit den grünen Jungpolitikerinnen und -politikern machen, damit diese nachreifen? Herzlichen Dank für Ihre Antwort!
Jörg Bieri

Es ist mir neu, dass unreife Tomaten rot werden, wenn man sie in Zeitungspapier einwickelt. Unmöglich ist es nicht. Aber es gibt dann wohl noch geeigneteres Papier – zum Beispiel Papierservietten



oder etwas Ähnliches –, um diesen Effekt zu erreichen.

Die *Weltwoche* hat meines Wissens ein zu gutes Papier, als dass man damit Tomaten einwickeln könnte. Die Seiten sind dafür etwas zu *gstabig*. Linke Blätter wären viel-

leicht noch besser geeignet, weil die ja schon rot sind! Aber hoffen wir, dass das politische Rot nicht auf die schönen Tomaten abfärbt.

Das Gleiche ist wohl von den Grünen-Jungpolitikern zu sagen. Diese sind ja aussen grün und innen rot. Aber bei den Tomaten möchten Sie ja auch die Aussenfarbe in Rot haben.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Urs Lehmann

In seiner Arzneimittelfirma verzichtet er bewusst auf Home-Office. Nun will er als Präsident von Swiss-Ski zurück zur Normalität und im nächsten Juni an die Spitze des internationalen Verbandes.

Im Wintergarten des Hotels «Alex Lake Zurich» in Thalwil scheint man über dem Wasser des Zürichsees zu schweben. «Ich liebe die Weite hier.» Urs Lehmann bestellt Wolfsbarsch, eine Kartoffelschaumsuppe und ein Mineralwasser. Auf die Frage des Kellners nach einem Glas Wein sagt er lachend: «Nein, danke. Wir sind ja nicht im Wallis.» Im Hintergrund ist auf den Gipfeln der Glarner Alpen der erste Schnee zu sehen – es ist eine passende Kulisse für Lehmann. Der 51-jährige Aargauer steht seit zwölf Jahren als Präsident an der Spitze von Swiss-Ski. Am 17. Oktober startete in Sölden die Weltcup-Saison – und brachte den Skizirkus, der im vergangenen März von Corona jäh gestoppt worden war, der Normalität ein wenig näher: «Dorthin müssen wir zurück», sagt Lehmann, «zurück zur Normalität unter neuen Bedingungen.» Zwar wurden die Rennen in Übersee wegen der Reiserestriktionen und der Quarantänebestimmungen aus dem Kalender gestrichen. Seit Anfang Oktober steht aber das gesamte Programm – inklusive der WM in Cortina d'Ampezzo.

Wir-Gefühl in der Firma

Dass Wettkämpfe stattfinden, hat für Lehmann eine schon fast existenzielle Bedeutung: «Wenn wir keine Weltcup-Serien durchführen – und da spreche ich nicht nur von Ski alpin, sondern von allen elf Sportarten, die Swiss-Ski vereint –, kollabiert das System. Wenn die Sponsoren keine Medienpräsenz erhalten, fällt der Wert des Produkts in sich zusammen. Und weil dies alle begriffen haben, konnten wir bei Swiss-Ski, aber auch zusammen mit der FIS Konzepte erarbeiten.» So kann Lehmann sagen: «Wir sind heute so weit parat, wie man sein kann.» Ob dann aber wirklich alles und unter den erhofften Prämissen durchgeführt werden kann, sei noch nicht voraussehbar.

Lehmann war von Corona auch als CEO der Arzneimittelfirma Similasan betroffen. Dort wählte er im Krisenmanagement einen speziel-

len Weg: «Auf Home-Office verzichteten wir explizit – und zwar aus zwei Gründen: Wir sind ein Produktions- und Handelsunternehmen. Und eine Zweiklassengesellschaft wollten wir vermeiden. Denn jene, die an der Produktionslinie beschäftigt sind, können nicht zu Hause arbeiten. Und betriebsinterne Solidarität steht für mich sehr hoch im Kurs. Und dann ist da unser



«So weit parat, wie man sein kann»: Lehmann.

striktes Schutzkonzept – wir bildeten einen «Save Haven». Über die Zeit hat sich ein Wir-Gefühl entwickelt, wie wir es nie zuvor hatten.»

Das BAG zeichnete Similasan als «vorbildlichen Betrieb» aus. «Darauf sind wir stolz», sagt Lehmann. Der Mann, der 1993 in Morioka sensationell den WM-Titel in der Abfahrt gewann, wirkt auch mit 51 so fit, als sei er als Sportler noch nicht zurückgetreten. Seine Energie will er künftig sportpolitisch auf internationaler Ebene einbringen: Lehmann kandidiert für die Nachfolge des Engadiners Gian

Franco Kasper als FIS-Präsident. Aufgrund der Pandemie wurde die Wahl um ein Jahr verschoben – und soll nun am 5. Juni 2021 im slowenischen Portoroz stattfinden.

Tochter mit Potenzial

Lehmann, der gegen den schwedisch-britischen Milliardär Johan Eliasch, den derzeitigen schwedischen Vizepräsidenten Mats Arjes und die Britin Sarah Lewis antritt, gilt als aussichtsreicher Kandidat – obwohl er vom Schweizer Amtsinhaber Kasper keine Unterstützung erhält. Dazu sagt Lehmann: «Gian Franco weist immer darauf hin, dass er neutral sein müsse. Das gilt es zu respektieren. So erwarte ich von ihm aber auch, dass er auf alle Seiten neutral ist.» Lehmann bezeichnet die Wahl als «once in a lifetime-Chance». Und es sei eine Ehre, dass ihn einige als prädestiniert für dieses Amt halten. Dass Sarah Lewis kürzlich von der FIS Knall auf Fall als Generalsekretärin abgesetzt wurde, will er nicht kommentieren: «Sie kann theoretisch noch immer kandidieren. Aber ihre Wahlchancen sind kaum grösser geworden.»

So oder so ist die Stunde der Wahrheit noch rund acht Monate entfernt. Ein anderer Termin liegt für Lehmann näher – das erste FIS-Rennen seiner sechzehnjährigen Tochter Nina: «Es macht mich glücklich, dass sie bis hierhin gekommen ist. In den Speed-Disziplinen und im Slalom hat sie durchaus Potenzial.» Was die Zukunft bringe, sei aber offen: «Druck machen wir ihr ganz bestimmt nicht», sagt Lehmann, der mit der ehemaligen Skiakrobatik-Weltmeisterin Conny Kissling verheiratet ist.

Mittlerweile ist es 12.30 Uhr geworden. Der Wolfsbarsch war vorzüglich. Lehmann schaut auf die Uhr. Für einen Espresso reicht es noch. Dann wartet der nächste Termin. Der Ski-Präsident verabschiedet sich mit einem festen Händedruck – und beantwortet die Frage nach seiner Chance in den FIS-Wahlen mit weltmännischer Diplomatie und einem Lächeln: «Die liegen bei ungefähr 25 Prozent.» *Thomas Renggli*

Hollywood-Killer

Netflix-Gründer Reed Hastings:
Der Mann, der aus Wut die Welt veränderte.

Norbert Körzdörfer

Weil er sich ärgerte, wurde er Milliardenär. Weil er zwei Jahre in Afrika lebte, hatte er keine Angst mehr zu scheitern. Weil er seine Eheprobleme ehrlich therapierte, entdeckte er sein Management durch Wahrheit. Doch der Reihe nach: Vor 25 Jahren räumte der konfliktscheue Computerfreak Reed Hastings seinen Esstisch auf und entdeckte unter Papierstapeln ein vergessenes Leihvideo, den Weltraum-Thriller «Apollo 13» mit Tom Hanks.

Als er die Kassette zur Blockbuster-Videothek zurückbrachte, musste er vierzig Dollar zahlen – Überziehungsgebühr: «Ich fühlte mich so dumm!»

Aus Ärger und Wut wurde die Ur-Idee für Netflix (gegründet 1997). Netflix ist ein Mix-Wort aus «net» für Internet und «flicks» (Slang für Filme). Ein Geistesblitz? Eine Erleuchtung? Ein Märchen? Jedenfalls eine Sternstunde der zuschauenden Menschheit!

Revolution der Medienwelt

Warum nicht Filme per Post verleihen? Die DVD wurde gerade erfunden. Warum nicht Filme online streamen – mit Flatrate und *all you can see*? Das Breitband eroberte gerade die USA. Ein David aus Los Gatos (30 000 Einwohner) im Silicon Valley zog in den Streaming-Krieg mit dem Entertainment-Goliath Hollywood (Kinos mit Vorhang). Und der Aussenseiter mit lächelndem Ziegenbart scheint unsere Welt zu verändern.

Was ist das Geheimnis des sechzigjährigen Reed Hastings? Er selber sieht sich als «Mathe-Freak» und findet Elon Musk «hundertmal interessanter als mich». Für Hollywood-Moguln bleibt er ein «Rätsel». Die *New York Times* fragte ihn – via Zoom –, ob er sich wohl fühle als der Mann, der Hollywood gekillt hat. «Nein! Aber natürlich haben wir Hollywood nicht gekillt!»

Es ist keine Karriere aus der Garage. Er ist nicht der autistische Computer-Nerd. Er hat auch Staubsauger verkauft und in Cafés gejobbt und unter seinem Computer geschlafen. Aber er hat nicht einmal ein Büro. Reed Hastings hasst Büros. Er liebt *walking meetings*, Manage-

ment durch Gehen und Reden und Brainstormen. Aber im Corona-Moment sitzt der neue König von Hollywood im leeren Kinderzimmer seines studierenden Sohns vor seinem Apple-Computer: «Ich bin stur. Ich hoffe, die Pandemie geht vorbei.»

Es ist bizarr, dass der grösste gesellschaftliche Schock seit dem Zweiten Weltkrieg zu einem Erfolgstrampolin für Netflix wurde. Die Kinos schnarchen im Todesschlaf. Und die Welt flüchtet auf die Netflix-Couch. Netflix ist ein unschuldiger Corona-Gewinner: fast 200 Millionen Abonnenten in 190 Ländern! Das sind 25 Prozent mehr Netflix-Fans als letztes Jahr. Die Aktie stieg um 50 Prozent. Netflix ist heute 213 Milliarden Dollar wert. Reed Hastings selbst ist gemäss *Forbes* die Nummer 132 der 400 reichsten Amerikaner, mit einem Vermögen von 5,7 Milliarden Dollar (Nr. 384 der reichsten Menschen der Welt).

Warum Netflix so erfolgreich ist

Zu seinem sechzigsten Geburtstag schrieb er sein Business-Philosophie-Vermächtnis: «Keine Regeln! Warum Netflix so erfolgreich ist». Das ist keine Autobiografie, aber die Ent-rätselung einer der erfolgreichsten Firmen der Welt. Jeder kann Ferien machen, wann er will.

«Meine Hauptaufgabe ist es, die Menschen zu inspirieren, nicht, sie zu managen.»

Jeder kann Spesen machen, wie er will. Hastings: «Wir haben nur ein Prinzip, das für alle gilt: «Handeln Sie im Interesse von Netflix!» Meine Hauptaufgabe ist es, die Menschen zu inspirieren, nicht, sie zu managen. Es geht um Freiheit und Begeisterung – damit unsere Kunden zufrieden sind.» Seine Zauberformel: Kreative Talendichte, steigere Offenheit und Ehrlichkeit, reduziere bürokratische Kontrollen.

Aber Hastings ist kein Kuschelbär. Er will keine Firmenfamilie! Er will ein Team von Olympiasiegern! Er heuerte die «Rockstars» des Silicon Valley an – und zahlt Millionen-

gehälter für Code-Genies. Aber er feuert sie auch wieder, gnadenlos. Netflix ging vor neunzehn Jahren fast mal pleite. Die Dotcom-Blase (Internet-Start-ups) war geplatzt – und dann explodierten zwei Terror-Jets in den Twin Towers von New York. Netflix ging das Geld aus, und Hastings musste ein Drittel seiner Angestellten entlassen: ein Blutbad. Er behielt nur die Besten des Rests.

Aber es war wie eine Wiedergeburt: «Es war mein Damaskuserlebnis. Das Firmenbüro war plötzlich energiegeladen – es vibrierte vor Leidenschaft, neuen Ideen und Kreativität!» Hastings' cooles Credo: «Familie ist die falsche Metapher für unsere Firma! Man sollte einen Job nicht als Lebensaufgabe sehen. Ein Job ist etwas, das du für einen magischen Moment lang tust, wenn du die beste Person für diesen Job bist. Wenn du nichts mehr dazulernst, ist es der Moment weiterzuziehen, um eine bessere Rolle für dich zu finden – das gilt auch für mich!»

Hyperintelligentes Mathe-Genie

Mister Netflix ist ein Boy aus Boston, nicht aus dem Campingpark. Sein Urgrossvater war ein Wall-Street-Tycoon, der Genies wie Albert Einstein unterstützte. Der Vater studierte in Harvard und war ein Berater von Präsident Richard



«Ich fühlte mich so dumm!»



Unternehmer Reed Hastings.

Nixon. Als Kind war Reed Hastings mal mit ihm in Camp David und sah, dass der Präsident eine Toilette mit vergoldetem Sitz hatte. Mit 22 ging er als Entwicklungshelfer (Friedenscorps) nach Swasiland: «Aus Abenteuerlust und Pflichtbewusstsein!» Er unterrichtete dort zwei Jahre Mathematik: «Wenn man einmal mit zehn Dollar in der Tasche durch Afrika gereist ist, dann wirkt eine Firmengründung nicht mehr wirklich abschreckend. Durch Afrika zu trampeln, hat meine Risikobereitschaft erhöht.» Mit 28 macht er an der Elite-Uni Stanford seinen Computer-Science-Master.

Mit dreissig gründete er seine erste Firma, Pure Software (suchte Fehler in Codes). Nun schlief er auch auf dem Fussboden der Büros, nach einem Programmiermarathon. Eines Morgens – er war am Zähneputzen, hatte Teppichfusseln im Bart – schimpfte eine Freundin: «Wenn du willst, dass dir die Mitarbeiter folgen, musst du sie führen, nicht dich überarbeiten!» Die Firma wurde für 700 Millionen verkauft, aber Hastings' Ehe ging fast kaputt. Er und seine Frau Patty retteten sie mit einer Therapie. Und der scheue, schlaksige, hyperintelligente Hastings entdeckte die Power der brutalen Wahrheit: «Menschen scheuen sich, die Wahrheit zu hören und zu akzeptieren.

Aber die Wahrheit ist gar nicht so übel. Sie befreit auch.»

Der Wert der Aufrichtigkeit wurde zum Kernmotiv seines Managements durch Wahrheit. Aber zur Wahrheit gehört auch, dass der geniale Hastings nicht alles alleine gemacht hat. Sein Mitgründer war sein Firmenkumpel Marc Randolph, 62. Sie hatten eine Fahrgemeinschaft, oft mit einem Stanford-Studenten als Chauffeur, der sie zur Firma fuhr. Hastings besass einen Toyota Avalon, Randolph einen zerbeulten Volvo. Um sieben Uhr früh trafen sie sich und jonglierten Erfolgsideen im Auto: «Personalisierte Baseball-Schläger? Hundefutter mit dem Kosenamen drauf? Individuelles Shampoo? Massgeschneidertes Surfboard?» Sie spannen Ideen auf dem Highway, und der mathematische Analytiker Hastings zog nach Grübeln und Rechnen meist den gedanklichen Schlussstrich: «Das wird nie klappen!»

Mit T-Shirt und Flip-Flops

Die Grundidee der beiden Netflix-Gründer war einfach – und ihr Vorbild war Amazon: «Ein Produkt für alle, via das neue, von allen unterschätzte Internet!» Ideen sind wie Würfel, die die Welt verändern können: Zwei San-Francisco-Freunde konnten sich die Miete nicht mehr

leisten und vermieteten eine Luftmatratze in ihrem Apartment – daraus wurde Airbnb.

Ein feiernder New Yorker gab zu Silvester 800 Dollar für eine Chauffeur-Limo aus und ärgerte sich über den Preis – daraus wurde Uber. Und Reed Hastings liebte Filme – und verschlammte diese vergessene Leihvideokassette von «Apollo 13». Ein Freund erzählte ihm von der neuen Erfindung, die man DVD nannte. Er schickte eine DVD an sich selbst, für 32 Cent. Im Mai 1998 wurde Netflix der erste Online-DVD-Store weltweit – mit dreissig Angestellten und 925 Filmtiteln. 1999 flogen sie im gecharterten Learjet 35A mit T-Shirts und Flip-Flops in die Firmenzentrale von Blockbuster in Dallas. Reed Hastings wollte sein Baby Netflix für fünfzig Millionen an den Sechs-Milliarden-Video-Giganten verkaufen. Der Boss lachte sie aus.

Heute ist Blockbuster pleite.

Der neue König von Hollywood ist bescheiden geblieben. Er fährt Tesla, hat Hunde, Hühner und Ziegen und meidet rote Teppiche. Sein Talisman ist eine Halskette der albanischen Armee. Ein Top-Manager des Medien-giganten Warner hatte einst über Netflix gespottet: «Die kommen mir vor wie die albanische Armee, die die Welt erobern will.» Heute ist Netflix das neue Fernsehen der Welt.

Da bin ich raus

Danke für die Empfehlungen, aber die Laune ist erst mal verdorben.



Weil ich mir das Lesen von Covid-19-Artikeln abgewöhnt habe und mit den Updates zum Massnahmenschwungel nicht Schritt halten kann, stand ich neulich etwas ratlos vor dem Fitnessstudio. Ich wollte schon losschimpfen über die neu angeordnete «Maskenpflicht auf der gesamten Trainingsfläche», als mein Mann beschwichtigte, wir müssten eben eine andere Lösung finden. Ich bin von Natur aus nicht besonnen genug, um zu schweigen, wie kluge Menschen es tun, und sage es mit dem Rest Aufbegehren, das man in der emotionsgeladenen Corona-Empfindsamkeit noch hat: Diese überbehütende Massnahme ist Bockmist.

Dass man gegen steigende Infektionszahlen etwas unternimmt, ist natürlich richtig. Strenge Hygieneregeln beim Trainieren sind gut und wichtig: Hände waschen davor und danach, Abstand halten, die Geräte nach dem Gebrauch desinfizieren, das habe ich schon vor Corona so gehandhabt – wie andere auch.

Im Gegensatz zu Deutschland, wo Sportstudios bis Ende November geschlossen bleiben, was ich für absurd halte, kommen wir mit weniger Verboten davon. Dennoch, Sport mit Mundschutzmaske scheint mir eine erstickende Form der Vorsicht, und es stellt sich die Frage, ob diese Massnahme noch vernünftig ist oder nicht ins Ungesunde abdriftet. Der Grossteil der Ansteckungen passiert im privaten Haushalt.

Feuchte Masken sind unangenehm, aber vor allem ein Nährboden für Bakterien und Viren. Ist das nicht das grössere Risiko als die Ansteckungsgefahr? Man muss sie also auswechseln, was beim Ausdauertraining so praktisch ist wie Socken wechseln. Auch ist niemand beseelt davon, sein eigenes Kohlendioxid einzuatmen. «Eine Maske gehört eigentlich nicht zum Sport», sagt ein Professor von der Deutschen Sporthochschule in Köln im GQ-Magazin. Die Atmung fällt nicht

so leicht wie sonst, der Körper wird weniger gut mit Sauerstoff versorgt, auch weil man unter der Maske immer auch einen Teil der verbrauchten Luft wieder einatmet. Weiter kann es sein, dass wegen des Stoffs bei hartem Training die Sauerstoffsättigung im Blut sinkt, einem schwindlig wird oder man sich schwach fühlt. Mir ist klar, dass viele Menschen während der Arbeit Masken tragen müssen und das mehr als mühsam ist. Mundschutzmasken verringern das Ansteckungsrisiko, es wichtig, dass wir sie grundsätzlich tragen. Aber Sport und Maske passen so gut zusammen wie Sport und Stöckelschuhe.

Die Angst vor dem Virus hält viele Menschen von regelmässiger Bewegung ab. Viele hätten ihren Fitnessvertrag wegen Corona gekündigt, beklagen die Studios. Mein Eindruck: Man ermuntert die Menschen durch Isolationsempfehlungen und Sporeinschränkungen nicht nur zu weniger Fitness, man vermiest es ihnen nun noch aktiv mit der Maskenpflicht.

Laut einer Umfrage von Yougov vom April bewegen sich 38 Prozent der Erwachsenen in Deutschland aufgrund der veränderten Gewohnheiten weniger, fast 20 Prozent haben an Gewicht zugelegt. Auch in der Schweiz haben die massiven Massnahmen Folgen – die teils erst nach Jahren sichtbar werden. Senioren trauen sich kaum mehr aus den eigenen vier Wänden, dabei sind körperliche Aktivitäten gerade im fortgeschrittenen Alter wichtig. Experten warnen vor möglichen Auswirkungen: Übergewicht erhöht das Risiko für Erkrankungen wie Diabetes Typ 2 oder für Herz-Kreislauf- oder Gelenkerkrankungen. Bewegungsmangel kann auch die Psyche überlasten.

Nun kann man einwenden, dass man ja auch draussen trainieren kann. Ja, aber viele Leute sind angewiesen auf therapeutische Geräte im

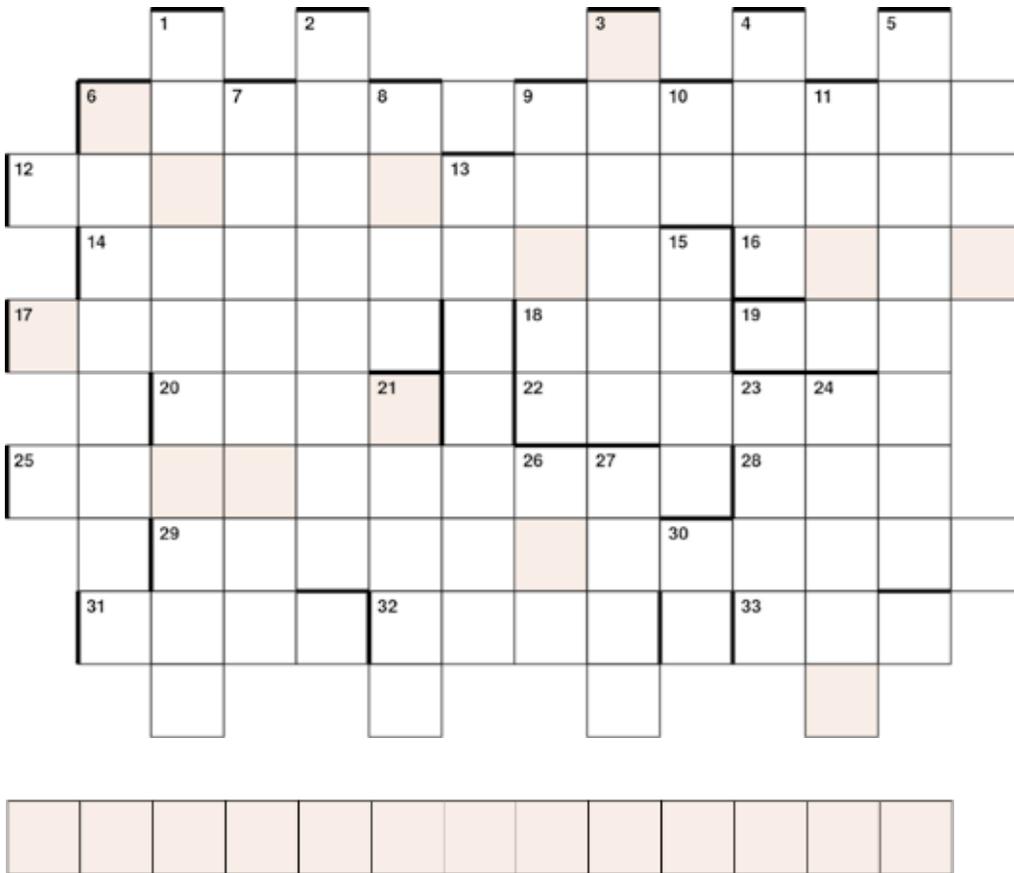
Gym. Und für Joggen in der Kälte kann sich nicht jeder erwärmen, erst recht nicht, wenn Wald und Parks ab 17 Uhr stockdunkel sind, also nur noch Asphaltstrecken zur Verfügung stehen, die zwar Beleuchtung anbieten, aber auch eine Duftmelange aus Fahrzeugabgasen und Kaminruss.

Warum warnt man Menschen nicht genauso inständig vor den Folgen von zu wenig Bewegung, wie man vor den Folgen von Corona warnt? Wieso sagt man ihnen nicht genauso eindringlich, wie man sie mit Zahlen zu Neuinfektionen beschallt, dass sie regelmässig sportlichen Aktivitäten nachgehen oder lange Spaziergänge an der frischen Luft machen sollen? Wieso fordert man sie nicht genauso bestimmt auf, sich gesünder zu ernähren, wie man sie durch Isolations- und Home-Office-Empfehlungen auffordert, in ihren vier Wänden zu bleiben?

Natürlich können auch gesunde Menschen an Corona erkranken. Mir scheint aber der Fokus auf Präventionsmassnahmen sinnvoller als die tägliche Dosis Infektionszahlen. Covid-19 wird ja nicht einfach weggehen, vielleicht müssen wir damit leben lernen – trotz der Ankündigung eines Impfstoffs. Wie geht es dann weiter? Sollen wir nur noch Maskensport treiben? Will man diese Bereiche alle paar Monate schliessen? Impfpflicht für alle?

Das Problem vermehrt von der anderen Seite anzupacken, Menschen zum Sport zu motivieren, anstatt ihnen die Lust daran zu nehmen, wäre mein Vorschlag. Wer sich fit hält, stärkt das Immunsystem. Sport und gesunde Ernährung sind während Corona-Zeiten wichtiger denn je. Meine These ist, dass das Virus eine Gesellschaft mit einer robusteren Gesundheit weniger hart trifft und eine fitte Bevölkerung langfristig das beste Mittel gegen eine Pandemie ist.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

**Lösungswort** — Die Muckibude

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Die unterhalten ihr Publikum gewöhnlich mit lediglich zwei bis drei Sätzen. **12** Am Anfang einer jeden solchen Vorstellung gibt es ein kleines Geschenk. **14** Eingehend absehen und dann nach Vorbild vorgehen. **16** Wird beim TV-FBI im Falle eines unheimlichen Falles unter X abgelegt. **17** Kuchenform oder Kuhprodukt mit integrierter Verkaufsstelle. **18** Die number des kleinen Privatgeschäfts. **19** Massimo und noch mehr für Massimo. **20** Ziemlich kurz für eine häufig lange Rekonvaleszenzzeit. **22** Versucht, mit heisser Luft einen schwelenden Konflikt zur Weissglut zu bringen. **25** Der verfasst das italienische Büchlein zur Oper. **28** „-Wan Ken“, der Ötzi von Obenaltendorf. **29** Zum Beispiel Sing-Sing-Stil, gewissermassen eine Homodeerscheinung. **31** Inne inne und die Anzahl der Quadratfuss im Quadratyard. **32** Das vom Krümelmonster einverleibte Monster aus derselben Strasse. **33** Die rechte Vorrichtung zur rechten Ausrichtung.

Senkrecht — **1** Eine Kollaboration mit der englischen Mannschaft. **2** Kein Vergnügen, womit Vergnügungsparkbesucher in der Hauptsaison hauptsächlich ihre Zeit verbringen. **3** Bei mechanischen Arbeiten anfallende Abfälle. **4** Wo der Nachwuchs des Nachts nistet. **5** Im alten Rom ein Offizier der Legion, nämlich ein Hundertmannhauptmann. **6** Eine Million Millionen auf der kurzen, eine Milliarde Milliarden auf der langen Skala. **7** Auf als Ungerechtigkeit empfundener Ungleichheit beruht ihre Unzufriedenheit. **8** Ja, aber nein und nein, aber ja. **9** Damit stopft manch einer die Löcher im Grips. **10** Kings Pennywise oder what der Besserwisser alles weiss. **11** Der Ase des Unfugs an der Nase eines Zugs. **13** Drei zweitel solche fehlen dem Sechstel zum Drittel. **15** Wesentlich kollegial bis kordial. **21** Die prominenteste Akropolispolis. **23** Daumenbreit-Einheit – Das Erheben der gleichnamigen Ab- ist dessen Aufgabe. **24** Weder Hardcover noch Paperback, eher No-cover und Paperlack. **26** Er sucht bei Twain die Freiheit, bei Stevenson nur einen Piratenschatz. **27** Steht stellenweise mitten auf der Strasse und soll die Leute zum Anhalten anhalten. **30** Namensgebend fürs ganze Ländli ist dieses Ständli.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 691

Waagrecht — **6** IUSTIZIRRTUM **13** INFORMATIKERIN **14** STRANG **15** USEDOM **16** UEBRIGENS **18** DRIN liegen = möglich sein **19** RAINI days: engl. Regentage / Notzeiten **20** TETINE: franz. Schnuller / Lutscher **23** [ELFEN]BEINTURM **29** LARK: engl. Lerche **30** ROIAL: zu 80% mit loyal identisch **31** STONE: engl. Stein **32** GEMIXT **33** LOS

Senkrecht — **1** LUFTBALLON **2** KIM: Ist in Korea der häufigste Familienname. **3** [MIT] [UNTER] **4** (K)ERKER **5** IUROR **6** INSE-RENT **7** SORRI **8** TRAINER **9** ZAGEN **10** (Kla)RISSE(nklostermauer) **11** TEDDI(bär) **12** MIMI: aus «Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett» mit Text von Hans Bradtke **17** GINKGO: Anspielung auf Goethes Gedicht «Gingo biloba» **21** NULL **22** ERROR **24** FAN **25** BOE **26** IOIO (Jo-jo) **27** Ein Satz mit x, das war wohl NIX (scherzhafte Redewendung). **28** TAT(sache/ort)

Lösungswort — **LUFTSTROM**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



SPEEDMASTER MOONWATCH

Die Speedmaster – 1957 ursprünglich zur Rennzeitmessung lanciert – wurde 1965 erstmals von der NASA zertifiziert, nachdem sie eine Reihe der härtesten Tests bestanden hatte. Seit diesem historischen Moment wurden ihr die kühnsten Missionen jenseits der Erde anvertraut, darunter die erste Mondlandung 1969 und die Rettung von Apollo 13 ein Jahr später. Design und Geist der Speedmaster bleiben heute im Wesentlichen unverändert, und wir freuen uns auf das nächste Kapitel in der Weltraumforschung.


OMEGA